Narodna in univerzitetna knjižnica
v Ljubljani

II 180062

2224 b

Sl 231 b

Rußland.

Land und Leute.

Herausgegeben

von

Hermann Roskoschny.

Zweiter Band.

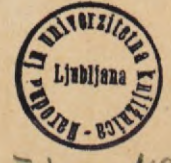
Leipzig.

Greßner & Schramm.

II 180062

II 180062

Alle Rechte vorbehalten.



FZC 484/1963

Druck von Greßner & Schramm in Leipzig.

Inhalt des zweiten Bandes:

Seite

St. Petersburg 1
Rußlands Norden 108
Die Ostseeprovinzen 187
Groß-Nowgorod und Pskow 228
Polen und Littauen 247
Kleinrußland 283
Register 317

Verzeichnis der Abbildungen.

Seite

Unterschriften von Angehörigen des russischen Kaiserhauses 4
In der Newamündung 5
Eishacker auf der Newa 8
Die Börse in St. Petersburg 9
Die Akademie der Künste 12
Sphinx am Newaufer bei der Akademie der Künste . 13
Geldwechsler 16
Volkstypen: Wasserträger. Fischhändler. Glaser . . 17
Alexandersäule 20
Peter-Pauls-Kirche in der Festung 21
Petersburger Schlitten 24
Die kaiserliche Eremitage 25
Der Winterpalast 29
Kunstschätze der Eremitage:
Die Garnwinderin. Von Gerhard Dow 33
Die Bibellecture. Von Gerhard Dow 33
Der Morgen. Von Claude Lorrain 36
Philipp II. Von Rubens 37
Vieh auf der Weide. Von Karl Dujardin . . . 37
Jan Sobieski. Von Rembrandt 37
Vieh auf der Weide. Von A. Cuyp 37
Van Dyk. Selbstporträt 37
Betteljunge. Von Murillo 41
Helene Fourment. Von Rubens 45
Der Inkunabelnsaal der kaiserlichen Bibliothek . . . 49
Die Isaakskirche nebst Grundriß derselben 52
Inneres der Isaakskirche 53
Denkmal Peter des Großen auf dem Petersplatz . . 57
Rutschbahnen 60
Eisgang auf der Newa 61
Petersburger Omnibus 65
Narwa-Triumphbogen 68
Fontäne im Alexandergarten 69
Vor einem Badehause am Sonnabend 73
Die Kumysheilanstalt in Zarskoje Selo 77
Türkisches Bad in Zarskoje Selo 81
Pawlowsky-Park 85
Auf der Rhede von Kronstadt 89
Schlüsselburg 92
Toksowo bei Petersburg 93
Schuwalowo 97
Sturm auf dem Ladoga-See 100
Ufer des Onega-Sees 101
Denkmal Alexander I. 108

Seite

Überfall durch Wölfe 109
Bauer und Bäuerin aus Finnland 112
Am Saima-Kanal 113
Schloß Monrepos bei Wyborg 116
Statue Wäinämöinens im Park von Monrepos . . . 117
Der Imatrafall 121
Eine Jurte der Lappländer 124
Schlittenfahrt in Lappland 125
Lappenfamilie auf der Reise 129
Spiele der Samojeden 132
Samojeden 136
Am Weihnachtsabend 137
Kloster Solowetzk. (Nach einem alten Gemälde) . . 140
Archángelsk 141
Floß auf der Dwina 145
Die Heiligen Sabatius und Zosimus im solowetzkischen Kloster 148
Im Petschoragebiet 149
Frau aus dem Gouvernement Archángelsk 152
Bauernhaus im Norden 153
Sophienkirche in Wologda 156
Im Petschoragebiet 157
Der Teufelsfelsen im Gouvernement Wjatka 161
Haus im Gouvernement Wologda 164
Denkmal an der Grenze Asiens und Europas . . . 165
Felsen im Matotschkin Scharr 169
Schwimmende Eisberge in der Karasee 172
Der Wasserfall Kiwatsch 173
Norwegische Fängstjakt in den Gewässern von Nowaja Semlja 177
Russische Bäuerin aus dem Norden 180
Schlußvignette (Fische) 186
Bauern aus Livland 187
Bauernbursch und Bauernmädchen aus Livland . . . 188
Esthnischer Bauer und Bäuerin 189
Riga 192
Bauern aus Kurland 193
Schloß Mitau 196
Auf dem Wolchow stromaufwärts 197
Domruine in Dorpat 200
Trachten aus der Gegend von Hasenpoth 204
Groß-Nowgorod 205
Bauernfamilie in Kurland 208
Brücke bei Wolmar 209
Reval 212

	Seite
Znamensky-Kathedrale in Nowgorod	213
Kurländische Bettler	216
Sophien-Kathedrale in Nowgorod	221
Kurländische Bauern beim Holzfällen (Vignette)	227
Frauen aus dem Gouvernement Pskow	228
Der weiße Turm in Nowgorod	229
Johanneskirche in Nowgorod	233
Denkmal des 1000jähr. Bestehens des russischen Reiches	236
Polnischer Jude	237
Schlußvignette	244
Lazienki-Park in Warschau	245
Polnische Trachten	247
Schnitterfest in Kleinrußland	248
Markt in Warschau	252
Littauischer Bauer und Bäuerin	253
Kapelle in Wilna	256
Südrussische Bäuerin	257
Der Wisent	260
Blumenmädchen aus Kijew	261
Kathedrale in Wilna	265
Denkmal in Smolensk	268
Kleinrussischer Lirnjik	269
Bienenkörbe in Kleinrußland	273
Kleinrussischer Töpfer	277
Markt in einem kleinrussischen Dorfe	281
Auszug zur Heuernte	285
Schlußvignette	288
Tanz am Abend	289
Alter Bettler	292
Die Universität in Kijew	293
Fahrt durch die Steppe	296
Reste der Irenenkirche in Kijew	297
Façade der Lawra in Kijew	300
Stromschnellen des Dnjepr	301
Eingang zu den Katakomben in Kijew	304
Grabmal Jaroslaws	305
Börse in Charkow	308
Uspenskaja pustyñ	309
Kutscher aus Kijew	312
Mädchen zur Erntezeit	313
Schlußvignette: Pilger.	316

Kunstbeilagen.

	Seite
Drei Fenster in der Akademie der Künste in St. Petersburg	32
In der Butterwoche auf dem Admiralitätsplatz in St. Petersburg	64
Ansicht von Dorpat	216
Russischer Urwald	240
Ansicht von Kalisch	272

Berichtigungen für einen Teil der Auflage:

Seite 195, 11 Zeilen von oben lies statt Riga: Dorpat.

Seite 264, 13. Zeile von oben ist vor der Zahl 1337 zu lesen: als Königspalast erbaute, am Anfang dieses Jahrhunderts zur Hochschule eingerichtete, sog. Kasimir-Baracke. Die Anstalt ist wie die in Krakau im Jahre 1337 u. s. w.

II. del

St. Petersburg.

Der Boden, auf dem Peter der Große die neue Residenz gründete, von welcher aus er gleich dem Kaiser Konstantin das Reich auf neuen Grundlagen umgestalten wollte, war uralter russischer Besitz. Ingrien oder Ingermanland am linken Ufer der Newa und Karelien am rechten Ufer waren zuerst der reichen Handelsstadt Nowgorod unterthan und kamen nach Niederwerfung derselben durch Iwan IV. unter moskowitische Herrschaft, doch zunächst nur für kurze Zeit. Während der Unruhen nach dem Tode Boris Godunoffs und der Kämpfe gegen die falschen Dmitris und die Polen drangen die Schweden in das Land an der Newa ein und setzten auch nach der Thronbesteigung des jungen Michael Romanoff den Krieg mit Erfolg fort. Sie eroberten Nowgorod, und der Zar sah sich gezwungen, den vom Volke ersehnten Frieden im Vertrag zu Stolbowa (1617) durch die Abtretung von Ingermanland, Karelien und alles Landes bis zum Lawafluß zu erkaufen, wogegen Schweden Nowgorod und alle anderen Eroberungen herausgab. Erst unter Peter dem Großen wurde das Newagebiet nach einem einundzwanzigjährigen Kriege mit Schweden im Frieden zu Nystadt (30. August 1721) aufs neue mit Rußland vereinigt.

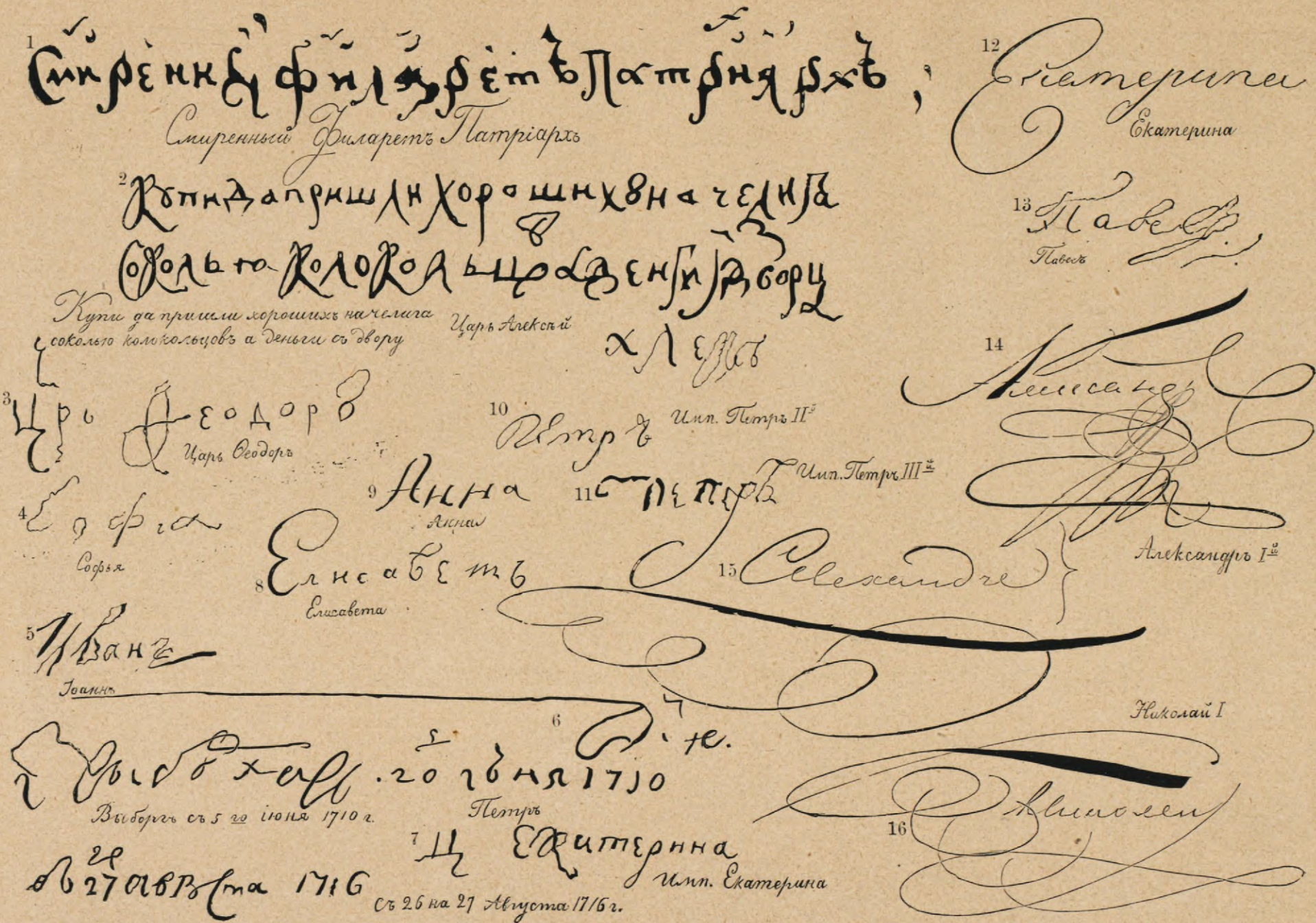
Im dritten Jahre dieses langwierigen Krieges, am 10. Mai, gelang es Peter, eine Abteilung der schwedischen Flotte in der Nähe des jetzigen Katharinenhof zu vernichten. Damit war, da bereits im Vorjahre die Festung Noteburg, das jetzige Schlüsselburg, und noch eine die Ochtamündung beherrschende schwedische Feste gefallen war, Rußland momentan im Newagebiet die herrschende Macht geworden, und die Newa von ihren Quellen bis zur Mündung wieder ein russischer Fluß. Nun galt es aber, das Gewonnene zu behaupten, in dem eroberten Lande sich dauernd festzusetzen. Am 15. Mai 1703 legte Peter eigenhändig auf einer der vielen Newa-Inseln, der sogenannten Haseninsel, den Grundstein der ersten Bastion einer Festung, welche zu Ehren der Apostel Petrus und Paulus den Namen Peter-Pauls-Festung erhielt. Doch damit war nur ein

Teil der kühnen Pläne des großen Reformators erfüllt: bei der Festung sollte eine Stadt erstehen, eine neue Hauptstadt seines Reiches, gegen die Feinde im Norden eine starke Grenzwacht, zugleich aber auch der Ausgangspunkt der Reformarbeiten, für welche in der Repräsentantin des starren, allen Neuerungen abholden Altrussentums, in der alten Residenz Moskau, kein günstiger Boden war. Die neue Stadt sollte das „Fenster gegen Westen" werden, durch welches in das Riesengebäude des russischen Reiches die europäische Kultur ihren Einzug halten konnte.

Um die ganze Größe und Kühnheit dieses Unternehmens ermessen zu können, muß man sich vergegenwärtigen, wie damals die Gegend an der Newamündung aussah. Wo das Land nicht mit dichtem Urwald bedeckt war, in welchem Bären und Wölfe hausten, erstreckten sich Stunden lang Sümpfe und Moräste. Für die zu erbauende Stadt mußte zunächst ein fester Boden geschaffen werden, man mußte Wälder ausroden und Kanäle graben — alles unter dem mörderischen Einfluß der in den Sümpfen herrschenden Fieber. In den Jahren 1712 bis 1716 waren fast 50 000 Menschen mit der Trockenlegung der Sümpfe, dem Ausroden der Wälder, dem Bau von Festungswerken und Häusern beschäftigt — außer Sträflingen und gefangenen Schweden ständig etwa 20 000 Leibeigene aus allen Gegenden des Reiches, die von zwei zu zwei Jahren durch neue Arbeiter abgelöst wurden. Um alle vorhandenen Maurer zur Verfügung zu behalten, wurde unter Androhung schwerer Strafen der Bau steinerner Gebäude für das ganze Reich mit Ausnahme der neuen Stadt untersagt. Wie man später Mannschaft zum Kriegsdienst aushob, so fand nun alle zwei Jahre eine Rekrutierung von Arbeitern statt, die mit Werkzeugen versehen an die Newa gesandt wurden. Der Tod hielt eine reiche Ernte unter diesen Leuten; tausende und abertausende erlagen der ungewohnten Arbeit und dem ungesunden Klima. Jeder Fußbreit festen Landes mußte sozusagen mit einem Menschenleben erkauft werden. Die große Sterblichkeit unter den Leibeigenen veranlaßte schließlich Peter, das bisherige System der zwangsweisen Heranziehung von Arbeitskräften aufzugeben und die auszuführenden Bauten Unternehmern zu überlassen, welche bezahlte Arbeiter heranzogen. Peter beaufsichtigte aber trotzdem selbst alle Arbeiten und wohnte inmitten der Arbeiter und Kolonisten nahe der Festung am Newaufer in einem bescheidenen Häuschen.

Allmählich gewann die ganze Gegend ein freundlicheres Aussehen, aber die Bevölkerung vermehrte sich nur sehr langsam, da eine Niederlassung in der neuen Stadt noch gar zu wenig Vorteile bot. Peters Energie überwand auch dieses letzte Hindernis, welches der Ausführung seines Lieblingsplanes im Wege stand: im Jahre 1712 verordnete er eine allgemeine Aushebung zu ständiger Ansiedelung in der neuen Residenz. Die Verordnung erzeugte viel böses Blut, aber Peter setzte seinen Willen durch. Eine Menge Kaufleute und Handwerker aller Art strömte nun an der Newa zusammen, und auch der Adel stellte sich bald ein, als Peter befahl, daß jeder, der mehr als dreißig Bauernhöfe besaß, ein Haus an der Newa bauen müsse. Die neue Stadt erhielt den Namen ihres Gründers — doch seltsamerweise in holländischer Sprache, Piterburg, zur Erinnerung an den Namen, unter welchem der Zar auf der Schiffswerfte in Saardam als schlichter Arbeiter die Schiffbaukunst erlernt, und bis auf den heutigen Tag hat sich im Volksmunde neben dem offiziellen Sankt-Peterburg die Benennung Piter für die Newaresidenz erhalten.

Eine Stadt der Paläste, der Bevölkerungszahl nach die fünfte Stadt Europas, ist seitdem an der Newa entstanden, herrliche Gärten und Parkanlagen haben den Urwald verdrängt, aber eine ungesunde Stadt ist Petersburg trotzdem geblieben. Die Zahl der Sterbefälle übersteigt bedeutend die Zahl der Geburten, und wenn die Einwanderung die jährlichen Verluste nicht ausgliche, würde Petersburg in wenigen Jahrzehnten aufgehört haben, eine Großstadt zu sein. Glücklicherweise ist die Einwanderung immer noch im Steigen begriffen. Da sie Petersburg meist Männer zuführt, überwiegt dort die männliche Bevölkerung so sehr, daß sie sich zur weiblichen wie 4 : 3 verhält, ein Verhältnis, das in keiner andern großen Stadt Europas zu finden ist. Ja in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts war die männliche Bevölkerung sogar mehr als doppelt so stark wie die weibliche (100 Männer auf 42 Frauen), und im Jahre 1869 zählte man noch 377 380 Männer und 289 827 Frauen. Die Einwanderung, namentlich jene aus dem Auslande, besteht nämlich aus jungen Leuten, die sich in Petersburg erst einen Hausstand gründen wollen, und aus solchen, welche ihre Familien daheim zurückgelassen haben und in Petersburg nur zeitweilig, vielleicht nur einige Monate, während welcher sie zu Hause entbehrlich sind, Arbeit suchen. Jenen Hang zum Nomadentum, auf den wir im ersten



Unterschriften von Angehörigen des russischen Kaiserhauses.

1. Patriarch Philaret, der Stammvater der Romanoffs.
2. Zar Alexis (1645—1676).
3. Zar Fedor (1676—1682).
4. 5. Sophia und Iwan, Geschwister Peter d. Gr.
6. Peter d. Gr.: „Wiborg, den 5. Juni 1710. Peter."
7. Kaiserin Katarina (1725—1727).
8. Elisabet (1740—1762).
9. Anna (1730—1740)
10. Peter II (1727—1730).
11. Peter III. (1762).
12. Katarina II. (1762—1795).
13. Paul I. (1796—1801).
14. 15. Alexander I. (1801—1825).
16. Nikolai I. (1825—1855).

In der Newa-Mündung.

Bande bereits wiederholt hingewiesen haben, finden wir in der Residenz durch diese fluktuierende Bevölkerung vertreten, welche gleich den Nordamerika überflutenden Chinesen in Petersburg nur Geld verdienen und ersparen will, das sie dann in ihrem Heimatsdorfe verzehrt.

Fast alle Volksstämme des europäischen Rußland stellen ein mehr oder minder großes Kontingent zu der jährlichen Einwanderung. Russen und Deutsche — letztere sowohl aus den Ostseeprovinzen als aus dem deutschen Reich, Österreich und der Schweiz — kommen am zahlreichsten, aber auch Finnland und die Tatarendörfer an der Wolga stellen ein bedeutendes Kontingent. Die Tataren leben in der Hauptstadt als Hausierer, sie vertreten hier die jüdischen Kleiderhändler Westeuropas, oder suchen Beschäftigung als Hausdiener in den Restaurants und Hotels. Das deutsche Element ist in allen Ständen vertreten, unter den Handwerkern und Kaufleuten, in der Gelehrtenwelt und in den Beamtenkreisen. Die deutsche Einwanderung nach Petersburg begann schon unter Peter dem Großen, lebhaft gefördert durch denselben, alsbald nach Gründung der Stadt. Der große Reformator des Zarenreichs, der sein Volk aus der Nacht asiatischer Barbarei, in der es infolge Jahrhunderte langer Knechtschaft unter Tatarenjoch sich befand, der westeuropäischen Kultur zuführen wollte, hatte erkannt, daß kein Volk zur Durchführung dieser Aufgabe so sehr berufen war wie das benachbarte deutsche. So berief er denn deutsche Gelehrte, Kaufleute, Handwerker und Künstler nach seiner neuen Residenz, um dort die Wissenschaften, Kunst und Gewerbe zu pflegen und zur Blüte zu bringen. Deutsche Offiziere und Soldaten wurden durch glänzende Versprechungen bewogen, in russische Dienste zu treten, um das Heer zu reorganisieren. Wohl kamen, als des Zars Reformbestrebungen im Auslande bekannt wurden, auch aus anderen Ländern viele Einwanderer nach Rußland, aber die einmal in Fluß gekommene Einwanderung aus Deutschland blieb doch die überwiegende, und blieb es bis auf den heutigen Tag, nicht zum geringsten Teile gefördert durch die freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Hause Romanoff und mehreren deutschen Fürstenhöfen. Diese freundschaftlichen Beziehungen, welche wiederholt deutsche Prinzessinnen auf den Zarenthron führten, hatten zur Folge, daß auch die höheren Gesellschaftsklassen, welche der Auswanderung nach Paris, London, Amerika u. s. w. fern blieben, sich in Petersburg eine neue Heimstätte suchten — neben zahlreichen Angehörigen des niedern Adels, bedeutenden Staatsmännern und Militärs auch Fürsten und Prinzen. Als dann später Rußland die Ostseeprovinzen, das ehemalige Gebiet des deutschen Ritterordens, erwarb und eine geschlossene deutsche Bevölkerung sich einverleibte, erhielt das Deutschtum einen festen Rückhalt in Rußland selbst, und die an Intelligenz den anderen Unterthanen des Zaren damals noch sehr überlegenen Bewohner der Ostseeprovinzen eroberten sich bald sowohl in den höheren Verwaltungszweigen als in Militär und Marine die einflußreichsten Stellungen — nicht zum Nachteile des Reiches.

Als eine seltsame Erscheinung muß hier hervorgehoben werden, daß Peter der Große sich nicht damit begnügte, Deutsche in sein Land zu ziehen und zur Ansiedelung in seiner Residenz zu veranlassen, sondern daß er geradezu als Germanisator der Residenz und ihrer Umgebung auftrat. Die neue Stadt selbst hatte, wie wir bereits erwähnt, keinen russischen Namen erhalten. Als Peter die am Austritt der Newa aus dem Ladogasee gelegene schwedische Festung Noteburg (Nußburg) eroberte und dann bedeutend verstärkte, stellte er nicht etwa den alten russischen Namen derselben (Orochowetz, Nüsseſtadt) wieder her, sondern nannte sie Schlüsselburg, weil sie für ihn der Schlüssel zu den angrenzenden Gebieten werden sollte. Später erhielten auch die auf der Insel vor der Newamündung gelegene Hafenstadt Petersburgs und die dazu gehörige Feste deutsche Namen: Kronstadt und Kronslott, und als die von Russen bewohnte Stadt Jami, westlich von Petersburg, den Schweden abgenommen war, gab der Zar auch dieser einen deutschen Namen: Jamburg. Ebenso erhielten die allmählich in der Umgebung Petersburgs sich erhebenden Lustschlösser des Zaren und der Großen des Reiches deutsche Namen, und spätere Herrscher und Herrscherinnen ahmten das Beispiel Peter des Großen nach. So finden wir heute in der Umgegend Petersburgs Oranienbaum, um welches herum bald eine stattliche deutsche Kolonie entstand, Peterhof, Katharinenhof, Annenhof, Elisabethof und viele andere, und diese Orte verbindet eine lange Kette von Dörfern mit einer an 12 000 Seelen zählenden deutschen Bauernbevölkerung. Noch mehr aber faßte das Deutschtum im Nordwesten Petersburgs Fuß, in dem sogenannten Alt-Finnland, dessen schwedische Bevölkerung von den russischen Herrschern allmählich germanisiert wurde. Die schwedischen Schulen, die Normalschulen sowohl als die Gymnasien, wurden durch deutsche ersetzt, die Pfarreien mit deutschen

Geistlichen besetzt, und da viele deutsche Adlige Grundbesitz in Alt-Finnland erwarben, Deutsche Gouverneure der Provinz waren und die Hauptstadt Wiborg als Seehandelsplatz viele Kaufleute heranzog, trat das schwedische Element immer mehr vor dem deutschen zurück, und die meisten Städte Alt-Finnlands wurden ebenso deutsche Städte wie jene Esthlands. Seit der im Jahre 1811 bewirkten Vereinigung Alt-Finnlands mit den übrigen finnischen Landesteilen werden zwar die Einheimischen mehr geschützt als früher, aber das Deutschtum ist doch aus den einmal gewonnenen Gebieten nicht mehr verdrängt worden.

Man besitzt in Petersburg erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts genaue statistische Angaben über die Zahl der deutschen Bevölkerung. Im Jahre 1794 sollen 17 660 Deutsche in Petersburg gelebt haben; 1819 zählte die Kolonie bereits 23 000, und 1846 war sie auf 30 000, 1849 auf nahezu 40 000 gestiegen. Im Jahre 1862 zählte die deutsche protestantische Gemeinde 51 700 eingepfarrte Angehörige; außerdem lebten

Eishacker auf der Newa.

in Petersburg noch etwa 6000 deutsche Katholiken, ganz abgesehen von den vielen Deutschen, die in den dort stationierten Regimentern dienten. Der starke Rückhalt, den das Deutschtum in den Ostseeprovinzen und Alt-Finnland hatte, bewirkte ein so stetiges Wachstum der deutschen Kolonie in Petersburg, daß man dieselbe jetzt auf mindestens 75 000 Seelen schätzen kann.

Diese Zahlen gewinnen noch erhöhte Bedeutung dadurch, daß sich die russische Bevölkerung Petersburgs während der letzten Jahrzehnte sehr langsam vermehrt hat, so daß es Jahre gab, in denen gar kein Wachstum derselben zu verzeichnen war, und daß auch die anderen in der Stadt vertretenen Nationen sich während der letzten neunzig Jahre fast gar nicht vermehrten, einzelne sogar heute an Kopfzahl geringer sind als damals.

Wir erwähnten bereits, daß das deutsche Element seine Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten entfaltete. Auf keinem hat sich aber sein Einfluß bis in die jüngste Zeit so dominierend erhalten wie in den

Drei Fenster in der Akad[illegible] Künste in St. Petersburg.

Künsten und Wissenschaften. Es ist keine Übertreibung, wenn wir sagen, daß Rußland die Mehrzahl seiner geistigen Errungenschaften, namentlich auf den Gebieten der Naturwissenschaften und der Geographie, Deutschen verdankt. Schon der erste ausländische Gelehrte, der von 1704—1710 in Petersburg thätig war und rastlos die Umgebungen der Stadt durchforschte, war ein Deutscher, der Magister Wilhelm Tolle aus Göttingen.

Die Börse in St. Petersburg.

Ein Jahr nach seinem Tode vereinbarte Peter der Große mit dem Philosophen Leibniz in Torgau persönlich die Grundprinzipien für eine zu gründende Akademie der Wissenschaften, deren Einrichtung Leibniz übernahm, und die auch im Todesjahre Peters (1725) ins Leben trat. Unter den 15 Akademikern befanden sich 11 Deutsche; der Rest waren Franzosen und Schweizer. Die Schüler, welche diese Männer um sich versammelten,

zerstreuten sich nach beendeten Studien durch das Reich als ebenso viele Apostel deutschen Wissens und deutscher Kultur, um nun selbst als Lehrer zu wirken. Aber nicht nur Lehrer erhielt Rußland von Deutschland, sondern auch die Lehrmittel. Die großen Bibliotheken, die Museen, die Naturalien- und Kunstsammlungen wurden mit in Deutschland erworbenem Material begründet und bereichert, auch die große kaiserliche Bibliothek nicht ausgenommen, obwohl diese die Mehrzahl ihrer Bücherschätze polnischen Klöstern verdankt, aus denen sie entführt wurden. Besonders großartig waren die Erwerbungen unter Katarina II. Sie berief abermals eine große Anzahl deutscher Gelehrten nach Rußland, und unter ihrer Regierung waren unter 18 Akademikern 10 Deutsche. Außerdem lebten damals in Petersburg zahlreiche deutsche Gelehrte und Schriftsteller von Ruf, während sich unter den aus jener Zeit bekannten Franzosen nicht ein bedeutender Mann befindet. Katarina sandte Gelehrte aus, die Lage aller einzelnen Orte des Reiches zu bestimmen, dasselbe wissenschaftlich zu durchforschen, die Sitten und Gebräuche der Bevölkerung zu studieren, und umfangreiche Werke, die noch heute großen Wert besitzen, waren die Frucht dieser Arbeiten. Seitdem sind deutsche Forscher die unvermeidlichen Nachzügler russischer Heere geworden. Überall, wo neue Länderstrecken dem unermeßlichen Reiche hinzugefügt wurden, in Armenien, am Kaukasus, am Amur, in Bokchara und Taschkend, an den Grenzen Chinas erschienen alsbald Deutsche, um die dem Verkehr mit dem Westen neu erschlossenen Länder zu durchforschen. Unter den Mitgliedern derartiger wissenschaftlicher Expeditionen trifft man nur verhältnismäßig selten russische Namen, aber in neuester Zeit sind allerdings die deutschen Gelehrten, die dabei eine hervorragende Rolle spielten, nicht mehr wie früher Ausländer, sondern fast ausschließlich aus den Ostseeprovinzen oder aus Petersburg gebürtig.

Und auch die deutsche Kunst fand in Petersburg eine Heimstätte. Schon unter Peter dem Großen besaß die Stadt in der Nähe der Polizei-Brücke, an der Moika, einem Nebenflüßchen der Newa, ein hölzernes Theater, in welchem unter großem Zulauf des Publikums deutsche Dramen aufgeführt wurden, wie sie damals eben Mode waren, meist biblischen Inhalts. Als dann später Lessing, Schiller und Goethe die deutsche Bühne mit ihren klassischen Dichtungen bereicherten, fanden ihre Stücke bald auch in Petersburg Eingang. Nachdem längere Zeit zwei Liebhaber-Theater neben einander bestanden, wurde endlich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine „kaiserlich deutsche Schauspielergesellschaft" gegründet. Der Hof und der russische Adel blieben zwar nach wie vor, auch als es schon eine russische Bühne gab, ständige Besucher des französischen Theaters und der italienischen Oper, aber die deutsche Bevölkerung war bereits zahlreich genug, um ihr Theater erhalten zu können. In jüngster Zeit wurde in drei Theatern deutsch gespielt, im Alexander-, Michael- und Marien-Theater, in dem letztern abwechselnd deutsch und russisch, in den beiden ersteren deutsch und französisch, und die bedeutendsten Schauspielkräfte Deutschlands haben bei Gastspielen in Petersburg stets die glänzendste Aufnahme gefunden. Nur die deutsche Oper vermochte nicht neben der vom Hofe begünstigten, mit vorzüglichen Kräften ausgestatteten italienischen Boden zu gewinnen. Die Vorliebe für die italienische Oper wurzelte viel zu tief. Schon unter der Kaiserin Anna begann die Heranziehung italienischer Musiker und Sänger, und nur unter der Kaiserin Katarina kam die deutsche Musik, namentlich durch Glucks Kompositionen, die der Kaiserin sehr gefielen, nochmals zu Ehren. Obwohl jedoch heute die italienische Oper dominiert, so besteht ihr Personal doch keineswegs ausschließlich aus Italienern; sehr viele Deutsche wirken in der italienischen Oper mit, und zu der Legion von Konzertmeistern, Musiklehrern, Sängern und Sängerinnen, welche in Petersburg leben, stellt Deutschland ein zahlreicheres Kontingent als alle anderen Nationen zusammen, auch die namentlich in neuester Zeit zahlreich auftretenden böhmischen Musiker mit eingerechnet.

Den Grundstock der deutschen Kolonie Petersburgs bildet jedoch der Kaufmannsstand. Wie geachtet derselbe dasteht, zeigen schon die Thatsachen, daß die Mehrzahl der fremden Konsulate von Deutschen verwaltet wird, daß auf der Petersburger Börse die deutsche Sprache neben der russischen die vorherrschende ist, und daß sich der Petersburger Import fast zu neun Zehntel in deutschen Händen befindet. Holländische und englische Schiffe waren zwar die ersten ausländischen, welche nach der Gründung Petersburgs in die Newa einliefen, aber so sehr der Zar auch die Holländer begünstigte, so war doch bald der deutsche Handel dem holländischen überlegen und hat ihn nun fast ganz verdrängt. Schon unter Elisabets Regierung war ein Deutscher, der aus Lübeck eingewanderte Heinrich Christian Stegelmann, der reichste Kaufmann Petersburgs, und die Kaiserin ernannte ihn zu ihrem Hofbankier oder wie er damals genannt wurde: Kammerfaktor. Gegen Ende der

vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts blühte ein anderes deutsches Handelshaus, Krempien und Eschenbach, welches oft 30 bis 40 Schiffe auf dem Meere hatte. Durch strenge Solidität haben diese Kaufleute den deutschen Handel zur Blüte gebracht und sich ihre Stellung zu wahren gewußt. Seit Aufhebung der Leibeigenschaft beginnt sich zwar auch das nationale Element dem Import- und Export-Geschäft zuzuwenden, und einzelne haben sich von geringen Anfängen zu Millionären emporgeschwungen, trotzdem man lange Zeit geglaubt, daß der Russe nur zum Kleinhandel befähigt sei, aber auch in diesen russischen Häusern hat der deutsche Kaufmannsstand seine Vertreter, vom Buchhalter bis zum jüngsten Comptoiristen herab. Der Russe ist eben ein viel zu kluger und berechnender Geschäftsmann, als daß er den großen Wert deutscher Arbeitskräfte nicht erkennen sollte.

Sollen wir nun noch vom Deutschtum in Militär und Marine und in den Beamtenkreisen sprechen? Wer die politischen Begebenheiten auch nur halbwegs mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt, der wird gewiß schon die Namen Todleben und Kaufmann gehört haben — Todleben, der heldenmütige Verteidiger Sewastópols und Retter der russischen Waffenehre vor Plewna — Kaufmann, der Eroberer Taschkends und weiter Landstrecken im Innern Asiens, die man bei uns kaum dem Namen nach kennt. Beide sind von Abstammung Deutsche. Doch das sind nur zwei der glänzendsten Namen. Auf Schritt und Tritt, zu Tausenden findet man Deutsche in der Armee, vom Offizier bis zum General, und in den Beamtenkreisen Petersburgs bezeichnet schon das kleine Wörtchen „von", ohne daß man erst den Zunamen hört, so manchen hohen Beamten als Deutschen.

In jüngster Zeit hat sich das russische Volk gegen den überwuchernden deutschen Einfluß aufzulehnen begonnen, und die von panslavistischen Ideen erfüllte Opposition bethätigte sich zunächst dadurch, daß man dem Strom der deutschen Einwanderung einen slavischen entgegenzuleiten suchte. Rußland kann auch heute die Einwanderung von Westen her noch nicht entbehren; das weiß man im Lande sehr wohl und giebt sich darüber keiner Täuschung hin. Man sucht jedoch die Kulturarbeit, welche bisher den Deutschen oblag, möglichst auf die Schultern von Einwanderern slavischer Abstammung abzuwälzen, und die Einwanderung aus den czechischen Gegenden Böhmens und Mährens ist daher in den letzten Jahren von panslavistischer Seite angeregt und gefördert worden. Für Rußland kann ein solcher Wettstreit nur von Vorteil sein. Je mehr tüchtige Kräfte in das Land gezogen werden, um mitzuwirken an der Erschließung der unermeßlichen Hilfsquellen, über welche dasselbe verfügt, desto rascher wird das russische Volk die letzten Schranken niederreißen, die es von der vorgeschrittenern Kultur des Westens trennen. Die Kulturaufgabe der Deutschen in Rußland wird durch diese Bestrebungen nicht berührt — sie wird es um so weniger, als die nationalen Gegensätze zwischen Deutsch-Russen und Slavo-Russen bei weitem nicht so schroff sind, als man gewöhnlich im Auslande anzunehmen pflegt. Der Deutsche assimiliert sich bekanntlich sehr leicht dem Volk, in dessen Mitte er lebt, und dies ist auch in Rußland der Fall. Die Tausende von Deutschen aus den Ostseeprovinzen, welche als Beamte oder Offiziere in der Verwaltung und im Militär einflußreiche Stellen bekleiden, unterscheiden sich in ihrer Gesinnung durch nichts von den Vollblutrussen; sie sind — darüber möge man sich in Deutschland keiner Täuschung hingeben — zunächst Russen und dann Deutsche. Nie und nimmer hätte die Bevölkerung der Ostseeprovinzen ihre jetzige Stellung in Rußland erringen können, wenn sie sich durch ostentatives Betonen ihrer Nationalität in schroffen Gegensatz zu der russischen Bevölkerung gesetzt hätte. Russisch sprechend gleich dem Russen, allen Eigentümlichkeiten der Kreise, in denen er lebte, sich rasch anpassend, gewann der Deutsche aus den Ostseeprovinzen leicht das Vertrauen seiner Umgebung, was den aus dem Reich Eingewanderten und noch viel weniger den auf ihre geistige Überlegenheit stolzen Franzosen nur in sehr seltenen Fällen gelang. Die Leichtigkeit, mit welcher der Deutsch-Russe den Russifizierungsprozeß übersteht, befähigt ihn daher vorzugsweise, für Rußland der Vermittler der Kultur des Westens zu sein, welche ihm selbst durch das deutsche Mutterland, dessen Sprache die seine geblieben ist, erschlossen wird. Und man darf auch nicht außer acht lassen, daß die Ostseeprovinzen nicht bloß gaben, sondern auch empfingen. Sie sandten und senden noch heute in die fernsten Landesteile ihre Söhne als Pioniere der Kultur, aber Rußland hat auch die ihm geleisteten Dienste nicht ungelohnt gelassen, wie die Namen von hunderten, ja tausenden von Deutschen beweisen, die zu hohen und höchsten Ämtern und Würden gelangten. Dieses für beide Teile vorteilhafte Verhältnis kann für kurze Zeit durch stürmisch sich geltend machende Gegenbestrebungen gestört werden, es aber völlig zu beseitigen, die Deutschen Rußlands

völlig beiseite zu schieben, ist auch heute noch eine Unmöglichkeit. Dem Sensationsbedürfnis ausländischer Zeitungen mögen Berichte über die angeblich gefährdete Stellung der Deutschen eine allezeit willkommene Gabe sein, in Rußland selbst aber urteilt man darüber anders: die Deutsch-Russen wissen aus Erfahrung, daß die hochgehenden Wogen über kurz oder lang sich legen werden ohne Schaden angerichtet zu haben. Der Tag wird ja zweifellos kommen, an dem auch das russische Volk fremder Kräfte nicht mehr bedürfen wird — bis dahin aber werden die Deutschen in Rußland zum Heil des Landes gleich segensreich wie bisher weiter wirken als Träger und Verbreiter wahrer Kultur.

Die Akademie der Künste.

Peter der Große, der die bewundernswerte Fähigkeit besaß, stets mit richtigem Verständnis die zur Ausführung seiner Pläne geeignetsten Persönlichkeiten zu finden, hatte auch bei der Anlage der neuen Stadt seinen gewohnten Scharfblick bewährt. Der fleißige, ausdauernde, genügsame deutsche Kolonist war der Mann, wie ihn der Zar brauchte, denn obwohl schon die Trockenlegung der Sümpfe und die Ausrodung der Wälder keine leichte Aufgabe war, so waren die neuen Ansiedler, nachdem sie ihre Häuser bezogen, noch keineswegs

Sphinx am Newaufer bei der Akademie der Künste.

auf Rosen gebettet. Das rauhe Klima, die ungesunde Gegend, die Nähe der feindlichen Grenze, von wo man jeden Augenblick einen Überfall befürchten mußte, der Mangel von Verkehrsstraßen nach dem Süden — das waren nur einige der Annehmlichkeiten, an welche sich der Ansiedler hier, wo er als äußerster russischer Vorposten durch Wasser, Sumpf und Urwald von aller Welt abgeschlossen war, gewöhnen mußte. Der Riesenstrom, aus dessen Fluten gleichsam die neue Stadt sich erhob, umbrauste die Niederlassungen wie ein tobendes Meer, stellenweise bis 1280 Meter breit, und wenn er auch an vielen Stellen eine Tiefe von mehr als 16 Meter erreichte, so war doch durch viele Untiefen und große Sandbänke, gerade in der Umgegend Petersburgs, die Schiffahrt sehr erschwert.

Außer Venedig, Amsterdam und Stockholm ist wohl keine europäische Stadt so wasserreich wie Petersburg. Fast ein viertel der Stadt zieht sich am finnischen Meerbusen hin, und nicht weniger als vierzehn Flüsse und Flußarme und acht Kanäle durchschneiden, zahlreiche große und kleine Inseln bildend, das Weichbild. Da zweigt sich zunächst vom Hauptstrom unterhalb der Alexanderbrücke die Newka ab, in weitem Bogen gegen Norden fließend und sich weiterhin in die Kleine (Málaja) und die Große (Bolschája) Newka teilend, welche letztere wieder die Mittlere (Srédnaja) Newka nach Süden entsendet und mit ihr die Jelagin-Insel bildet. Außer dieser bilden die verschiedenen Arme der Newka noch drei Inseln, den Kamenny und Krestowsky Ostrow und die sogenannte „Petersburger Seite", eine etwa 4 Kilometer lange Insel, von der die Karpowka die Apotheker-Insel abschneidet und an deren Südufer der Hauptstrom sich abermals teilt, um als Große Newa gegen Süden, als Kleine Newa längs der Petersburger Seite gegen Norden zu fließen. Die Shdanowka verbindet die Kleine Newa mit der kleinen Newka und trennt von der Petersburger Seite den Petrowsky Ostrow ab, während von dem durch die Kleine und Große Newa gebildeten, 5 Werst langen Wassily-Ostrow (Basilius-Insel) durch die von der Kleinen sich abzweigende Schwarze Newa die Golodai-Insel abgeschnitten wird. Zu diesen größeren Inseln gesellt sich noch ein halbes Hundert kleinerer: innerhalb der Stadt die durch den Kronwerksgraben gebildete Festungs-Insel, vor dem Ausfluß der Großen Newa der Gutujewsky-, Rjäswy-, Krugly-, Kanonersky- und Truchtanowsky-Ostrow, vor der Kleinen Newa der Wolny-Ostrow und noch viele andere, die jedoch unbewohnt sind.

Neben all diesen Flußarmen ist auf dem linken Newaufer noch ein vielfach verzweigtes Kanalsystem vorhanden, welches die eigentliche, am linken Newaufer gelegene Stadt in eine Unzahl künstlicher Inselchen teilt und in vier konzentrischen Bögen, die durch Seiten-Kanäle wieder unter einander verbunden sind, durch das Häusermeer sich hindurchwindet. Der größte derselben ist der Neue Umfassungsgraben (Nowy obwodny kanal); dann folgen die unter Elisabet und Katarina mit Quais eingefaßte Fontanka, der Katarinenkanal, der in vielen Windungen vom Nordende der Fontanka am Sommergarten zu ihrem Südende an der Kalinkin-Brücke führt, und endlich das Flüßchen Moika, welches die City von Petersburg umschließt, den sogenannten Admiralitäts-Stadtteil, in dem auch der Kaiserliche Palast steht.

Wir können das Wassernetz, welches Petersburg durchzieht, hier nur in großen Zügen schildern, und eine ausführliche Topographie kann nicht unsere Aufgabe sein, denn wir wollen dem Leser nur einen Überblick über die Hindernisse ermöglichen, welche die vielen Flußarme mit ihrer versumpften oder versandeten Umgebung der Anlage einer Stadt entgegensetzten. Die ersten Häuser wurden im Jahre 1704 auf der Petersburger Seite in der Nähe der Peter-Pauls-Festung erbaut. Im folgenden Jahre wurde eine Anzahl Ausländer am gegenüberliegenden linken Newaufer angesiedelt, und auch auf dem Wassily-Ostrow entstand eine Niederlassung. Auf dieser Insel, welche ihren Namen von dem dort stationierten Kapitän Wassil Kortschmin erhielt, erbaute im Jahre 1810 Fürst Mentschikoff das erste steinerne Haus, und bald darauf erhielt auch die Petersburger Seite ein solches, das der kaiserliche Kanzler Graf Golowkin errichten ließ. Die Niederlassungen auf der Petersburger Seite und dem Wassili-Ostrow hatten aber in jedem Frühjahr so viel durch Überschwemmungen zu leiden, daß Peter der Große sich endlich entschloß, sämtliche Staatsgebäude nach dem höher gelegenen linken Ufer zu verlegen, wo er auch im Jahre 1711 am Ausfluß der Fontanka in die große Newa für sich selbst ein kleines zweistöckiges Haus erbauen ließ, das ihm zum Sommeraufenthalt dienen sollte und davon den Namen Sommerpalast (letny dworétz oder letny dom) erhielt. In demselben Jahre wurde eine vierte Niederlassung am rechten Ufer der Großen Newa gegründet, die jetzige „Wiborger Seite".

Die vielen, stellenweise sehr breiten Flußarme erschwerten den Verkehr zwischen den einzelnen Niederlassungen ungemein. Heute führen über die Flüsse und Kanäle mehr als hundert Brücken, während der Regierungszeit Peters aber waren nur die schmäleren Flußarme und einige der jetzigen Kanäle, die Fontanka, Moika u. a. überbrückt, und die Fallbrücken, welche über dieselben führten, waren so eng, daß nur ein zweispänniger Wagen sie passieren konnte. Den Verkehr mit der Petersburger und Wiborger Seite vermittelten ausschließlich Kähne. Jeder Hausbesitzer mußte einen Kahn besitzen; ärmere erhielten Kähne von der Regierung unentgeltlich, jedoch mit der Verpflichtung, wenn der geschenkte Kahn morsch und unbrauchbar wurde, auf eigene Kosten einen neuen anzuschaffen.

Geldwechsler.

Trotz aller Hindernisse wuchs die neue Stadt rasch. Im Jahre 1708, ein Jahr vor der entscheidenden Schlacht bei Poltawa, in welcher Peters großer Gegner Karl XII. dem lange gering geschätzten Zaren erlag, überstand Petersburg glücklich eine Belagerung durch die Schweden, und seitdem ist nie wieder ein feindliches Heer vor seinen Mauern erschienen; es ist bis auf den heutigen Tag die einzige Residenz auf dem Kontinent geblieben, in welche noch nie ein Eroberer seinen Einzug gehalten hat. Im Jahre 1712 hatte es bereits eine solche Bedeutung erlangt, daß Peter den Augenblick für gekommen hielt, den längst im stillen gehegten Plan auszuführen und Petersburg zur Residenzstadt zu erheben. Faktisch war es ja bereits die Residenz, da Peter hier mehr weilte als in Moskau, aber der Plan des Zaren stieß dennoch auf den heftigsten Widerstand der altrussischen Partei, die sich in ihren heiligsten Empfindungen dadurch getroffen fühlte, daß der altehrwürdige Kreml seiner Würde als Sitz der Zaren entkleidet werden sollte. Doch Peter, dessen eiserne Energie seine Lieblingsstadt so zu sagen den feindlichen Naturkräften abgerungen hatte, verstand auch den starren Trotz seiner Unterthanen zu brechen. Petersburg wurde und blieb der Sitz der Reichsverwaltung.

Nicht minder wichtig für das Gedeihen der Stadt war die Verordnung, durch welche der Hafen von Archángelsk allen fremden Schiffen verschlossen wurde, da sich der Handel dieses Hafenplatzes nach Petersburg zog.

Die Erhebung Petersburgs zur Residenz bewog nun auch den Adel, der dem Hofe nicht fern bleiben konnte, zur Übersiedlung, und in den nächsten Jahren entstanden am linken Newaufer zahlreiche große Paläste, durch welche allmählich das ganze Aussehen der Stadt verändert wurde. Um dem Mangel an Bausteinen abzuhelfen, verordnete Peter, daß jedes Schiff, welches an Petersburg vorbeifahre, und jeder Wagen, der in die Stadt komme, eine bestimmte Ladung Bausteine mitbringen müsse, und so streng wurde diese Verordnung gehandhabt, daß sogar die Equipagen der Vornehmen diesen seltsamen Eingangszoll entrichten mußten. Im

Volkstypen: Wasserträger. Fischhändler. Glaser.

Jahre 1724 ließ Peter die Gebeine des heiligen Alexander Newsky nach Petersburg bringen und erbaute zu Ehren des Heiligen ein großes Kloster, welches dem Troitzky-Kloster bei Moskau und dem berühmten Höhlenkloster bei Kijew den Rang als erstes Nationalheiligtum streitig machen sollte.

Als Peter starb, zählte die von ihm gegründete Stadt bereits 75 000 Einwohner. Unter Katarina I. (1725—1727) und Peter II. (1727—1730) gerieten zwar die Neubauten ins Stocken, da sowohl Katarina als Peter II. lieber in Moskau weilten und selten nach der neuen Residenz kamen, aber unter Anna Iwanowna (1730—1740) und ihrer Nachfolgerin Elisabet Petrowna (1741—1760) wurden nach einem sorgfältig ausgearbeiteten Plan jene großen Bauten am linken Newaufer ausgeführt, durch welche der Wassily-Ostrow, bis dahin der bedeutendste Stadtteil, überflügelt und die Gegend an der Fontanka zum Verkehrscentrum der Stadt wurde. Les deux impératrices qui lui ont succédé l'une après l'autre, sagt Voltaire, ont encore été au delà de ses vues, quand elles étaient praticables, et n'ont abandonné que l'impossible.

Der rasch wachsende Handelsverkehr hatte schon in den ersten Jahren nach der Gründung der Stadt zur Errichtung einer Börse geführt. Das Gebäude derselben befand sich auf der Petersburger Seite in der Gegend des jetzigen derewjanny rynok (Holzplatz), unter der Regierung der Kaiserin Anna Iwanowna wurde aber im Jahre 1735 die Börse nach der Spitze des Wassily-Ostrow verlegt. Es währte jedoch sehr lange, bevor die Börse ein dem Umfang ihrer Geschäfte entsprechendes, würdiges Gebäude erhielt. Schon im Jahre 1784 wurde nach den Plänen des Architekten Guarenti der Bau eines monumentalen Gebäudes begonnen, jedoch damals wurde nur die große Freitreppe vollendet und der Bau ruhte bis zum Anfang dieses Jahrhunderts, wo er nach neuen Plänen wieder aufgenommen wurde. Im Jahre 1811 fand endlich die feierliche Eröffnung der neuen Börse statt. Die Höhe der 44 das Gebäude umgebenden jonischen Säulen steht leider nicht im richtigen Verhältnis zu den Dimensionen des breiten Daches, dem gegenüber die Säulen zu kurz und gedrückt erscheinen. Den Giebel über dem Haupteingang schmücken die Statuen des Fleißes, der Hoffnung und der Gerechtigkeit. Auf dem Platze vor der Börse stehen zwei hohe Säulen, Nachahmungen der altrömischen columnae rostratae, die mit metallenen Schiffsschnäbeln verziert sind, im Innern hohl, so daß man auf einer eisernen Treppe bis zu der mit einem Gitter umgebenen Spitze emporsteigen kann (siehe Seite 9).

Die Börse ist mit Ausnahme der Sonn- und Festtage täglich von 3 bis 5 Uhr geöffnet, vom 1. November bis Ende Januar nur bis 4 Uhr. Das Börsenjahr beginnt mit dem 1. Mai. Der Besuch der Börsenräume ist jedermann gestattet, dort Geschäfte abzuschließen ist jedoch nur den Bankiers, den Kaufleuten erster und zweiter Gilde, den Petersburger Kaufleuten dritter Gilde und noch einigen wenigen anderen Personen erlaubt. Ein Börsenkomitee wacht über die Aufrechterhaltung der Ordnung und entscheidet vorkommende Streitigkeiten; jeder Börsenbesucher ist verpflichtet, sich den Anordnungen des Komitees zu fügen. Russische Kaufleute bilden selbstverständlich die Mehrzahl der Börsenbesucher, doch sind auch Ausländer zahlreich vertreten. Der inländische Handel ist fast ausschließlich in den Händen von Russen, während an dem Handel mit dem Auslande Russen und Ausländer ziemlich gleichmäßig beteiligt sind.

Die Petersburger Börse ist eine der bedeutendsten ganz Europas. Rußland besitzt außer ihr noch Börsen in Archángelsk, Taganrog, Riga, Moskau und Odessa. Die Börse von Archángelsk ist die älteste, und von ihr aus haben verschiedene charakteristische Eigentümlichkeiten der russischen Handelskreise auch in Petersburg Eingang gefunden. Die interessanteste unter diesen Eigentümlichkeiten ist das Artélwesen, dem wir bereits unter der Form der Arbeiter-Artéle (siehe Band I Seite 179, 251 u. a. O.) begegneten und das wir nun hier in seiner Anwendung auf den Ex- und Import kennen lernen werden: als Drjagil-Compagnieen und Börsen-Artéle.

In Archángelsk bestanden schon im 16. Jahrhundert sogenannte Drjagil-Artéle, und nach ihrem Vorbild entstand bereits im Jahre 1724 auch in Petersburg eine derartige Artél. Der Name Drjagil ist ebenso wie Artél (aus Anteil) ein korrumpiertes deutsches Wort; er entstand aus dem Worte „Träger". Im Jahre 1827 ist zwar durch Ministerialbefehl die Benennung Drjagil-Artél in Drjagil-Compagnie umgewandelt worden, aber der alte Name war unbestreitbar für die Thätigkeit dieser Gesellschaften bezeichnender, da sich die Drjagil-Compagnieen von den Börsen-Artélen nur dadurch unterscheiden, daß sie die Interessen des Zollamtes vertreten, während die Artélgenossen die Interessen des Kaufherrn wahrnehmen.

Dem Löschen der Waren aller der Zollrevision unterliegenden Schiffe wohnen außer dem Zollaufseher Angehörige der Drjagil-Compagnie und einige Artélgenossen (Artélschtschiki) bei. Letztere beaufsichtigen im Auftrage des Kaufherrn die Löschungsarbeiten bis zum Anlegen der Plomben, auf daß die Ware nicht mit anderer vertauscht werde und nichts abhanden komme. Sie begleiten darauf die Drjagil-Compagnie in die Zolldepots, wohin jene die plombierten Warenballen bringen, öffnen dort die Ballen und Kisten, packen die Waren aus, wiegen sie gemeinsam mit den Drjagili und legen, nachdem der Zoll entrichtet worden, die entsprechenden Plomben an. Wird der Zoll nicht sofort erlegt, so bleibt die Ware in den Zolldepots und wird dort von den Artélgenossen bewacht, welche sowohl für die Quantität als für die Qualität haften. Gegen Erlag der Zollgebühren wird von den Zollbeamten ein Durchlaßschein ausgestellt, welcher die Artélgenossen berechtigt, die Ware ihrem Eigentümer zuzuführen.

Außerdem werden die Artélgenossen von den Kaufherren noch zu den verschiedensten Arbeiten gemietet. Man schickt sie nach Kronstadt, um dort das Umladen der Waren aus den Schiffen mit größerem Tiefgang

Alexandersäule.

Peter-Pauls-Kirche in der Festung.

auf die Lichterschiffe zu beaufsichtigen, man verwendet sie in den Comptoirs, im Kassengeschäft oder als Hausknechte (Dwornjik). Zu Aufträgen, die ein gewisses Vertrauen zu dem Beauftragten erfordern, bedient sich die Petersburger Kaufmannswelt besonders gern der Artélgenossen, und viele Petersburger Häuser haben eine Artél ausschließlich für ihre Bedürfnisse engagiert.

Ein solches Verhältnis ist nur dadurch möglich, daß die Artéle durch strenge Zucht den Ruf der Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit, den sie genießen, sich erhalten, und jede Genossenschaft wacht denn auch sorgfältig darüber, daß jeder ihrer Angehörigen gewissenhaft seine Pflichten erfülle. In Petersburg entstanden die ersten Börsen-Artéle schon im Jahre 1712, und die älteste jetzt vorhandene, die Jaroslawsche, datiert aus dem Jahre 1714. Die Mehrzahl der jetzigen Artéle stammt aus dem vorigen Jahrhundert, neue entstehen jetzt selten, aber die Zahl der Genossen, welche jede einzelne umfaßt, ist noch immer im Steigen begriffen. Die Mitgliederzahl ist bei den einzelnen Artélen sehr verschieden; sie schwankte nach den uns vorliegenden Tabellen zwischen 46 und 261. Die Organisation ist jedoch bei allen dieselbe.

Wer in eine Artél aufgenommen werden will, muß zunächst einigen Genossen so genau bekannt sein, daß diese die Bürgschaft für seine Ehrlichkeit und Mäßigkeit übernehmen können, denn das sind unentbehrliche Eigenschaften eines Artélgenossen; ferner muß er des Lesens und Schreibens kundig sein und darf keine körperlichen Gebrechen besitzen. Die Aufnahme findet im Beisein aller Genossen statt. Der Aufzunehmende gelobt vor dem Heiligenbilde, die Artélgesetze getreulich zu erfüllen und solidarisch für jeden Genossen zu haften, worüber er einen Revers ausstellt, den er bei einzelnen Artéls selbst schreiben und unterschreiben muß, während andere sich mit der Unterschrift unter einem Formular begnügen. Darauf hat er das Eintrittsgeld, den Wkup (Einkauf) zu erlegen, der 860 bis 1600 Rubel zu betragen pflegt und unter die einzelnen Mitglieder verteilt wird. Die Zahlung des Wkup ist unerläßliche Bedingung der Aufnahme in eine Artél, doch muß der Betrag nicht auf einmal erlegt, sondern er kann auch in Terminen bezahlt werden, die sich jedoch auf nicht mehr als vier Jahre erstrecken dürfen. In einigen Artélen ist die Höhe des Wkup genau bestimmt, in anderen wird sie von Fall zu Fall vereinbart. Minderjährige, welche in die Artél aufgenommen zu werden wünschen, haben außer dem Wkup noch die Beregowija Dengi (Schonungsgelder) zu entrichten, weil sie noch nicht zu den schweren Arbeiten verwendet werden können und „geschont" werden müssen. Für jedes Jahr, während dessen der Maltschik (junger Mensch) genannte minderjährige Genosse noch auf Schonung Anspruch hat, werden 90 bis 110 Rubel an Schonungsgeldern berechnet. Das Schonungsgeld entfällt jedoch, wenn der junge Mann körperlich so entwickelt ist, daß er jede Arbeit verrichten kann. Alle Artélgenossen, welche den Wkup noch nicht vollständig entrichtet haben, heißen Nowiki (Neulinge); sobald sie ihn bezahlt haben, avancieren auch die Minderjährigen zum Rang von Stariki (Alte). Außer dem Wkup und den eventuell zu zahlenden Schonungsgeldern hat der Bewerber um die Aufnahme in eine Artél noch sämtliche Genossen zu bewirten, und jede Aufnahmefeierlichkeit schließt daher mit einem Schmaus.

Was die Genossenschaft verdient, das fließt in die gemeinsame Kasse, welche der jedesmalige Älteste verwaltet. Ein- oder zweimal jährlich, gewöhnlich nach der Beendigung der Winter- und der Sommerarbeit, erfolgt die Rechnunglegung über die Einnahmen der Artél und die Verteilung der auf jedes Mitglied entfallenden Anteile. Die Abrechnung, welche der Artélschreiber oder der Älteste vorlegt, enthält die Beträge, welche jeder einzelne als seinen Anteil an den im Laufe der letzten Monate gezahlten Wkups zu fordern hat, und das Verzeichnis der Tage, während welcher er für die Artél gearbeitet hat, nebst dem ihm hierfür zu zahlenden Lohn, wovon jedoch etwaige Strafgelder abgezogen werden. Die letzteren können bedeutend sein und das Einkommen der Mitglieder sehr verringern. Wenn sich ein Genosse an dem ihm angewiesenen Arbeitsplatze nicht einfindet, verfällt er dem Progul (Strafe für Bummelei), der 60 Kopeken bis 3 Rubel beträgt, und wenn er sich ein solches Vergehen mehrmals zu schulden kommen läßt, kann die Geldstrafe bis auf 200 Rubel erhöht werden. Bessert er sich auch dann noch nicht, so wird er von der Arbeit „abgeschrieben", das heißt, auf einige Zeit aus dem Verbande entlassen. Dieses „Abschreiben" kann unter Umständen für einen Zeitraum von drei Jahren erfolgen, und der so Bestrafte muß nach Ablauf der Strafzeit einen Monat zur Probe unentgeltlich arbeiten. Hat er sich dann noch nicht gebessert, so kann er für immer aus der Artél ausgeschlossen werden.

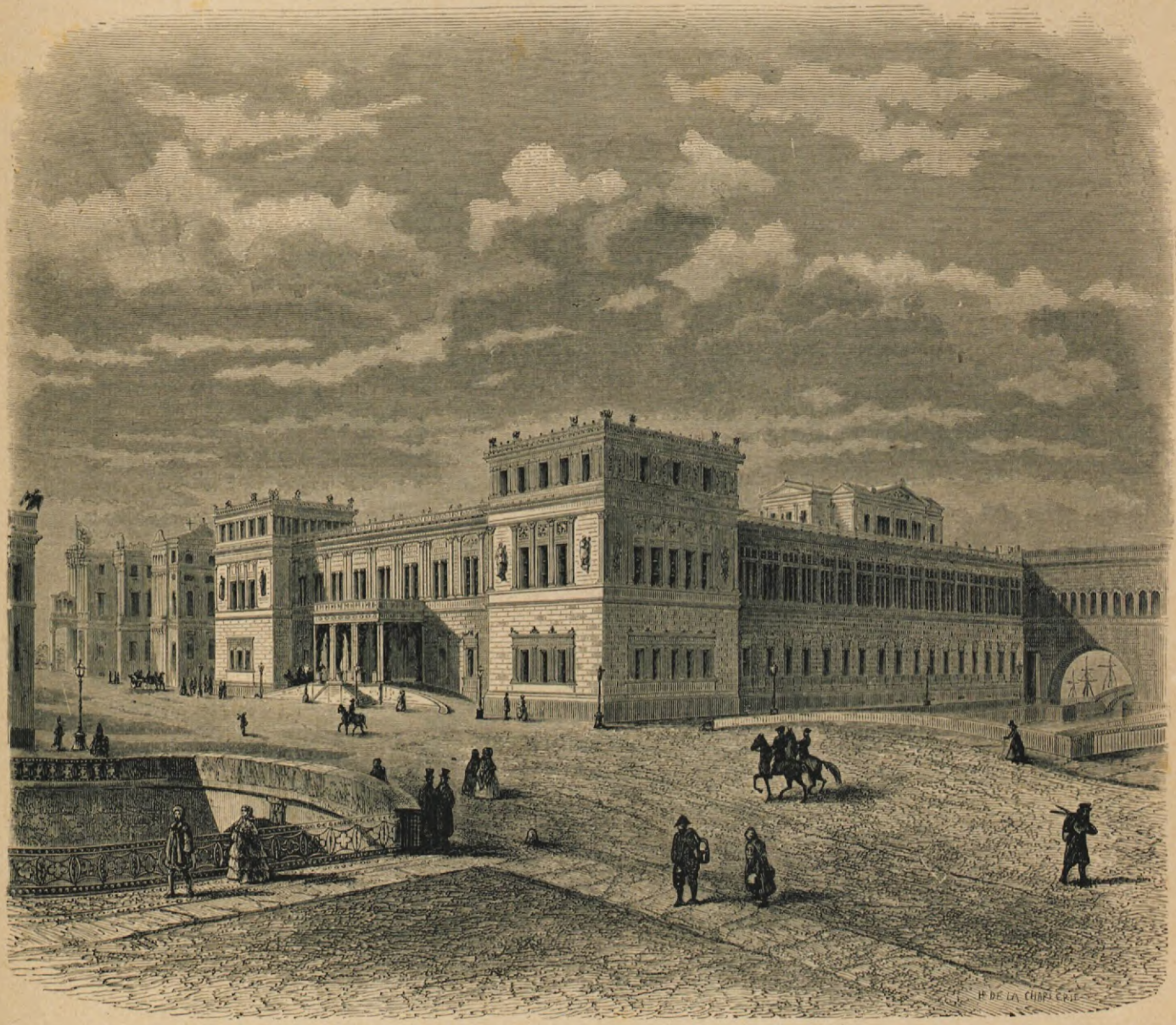
Außer den Strafgeldern, die ja nicht jeden treffen, werden von den Einnahmen aller Mitglieder ohne Ausnahme noch gewisse Beträge abgezogen: für den Reservefond der Gesellschaft, für das Betriebskapital oder für wohlthätige Zwecke. Sämtliche Kapitalien der Artéle — ungefähr 400 000 Rubel — sind entweder in der Reichsbank deponiert oder werden von dem Ältesten verwahrt. Dieses allen gemeinsam gehörende Geld ist ein besseres Bindemittel als alle sonstigen Interessen, denn ein Mitglied, welches sich den Anordnungen des Ältesten, beziehungsweise der Versammlungen der Artél, nicht fügen wollte und sein vermeintliches Recht bei den Gerichten suchen würde, verfällt der verschärften Ausschließung, das heißt es verliert mit der Ausschließung auch alles Anrecht auf das ihm gehörige Geld in der Gesellschaftskasse. Nichts ist so streng verpönt als die Hilfe der Gerichte in Gesellschaftsangelegenheiten in Anspruch zu nehmen, doch solche Fälle sind höchst selten. Der

Petersburger Schlitten.

Älteste, von dessen Rechtlichkeit und Ehrlichkeit das Wohl und Wehe der ganzen Gesellschaft abhängt, ist stets eine Persönlichkeit, welche nicht nur das Vertrauen aller genießt, sondern es auch verdient, und eine Auflehnung gegen seine Anordnungen kommt schon deshalb nicht vor, weil seine Macht einerseits durch das Gewohnheitsrecht genau begrenzt ist und andererseits die große Vorsicht, welche die Artél bei Aufnahme neuer Mitglieder walten läßt, das Eindringen schlechter Elemente verhindert. Jeder Genosse weiß, daß die Mitgliedschaft bei der Artél ihn zu einer gesuchten Vertrauensperson macht, und jeder hütet sich daher, das Verhältnis, welches für ihn häufig zu einer Goldquelle wird, zu lösen. Jeder Genosse kann zwar zu jeder Zeit austreten, wenn er allen Verpflichtungen nachgekommen ist und der Artél nichts schuldet, und er erhält außer seinem ganzen Anteil am Vereinskapital meist auch noch ein Drittel seines Einkaufgeldes zurück — aber durch seinen Austritt aus der Artél hört er auch auf, für die Kaufleute, seine bisherigen Auftraggeber, eine so vertrauenswürdige

Persönlichkeit zu sein wie früher, wo die Artél solidarisch für ihn haftete. Viele Genossen erhalten nämlich von Kaufleuten Privataufträge, und da der Verdienst aus diesen nicht in die Genossenschaftskasse fließt, sondern dem betreffenden Arbeiter bleibt, verfügen manche über ein ziemlich bedeutendes Privatvermögen.

Sämtliche Artéle haben eine feststehende Taxe für alle Arbeiten, und ein Feilschen um den Preis ist stets erfolglos. Die Arbeiten werden nach drei Gruppen taxiert: Arbeiten bei Importwaren, bei Exportwaren und bei solchen, die aus dem Innern des Reiches kommen. Für Aufträge, deren Ausführung einen ganzen



Die kaiserliche Eremitage.

Monat in Anspruch nimmt, besteht eine besondere Taxe. Die Einnahmen sämtlicher Artéle betragen durchschnittlich mehr als eine Million Rubel jährlich, wovon mindestens drei viertel auf den Sommer entfallen, da im Winter mit der Schiffahrt auch die Arbeit stockt. Man hat berechnet, daß die von den Artélen geforderten Preise in 51 Jahren um 76,84 Prozent oder jährlich um 1,50 Prozent gestiegen sind, doch gilt dieser Prozentsatz nur für einige Arbeiten, während bei den meisten die jährliche Preissteigerung höchstens $^1/_2$ Prozent betrug, und dann darf man auch die in 51 Jahren eingetretene Wertveränderung des Geldes nicht außer acht lassen,

die man in Deutschland auf 20 Prozent in 20 Jahren berechnet und die auch in Rußland keine unbedeutende war. In Anbetracht der großen Sicherheit, welche die Artéle dem Auftraggeber durch Übernahme der Haftpflicht für jeden Genossen gewähren, kann übrigens eine solche Preissteigerung nicht als ungerechtfertigt angesehen werden. Da bei der Aufnahme von Mitgliedern sehr vorsichtig vorgegangen wird, kommt es zwar nur selten vor, daß durch Verschulden derselben ein von der Artél zu ersetzender Schaden entsteht, aber entsteht ein solcher, so zahlt die Artél anstandslos — allerdings nur bis zu einem gewissen Prozentsatz des Reservekapitals, da bei den ihr anvertrauten großen Werten ja leicht der Fall eintreten könnte, daß das ganze Genossenschaftsvermögen durch eine einzige Entschädigungszahlung verschlungen würde. Die Artéle mit kleiner Mitgliederzahl, in denen die Gesamtheit jeden einzelnen besser kontrollieren kann, erfreuen sich daher auch der besten Aufträge, da sie verhältnismäßig die größte Sicherheit gewähren.

Außer durch die Artélschtschiki und Dragil-Compagnieen ist im Petersburger Handelsverkehr altrussisches Wesen durch die Kaufleute selbst reichlich vertreten. Auf der Börse auf Wassili-Ostrow trifft man noch die sogenannten Bartrussen, die Christusköpfe mit dem glatt gescheitelten Haar, das rote Oberhemd über die weiten, in hohen Stiefeln steckenden Beinkleider herabfallend und in den Hüften durch einen Gürtel zusammengehalten. Gar mancher dieser Männer, die sich in ihrer äußern Erscheinung fast gar nicht von einem sauber gekleideten Dwornjik unterscheiden, hat sein drei- oder vierstöckiges Haus auf dem Newsky-Prospekt oder in der Großen Seestraße, und seine von französischen Gouvernanten erzogenen Töchter lenken im Opernhaus durch ihre glänzenden Toiletten manchen bewundernden und noch mehr neidische Blicke auf sich — er aber, der Vater, ist seinen alten Gewohnheiten in Kleidung und Lebensweise treu geblieben. Ihn hat auch das allmähliche Wachstum seines Geschäftes von bescheidenen Anfängen zum Millionenhause nicht veranlaßt, sich die von dem veränderten Geschäftsbetrieb verlangten Kenntnisse anzueignen. Des Lesens und Schreibens unkundig, würde er am liebsten noch ausschließlich mit der nationalen Rechenmaschine arbeiten und statt der doppelten sich jener primitiven Buchführung bedienen, die wir bereits im I. Bande (Seite 18) erwähnt haben. Nur die instinktive Erkenntnis der unumgänglichen Notwendigkeit hat ihn veranlaßt, der Neuzeit dadurch Konzessionen zu machen, daß er sich den Beistand eines gewiegten Geschäftsführers sicherte, dessen Hauptaufgabe es ist, alle zur Leitung eines Großhandlungshauses erforderlichen Eigenschaften zu besitzen, welche seinem Chef fehlen, diesen also gewissermaßen zu ergänzen.

Ein großer Teil der Kaufmannschaft wohnt auf Wassily-Ostrow, sowohl Russen als auch viele Deutsche und Engländer, aber die Insel ist doch ein sehr ruhiger Stadtteil, der Verkehr konzentriert sich am Quai und in der Umgegend des Zollhauses und der Börse. Kein Stadtteil Petersburgs ist so regelmäßig gebaut wie Wassily-Ostrow. Drei große Prospekte durchschneiden ihn, und diese werden von parallelen, meist gleich breiten Straßen, „Linien" genannt, gekreuzt, welche keine besonderen Namen führen, sondern als 1., 2., 3. Linie bezeichnet werden. Gegenwärtig ist erst etwa ein Drittel der Insel mit Häusern bedeckt, aber an dem Aussehen der Straßen erkennt man sofort, daß hier nicht wie in der City drüben am andern Ufer und in deren Umgebung eine Stätte des Luxus und der Vergnügungen ist, sondern eine Stätte der ernsten Arbeit. Hier hat nicht nur der Gott Merkur seinen Tempel, sondern in seiner Nachbarschaft haben auch die Musen eine Heimstätte gefunden und der Wassily-Orow ist einer der Centralpunkte des geistigen Lebens der Residenz geworden, wo die Jünger der Kunst und Wissenschaft zu stillem Schaffen sich einfinden.

Wenn man an dem Börsengebäude vorbei den Quai an der Großen Newa entlang schreitet, gelangt man bald zu den palastartigen Gebäuden der Akademie der Wissenschaften, der Universität und der Akademie der Künste, nebst den mit denselben verbundenen Museeen und Bibliotheken. Die Akademie der Wissenschaften wurde, wie schon erwähnt, unter Peter dem Großen nach dem von Leibnitz und Chr. von Wolff gutgeheißenen Plane gegründet, ihre Wirksamkeit begann aber erst nach des Zaren Tode mit dem Jahre 1726 und dieselbe entsprach lange nicht den großen Erwartungen, die man gehegt hatte. Erst unter der Regierung der Kaiserinnen Anna und Elisabet begann die Akademie Bedeutenderes zu leisten und erreichte unter Katarina II., der Freundin der Wissenschaften und Künste, ihre Glanzperiode. Die Akademie ist reich dotiert; ihr jährliches Einkommen beträgt 300 000 Rubel und ihre Sammlungen nehmen unter denen der Residenz eine der ersten Stellen ein. Die Bibliothek enthält etwa 300 000 Bände und viele wertvolle Handschriften; das Geologische Museum, 14 Säle

füllend, ist besonders reich an vorweltlichen Tieren, darunter ein Schädel des Megatherium und das im Jahre 1799 in der Lena, einem Fluß im asiatischen Gouvernement Irkutsk, gefundene vollständige Skelett eines Mammuth; die Botanische Sammlung umfaßt etwa 50 000 Pflanzen, unter denen besonders die Flora Sibiriens zahlreich vertreten ist; im Münz-Kabinet, welches schon unter Peter dem Großen gegründet wurde, trifft man außer altgriechischen und römischen Münzen und einer wertvollen Medaillensammluug sämtliche russische Münzen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, während das Ethnographische Museum uns alle Trachten und Kostüme des Reiches vorführt und das Mineralogische Kabinet, obwohl nicht das bedeutendste Petersburgs, doch durch seine Sammlung von Meteorsteinen sich auszeichnet.

Die Universität, die einige Schritte von der Akademie entfernt ebenfalls am Quai der Großen Newa liegt, ist eine Schöpfung der Neuzeit. Erst durch Alexander I. (1819) erhielt die Newastadt eine solche Lehranstalt. Sie befindet sich in dem Gebäude, in welchem früher die zwölf Reichskollegien ihren Sitz hatten, und besteht aus vier Fakultäten, für Geschichte und Philologie, Physik und Mathematik, Jurisprudenz und orientalische Sprachen. Die Vorlesungen werden durchschnittlich von etwa 700 Studierenden besucht.

Wir wandern weiter den Newa-Quai entlang, vorbei an der langgestreckten Paul-Militärschule und dem Rumjanzoff-Garten, in dessen Mitte der 1820 vom Marsfelde hierher versetzte 23 Meter hohe Obelisk von schwarzem Granit steht, zu Ehren des Marschalls Rumjanzoff Sadunaisky errichtet, welcher die Pforte zu dem bekannten schimpflichen Frieden von Kutschuk-Kainardschi (1774) zwang, und erreichen endlich das schöne Gebäude der Akademie der Künste, eine der ersten monumentalen Zierden Petersburgs. Es wurde in den Jahren 1765 bis 1768 nach den Plänen von de la Mothe und Velten erbaut. Die mit Säulen und Pilastern geschmückte Hauptfaçade des ein Quadrat bildenden Gebäudes (siehe Seite 12) ist der Newa zugekehrt, und über dem mittlern Portikus erheben sich die Statuen des farnesischen Herkules und der Flora. Eine breite Freitreppe führt zur Newa hinab, flankiert von zwei riesigen, auf hohem Sockel ruhenden Sphinxen, über deren Herkunft uns eine Inschrift mitteilt, daß sie aus dem alten ägyptischen Theben im Jahre 1832 nach der Stadt des heiligen Petrus gebracht wurden (siehe Seite 13). Die Akademie enthält außer den Sammlungen auch Wohnräume für die Professoren und Zöglinge, sowie für hier thätige Künstler. In dem großen Konferenz-Saal befinden sich jene herrlichen Glasmalereien, welche die erste Beilage zu diesem Bande darstellt. Sie sind ein Werk des talentvollen W. D. Swertschkoff, eines Finnländers, der während seines langjährigen Aufenthaltes in München eine Menge Glasmalereien für die nordische Residenz geliefert hat. Es sind im ganzen sechs Fenster, wovon die drei großen allegorische Darstellungen der Malerei, Architektur und Skulptur enthalten, die drei kleineren mit dem kaiserlichen Wappen und bunten Arabesken geschmückt sind. Für die sämtlichen, im Jahre 1872 vollendeten sechs Fenster erhielt der Künstler 9000 Rubel.

Bevor wir den Leser durch die Gemäldesammlung der Akademie und die übrigen Galerien der Stadt geleiten, müssen wir ihn mit der Geschichte der russischen Malerei vertraut machen. Eine auf Details eingehende Schilderung gestattet allerdings der beschränkte Umfang dieses Werkes nicht und wir müssen uns mit einer nur das Bedeutendste hervorhebenden Skizze begnügen; wir können dies jedoch hier um so eher thun, da wir eine Beigabe zu „Rußland, Land und Leute" vorbereiten, welche die Meisterwerke russischer Malerei im Holzschnitt vorführen wird.

Die Geschichte der russischen Malerei läßt sich in drei große Perioden einteilen, deren erste von der Einführung des Christentums bis zum Regierungsantritt Iwan III. reicht. In dieser Periode ist der byzantinische Einfluß vorherrschend. Wie im kirchlichen Leben die griechische Geistlichkeit eine dominierende Rolle spielt, wie die byzantinische Bauweise sich über ganz Rußland verbreitet, so wird auch das Bedürfnis nach Heiligenbildern in dem so rasch zum Christentum bekehrten Lande anfangs ausschließlich von griechischen Künstlern befriedigt. Dann übernehmen die Klöster, in denen das griechische Element am zahlreichsten vertreten ist, die Pflege der Kunst. Es entstehen schließlich Malerschulen: Die Nowgoroder, die Moskauer, die Susdaler. In Moskau, wo sich eine besonders rege Thätigkeit entfaltet, ist Gostan das Haupt einer Schule, welche sich in seinen Schülern Joseph, Nikolaus und Zacharias weiter fortpflanzt. Die meisten Werke derselben sind in der stürmischen Folgezeit zu grunde gegangen; unter den wenigen erhaltenen ist das bedeutendste ein Christusbild von Michael Mnogogrjeschny, 1339 für die Kirche Mariä Verkündigung in Moskau gemalt. Die Mos-

kauer Schule blühte bis ins 16. Jahrhundert. Ihren Höhepunkt erreichte sie mit Andreas Rublew, von dem noch mehrere gute Bilder erhalten sind, die sich durch korrektere Zeichnung und angenehmere Farben vorteilhaft von ihren Vorgängern unterscheiden. Bei anderen Malern aus dieser Zeit findet sich jedoch immer noch starres Festhalten an den traditionellen Malregeln: Die Heiligen werden en face gemalt, nur mit sehr seltenen Ausnahmen im Profil; dem mattgefärbten Gesicht mit den eingefallenen Wangen und den ausdruckslosen Augen entspricht der auffallend magere und lange Körper.

Ein Umschwung trat erst ein, als Iwan III., der Gemahl der Tochter eines griechischen Kaisers, italienische und griechische Künstler nach Moskau berief, unter deren Einfluß sich allmählich eine andere Malweise entwickelte. Die bedeutendsten der noch erhaltenen Werke der Moskauer Schule dieser Zeit sind die Malereien in Blagowjeschtschensky Sobor von Fedor Jedikejew (um 1515) und die heilige Dreifaltigkeit von Nikifor Grablennoi in der Troitzko-Sergiewskaja Lawra bei Moskau. Aus der Schule Andreas Rublews ging in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Stroganoffsche hervor, so genannt nach ihren Gründern Maxim und Nikita Stroganoff, die sich streng an die alten byzantinischen Vorbilder hielt und sich durch korrekte Zeichnung, helle Farben und sorgfältige Behandlung der Gewandung auszeichnete. Die meisten Gemälde wurden auf Linden- oder Cypressenholz gemalt, die hellen Partieen der Bilder mit zerriebenen Perlen überdeckt. In dieser zweiten Periode, die von Iwan III. bis zu Peter dem Großen reicht, zeigen sich am Ende des 16. Jahrhunderts die ersten schüchternen Versuche zu einer Verweltlichung der bis dahin ausschließlich im Dienste der Kirche stehenden Kunst. Neben den Heiligenbildern gelangen Scenen aus der biblischen Geschichte und aus der Vergangenheit des Vaterlandes zur Darstellung. Unter Fedor Iwanowitsch wurde der von Iwan III. erbaute Facettenpalast im Kreml (bolschája granowitaja palata) mit derartigen Gemälden geschmückt, die leider zu Grunde gegangen sind. Das 17. Jahrhundert traf in Moskau eine reiche Malthätigkeit, an welche heute noch die Malereien Simon Uschakoffs im Blagowjeschtschensky Sobor, Dorofei Jermolajews im Archángelsky Sobor und manche andere erinnern. Eine stattliche Anzahl dieser Bilder wurde von dem Grafen Scheremetjew in seiner großartigen Gemäldegalerie in Petersburg vereinigt. Von der Mitte des Jahrhunderts an fanden sich in Petersburg viele ausländische Maler ein, von denen sich manche um die russische Malerei große Verdienste erworben haben, Polen, Niederländer und Deutsche (Wilhelm Höck, Peter Engels u. a.).

In der dritten Periode, von Peter dem Großen bis auf unsere Tage, entwickelte sich dann unter dem Einfluß deutscher, italienischer und französischer Meister die russische Malerei auf von den bisherigen völlig abweichenden Bahnen. In die ersten vier Jahrzehnte unseres Jahrhunderts fällt die Blütezeit der großen Meister, welche zuerst der russischen Kunst eine geachtete Stellung in der europäischen Kunstwelt errangen.

Unter den Historienmalern steht obenan Karl Brjuloff (geb. 1800 in Petersburg), ein Schüler der Petersburger Akademie. In Italien, wohin er 1823 zu seiner fernern Ausbildung ging, malte er für den Kaiser Kopieen Raffaelscher Bilder und trat dann mit einem großen Originalgemälde: Der letzte Tag Pompejis (jetzt in der kaiserlichen Eremitage), an die Öffentlichkeit, welches ihm die Ernennung zum Hofmaler eintrug. Spätere bedeutende Werke dieses Meisters sind in der Kathedrale von Kasan und in der Isaakskirche in Petersburg vorhanden, in welcher letztern er (mit P. W. Bassin) das riesige Deckengemälde in der Hauptkuppel malte. Gleich Vorzügliches hat er im Genre und in der Porträtmalerei geleistet. († 1852.)

Brjuloff zunächst steht T. A. Bruni (1801—1875). Seine bedeutendsten Gemälde sind „Die eherne Schlange", eins der größten Bilder der Welt, ungemein figurenreich, und „Christus in Gethsemane", beide in der Eremitage. Viele gute Werke seines Pinsels enthält die Isaakskirche in Petersburg.

Den Vorgenannten schließen sich an Vater und Sohn Iwanoff (Hauptwerke des letztern: „Die Erscheinung Christi", „Christus und Magdalena"), Kyril Golowatschewsky, T. Kyselew, J. T. Kapkoff, der in Italien erblindete Gregor Laptschenko (Hauptwerk „Susanna"), T. A. Neff (geb. 1805, gestorben 1877, Gemälde in der Isaakskirche und Eremitage), A. F. Markoff (geb. 1810), Wassil Rajew (Leben des heiligen Alipius), Prof. Ugrjumoff (Michael Romanoffs Wahl zum Zar), Prof. K. Schebujew (Bild des heiligen Basilius in der Kathedrale der kasanschen Mutter Gottes), T. G. Solnzew u. a.

Bei einem Angriff auf eine Kalmykenhorde an der chinesischen Grenze wurde im Jahre 1770 ein etwa fünfzehnjähriger Knabe von den Russen gefangen und nach Petersburg geschickt. Die Kaiserin Katarina

Der Winterpalaſt.

nahm ihn unter ihre besondere Obhut und sorgte für seine Ausbildung. Ihr verdankt Rußland einen tüchtigen Maler, Feodor Iwanowitsch, dessen Werke sich jedoch wohl sämtlich im Auslande befinden. Sein Hauptwerk ist eine Reihe Darstellungen aus der biblischen Geschichte in der protestantischen Kirche in Karlsruhe, wo Feodor Schüler Bauers und Mellings war.

Als Schlachtenmaler sind zu nennen Maschkoff, Suchodolsky (Schlachten bei Balaklawa und Elisabetpol, Einnahmen von Kars und von Erzerum), Baikoff, Sokoloff und Alexander von Orlowski, die beiden letzteren besonders als Tiermaler hervorragend. Alexander Orlowski (1777—1833) war zwar von Abstammung Pole, verbrachte aber den größten Teil seines Lebens in Petersburg als Hofmaler.

Im Porträtfach sind hervorragend Karl Brjuloff, G. J. Ugrjumoff, J. A. Neff, Steuben, Jakowlew, Sobolewsky, Tyranoff, Shodejko, A. G. Wenezianoff (1775—1847; „Junger Bauer" in der Eremitage) und Orest Kiprensky (1793—1836), der bedeutendste von allen, genannt der russische Van Dyck (von ihm ein meisterhaftes Porträt Thorwaldsens in der Eremitage).

Im Genre zeichneten sich aus Massojedoff (Römischer Karneval), Sternberg (auch als Architekturmaler), Baranoff, Selenzoff, Katschkoff, Anisimoff, Popoff, Varnek und die schon genannten Kapkoff, Kiprensky, Shodejko und Wenezianoff.

In keinem Zweig der Malerei wurde aber so viel Vorzügliches geleistet wie in der Landschaftsmalerei. Fedor Jakowlewitsch Alekfejew (1753—1824) war Meister in der Architekturmalerei und wird allgemein „der russische Canaletto" genannt. Außer ihm erwähnen wir Daniloff, Kudinoff, Brailoff, Gregor und Nikanor Tschernjezoff, Fedor Matwejew (1758—1826; „Umgebung von Bern" in der Eremitage), die beiden Schtschedrin, Vater und Sohn, Iwan und Sylvester (von dem letztern, der 1791—1830 lebte, in der Eremitage eine imposante Ansicht von Rom), Brailoff, den zu früh gestorbenen Michael Lebedjew, M. N. Worobjew (Ansichten aus Rußland, Italien und Palästina) und A. N. Graf Mordwinoff, einen talentvollen Seemaler. Alle überragt der durch seine großartigen Seebilder weit über Rußlands Grenzen berühmt gewordene J. K. Aiwasowsky. Einen so sensationellen Erfolg, wie ihn früher Brjuloff mit seinem Kolossalgemälde „Der letzte Tag von Pompeji" erzielt hatte, das jetzt eine der ersten Zierden der kaiserlichen Eremitage ist, erzielten schon Aiwasowskys erste Seebilder. Der Künstler verstand es, mit gleicher Meisterschaft die vom Sonnenglanz überstrahlte friedliche Uferlandschaft und das vom Sturm erregte, gegen zerklüftete Felsen anstürmende Meer auf der Leinwand wiederzugeben — bei jener die Durchsichtigkeit des Wassers und die klare, reine Luft, die blendende, glanzvolle Beleuchtung, den warmen Farbenton des Südens — bei diesem all den Zauber der zügellosen Wildheit entfesselter Elemente.

Zu diesen älteren Meistern hat sich in den letzten Jahrzehnten eine große Zahl neuer Kräfte gesellt, darunter sehr viele, deren Namen weit über die Grenzen Rußlands hinaus berühmt geworden sind. Obenan steht W. W. Wereschtschagin (geb. 1848 in einem Dorfe des Gouvernements Nowgorod). Seine Ausbildung erhielt er auf der Petersburger Akademie, studierte jedoch später noch zwei Jahre in Paris unter Géromes Leitung. Schon die Bilder, welche die Frucht seiner Reise nach dem Kaukasus waren, ließen in ihm ein großes Talent ahnen, seinen Ruf begründete er aber erst durch die Gemälde, welche er in München nach den in Turkestan aufgenommenen Skizzen malte, und jene, welche er von seiner Reise nach Indien mitbrachte und später in London ausstellte, sicherten ihm einen Ehrenplatz unter den ersten Meistern der Gegenwart. Wereschtschagin nahm bekanntlich am russisch-türkischen Kriege Teil, und seine Kriegsbilder vom Schipkapaß haben seitdem die Runde durch alle Großstädte Europas gemacht. Aus der großen Zahl derselben verdienen als die besten besonders hervorgehoben zu werden: Schipka-Scheinowo; Vor Plewna; Die Besiegten; Die Sieger; Im Schipkapaß alles ruhig; Gräber am Schipkapaß. Heute ist Wereschtschagin in Rußland einer der populärsten Maler, aber es gab auch eine Zeit, in der er die öffentliche Meinung sehr gegen sich hatte. Weil er mit einer gewissen Vorliebe Szenen zur Darstellung brachte, in denen die Russen die Unterliegenden waren, blieben seinen Bildern die kaiserlichen Museen und Sammlungen verschlossen, aber schon im Jahre 1869 kaufte der bekannte Tretjakoff seine turkestanschen Gemälde für 90 000 Rubel, um sie seiner Vaterstadt Moskau zu schenken.

Unter den Schlachten- und Historienmalern verdienen ferner besondere Erwähnung Prof. A. J. Charlemagne (1825 in Petersburg geboren; Suwaroffs Einzug in Mailand; Katarina II. in der Werkstatt Falkonets),

Simler (Tod der Fürstin Barbara Radziwill), Prof. K. T. Gun (Szene aus der Bartholomäusnacht), N. Koschelew (Grablegung Christi), Prof. Peroff (Pugatschew hält Gericht), Willebalde (viele Gemälde im Winterpalast), W. J. Surikoff (geb. 1849 in Krasnojarsk am Jenisei; Der Kampf der guten mit den bösen Engeln), Prof. Pljeschanoff (Ermordung des Zarewitsch Dmitri, Die Ehebrecherin vor Christus), S. Lutschschew (Carton: „Die Leuchten der Christenheit", ein Seitenstück zu Siemiradzkis „Die Fackeln Neros"), W. Wasnjezoff, G. S. Sjedoff u. a.

Alexander Kotzebue (geb. 1815 in Königsberg), der Sohn des Dichters, zählt zu den bedeutendsten Schlachtenmalern Europas. Seine „Schlacht bei Narwa" erhielt 1867 auf der Pariser Ausstellung die goldene Medaille. Dieses und noch viele seiner Gemälde schmücken den kaiserlichen Winterpalast (Schlacht bei Poltawa, Suwaroffs Zug über die Alpen, Einnahme von Schlüsselburg u. a.).

F. A. Bronikoff, dessen durch dramatische Lebhaftigkeit sich auszeichnende, wirkungsvolle Gemälde („Vor dem Rat der Drei in Venedig", „Gebet der Pythagoräer" u. s. w.) auf allen Ausstellungen großes Aufsehen erregten, kultiviert mit gleichem Erfolg auch das Genre (Griechischer Bilderhändler).

Und last not least nennen wir Prof. W. J. Jacobi. Seine reizenden Genrebilder „Politik nach dem Frühstück", „Vor dem Restaurant", die historischen Darstellungen „Der Tod Robespierres" und „Kardinal Guise" bilden gleichsam nur die Einleitung zu den großen Arbeiten, mit denen er Ende der sechziger Jahre hervortrat: „Birons Verhaftung", „Die Hofnarren Anna Iwanownas" (welches Bild ungeheures Aufsehen erregte), „Bolinsky im Ministerkabinet", „Der Eispalast", „Der Schwertertanz" und „Der Verkauf der Sklavin" (letztere Bilder die Frucht einer Reise nach Marokko und Algier), und das herrliche Gemälde „Der Löwe".

Wie überall, so überwiegt auch in Rußland in neuerer Zeit das Genre. A. J. Morosoff (1835 in Petersburg geboren), ein Schüler Markoffs, hat sich als Maler von Volksscenen eine ehrenvolle Stellung erworben. Seine „Siesta nach der Heuernte", mit zwei goldenen Medaillen gekrönt, fand auch auf der Londoner Ausstellung entsprechende Würdigung. Auch J. E. Rjepin (geb. 1844) schöpft mit Vorliebe aus dem unerschöpflichen Born des russischen Volkslebens (Burlaki; Abschied des Rekruten; auch eine historische Darstellung: Zarewna Sophia). Prof. W. E. Makowsky hat zwar mit seinem figuren- und farbenreichen Bilde „Die Überbringung des hl. Teppichs von Kairo nach Mekka" mit viel Glück ein von russischen Malern noch wenig ausgebeutetes Gebiet betreten, aber seine eigentliche Domäne ist das heimatliche Genre, in dem ihm die Kunst viele vorzügliche Leistungen verdankt. Zu den anerkannten Meistern im Genre gehört ferner Baron M. P. Klodt (eines seiner besten Bilder das dem sogenannten historischen Genre angehörige „Im Terem der Zarin"). Die schlichte Bevölkerung Kleinrußlands hat ihren Maler in K. A. Trutowsky gefunden, der die vielen typischen Gestalten dieses Landes und die Lebensweise der Kleinrussen vortrefflich darzustellen versteht.

Diesen reihen sich an A. M. Wolkoff († 1873; Eine Partie Schach), K. Sawitzky (Touristen in der Auvergne), Peroff (Die Jäger; Die Vogelfänger; Begräbnis auf dem Lande), A. J. Korzuchin (Der betrunkene Familienvater; Beim Samowar), der zu früh gestorbene K. E. Janson (1846—1874; Treff-Aß), N. W. Newrew (Gestörtes Rendez-vous), W. Charlamoff, N. A. Bogatoff (Die gute alte Zeit), Paul Tschistjakoff (Greis in der Bibel lesend), N. Bogdanoff (der Vogelliebhaber), F. S. Shurawlew und Kuschelew. Ausschließlich aus dem Leben der romanischen Völker schöpft Prof. A. A. Rizzoni, Italiener von Abstammung, doch in Petersburg geboren.

Bedeutenden Talenten begegnen wir unter den Landschaftsmalern. J. N. Schischkin, der es versteht, alle Poesie des Waldlebens in seinen Bildern zur Darstellung zu bringen, steht heute noch unerreicht und einzig in seiner Art unter den russischen Malern da. Einer der hervorragendsten Vertreter der russischen Landschaftsmalerei ist ferner Prof. J. J. Klever, dessen „Ufer der Insel Nargön im Abenddunkel" auf der Berliner Ausstellung Aufsehen erregte (Abend in einem livländischen Dorfe; Am Meeresufer). Prof. L. F. Lagorios Name (1827 in Feodosia geboren) hat auch im Ausland guten Klang; zu seinen besten Werken zählen die Bilder aus Italien: „Fontäne in Rocco di Papa", „In den pontinischen Sümpfen", und „Capo di Monte". A. D. Kiwschenko, der seit langer Zeit in Saint-Vallerie in der Nähe von Dieppe lebt, ist auch in ausländischen Kunstkreisen wohl bekannt und geschätzt. Seine Bilder aus dem Leben der Fischer an den Küsten der Normandie gehören zu den besten neueren Schöpfungen dieser Art.

Zu den hervorragenden russischen Meistern im Landschaftsfach gehören ferner Prof. A. J. Meschtschersky (Bei den Quellen des Rion), Bogoljuboff und A. J. Kuindshi, ein Schüler Aiwasowskys (geb. 1842 in Feodosia; Nacht in der Ukraine). N. F. Swertschkoff ist Rußlands bester Tiermaler, dessen Bilder aus den Tabunen der Steppen Südrußlands sehr geschätzt sind.

Im Jahre 1882 erschienen auf der Petersburger Ausstellung mehrere Bilder eines bis dahin unbekannten Malers, der berufen sein dürfte, Rußlands zweiter Aiwasowsky zu werden: R. G. Sudkowsky (geb. 1850 in Otschakoff). Die Bilder, welche er ausstellte (Abend am Ufer des Schwarzen Meeres, Im Sturm am Molo von Odessa, Einöde am Dnjepr, Mittag am Ufer bei Otschakoff) lassen erkennen, daß der talentvolle Maler das Meer gründlich studiert und kennen gelernt hat, und berechtigen zu den höchsten Erwartungen für die Zukunft.

Die Garnwinderin. (Gerhard Dow.)

Die Bibellecture.

Wir schließen hiermit diese Skizze der Geschichte russischer Malerei, die, wie schon erwähnt, auf Vollständigkeit keinen Anspruch erhebt, sondern dem Leser nur einen Überblick über den Entwicklungsgang der russischen Malerei gewähren soll.

Von einem großen Teil der genannten Künstler enthält die Akademie Arbeiten in ihrer Gemäldesammlung, welche im Hauptstockwerk des Gebäudes aufgestellt ist, während im Erdgeschoß das altchristliche Museum untergebracht wurde, reich an Denkmälern altrussischer Kunst, an Heiligenbildern aus dem 16. bis 18. Jahrhundert, Skulpturen, Reliefs, Gipsabgüssen, alten Handschriften mit Miniaturen u. s. w. Der Sammlung russischer Gemälde und Skulpturen reiht sich eine ansehnliche Sammlung von Gemälden ausländischer Meister an, unter denen wir sehr viele gute Namen der Neuzeit vertreten finden: Hildebrand, Andreas Achenbach, Knaus (Brand in einem Bauernhause), Becker; Delaroche (Cromwell am Sarge Karls I.), Horace Vernet (Der Todesengel

entführt des Malers Tochter), Meissonier (Der Raucher), Delacroix, Gudin, Gérome (Das Duell nach dem Maskenball), Tassaert; Gallait, Stevens u. a. Unter den älteren Bildern sind besonders Niederländer gut vertreten, D. Teniers der Ältere (Teufelsspuk in einer Gebirgslandschaft), J. Jordaens (eine seiner besten Bohnenfestdarstellungen), Ruisdael, Ostade, Wouverman u. s. w.

Außer der Sammlung der Akademie der Künste besitzt der Wassily-Ostrow noch eine interessante Galerie in der für das Studium der holländischen und vlämischen Malerei hochwichtigen Sammlung des Geheimen Rats Peter von Semenoff. Wir finden da fast vollzählig die älteste nationale Richtung der holländischen Landschaftsmalerei und die Maler der idyllisch-arkadischen Landschaft, eine unseres Wissens größte Sammlung von Werken der Rembrandtschen Schule, sowie auch Rembrandts Lehrer und nächste Vorgänger vertreten; Rembrandt selbst ist nicht vertreten, doch diese Lücke wird reichlich ausgefüllt durch die große Rembrandt-Sammlung der Kaiserlichen Eremitage. Wir können des beschränkten Raumes wegen uns nicht auf Nennung von Namen einlassen, und bemerken nur noch, daß die Genremaler der Blütezeit, die klassischen Meister der Landschaft und die Stilllebenmaler, wie auch die vlämische Schule (Rubens, Jordaens, Breughel) durch eine so große Anzahl von Bildern vertreten sind, daß diese Galerie ein getreues Bild des ganzen Entwicklungsganges der holländischen und vlämischen Malerei bietet.

Ferner befindet sich auf Wassili-Ostrow noch das große Mineralogische Museum, eines der bedeutendsten Museen dieser Art. Rußlands Mineralien sind vorherrschend, aber einzelne sind durch wahre Riesenexemplare von großem Wert vertreten; man sieht da Blöcke von Malachit (auf 125 000 Rubel geschätzt), von Gold, wovon in Rußland 150 Arten vorkommen (im Wert von 100 000 Rubeln), einen durchsichtigen Beryll (im Wert von über 40 000 Rubel) und eine reiche Kollektion von Edelsteinen, Halbedelsteinen, Krystallen u. s. w. Im Hofe ist unterirdisch ein Bergwerk angelegt, in welchem all die verschiedenen Betriebsweisen des Bergbaues veranschaulicht sind. Das Bergwerk sowohl als das Museum sind Lehrmittel der Bergakademie, welche 1773 von Katarina II. gegründet wurde und heute eine der bedeutendsten Lehranstalten der Residenz ist.

Von der größten der Newa-Inseln begeben wir uns nun zur kleinsten hinüber, zur Festungs-Insel. Wir erwähnten bereits, daß Peter im Jahre 1703 auf der sogenannten Haseninsel eigenhändig den Grundstein zu einer Festung legte. Von ihm unablässig beaufsichtigt, schritten die Arbeiten rasch vorwärts, und ehe das Jahr zur Neige ging, war ein Erdwall mit sechs Bollwerken und einem Ravelin errichtet und die neue Festung mit 300 Geschützen armiert. In den folgenden Jahren wurden die Befestigungen vervollständigt und noch unter Katarina II. und Paul I. neue Werke hinzugefügt. Als Festung ist die ein bastioniertes Sechseck mit vorgeschobenen Werken auf benachbarten Inseln bildende Peter-Pauls-Festung heute von keiner Bedeutung mehr, aber sowohl die Gebäude, die sie umschließt, als die Erinnerungen, die an ihren Mauern haften, erwecken das Interesse eines jeden Besuchers in hohem Grade. In der Festung befinden sich die Staatsgefängnisse, das Arsenal mit einem Artillerie-Museum, das außer alten Fahnen und Kriegsmaterial aller Art viele Erinnerungen an russische Herrscher und berühmte Feldherren enthält, die Münze und die berühmte Peter-Pauls-Kathedrale. In der letztern ruhen alle russischen Kaiser seit Peter dem Großen, mit Ausnahme Peter II., der in Moskau starb und dort begraben ist, und fast alle Angehörigen des Kaiserhauses. Hellgrüne Marmorsarkophage erheben sich über den Grüften, welche die sterblichen Überreste der Männer und Frauen aus dem Hause Romanoff umschließen. Der Sarkophag Peter des Großen, der rechts vom Eingang vor dem Ikonostás steht, trägt um das bekränzte Medaillonbild des Zaren die Inschrift: „Von der dankbaren Nachkommenschaft!“ Ihm gegenüber ruhen Nikolaus I. und Alexander II. Auf dem Sarkophag Alexander I. liest man eine auf das Jahr 1812 bezügliche Inschrift, und auf jenem des Zarewitsch Konstantin Pawlowitsch ist der Schlüssel der Festung Modlin (des jetzigen Nowogeorgiewsk) angebracht, welche 1809 von Napoleon angelegt wurde und sich erst nach einer fast dreijährigen Belagerung am 25. November 1815 den Russen ergab. Die Kaisergruft befindet sich in einem Anbau, der durch ein Gitter verschlossen ist, und man gelangt in den, von über den Gräbern Tag und Nacht brennenden Lampen erhellten Raum aus der mit Blumen und exotischen Gewächsen reich geschmückten Kirche durch eine Thür in der Nähe des Altars. In der Kirche selbst ist besonders der reich vergoldete Ikonostás bemerkenswert, ein Werk Moskauer Künstler, die vier Jahre (1722—1726) zu seiner Herstellung brauchten.

Der Grundstein der Peter-Pauls-Kathedrale wurde am 30. Mai 1714 gelegt, an demselben Tage, der als der Geburtstag Peter des Großen gefeiert wird, doch erst unter Anna Iwanowna im Jahre 1733 wurde der Bau vollendet. Er ist ein Kuppelbau, an dessen Westseite sich ein ungemein spitz zulaufender, 128 Meter hoher Glockenturm erhebt, auf dessen in einer Kuppel endender Spitze ein Engel ein 7 Meter hohes vergoldetes Kreuz hält. Zur Vergoldung der Turmspitze wurden 22 Pfund reinen Goldes verwendet. Im dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts waren das Kreuz und der dasselbe haltende Engel so schadhaft geworden, daß eine Reparatur unumgänglich nötig erschien, aber man scheute die großen Kosten, welche mit Arbeiten in solcher Höhe verbunden waren. Ein schlichtes russisches Bäuerlein, ein gewisser Teluschkin, wurde der Retter in der Not und legte durch die vollbrachte Arbeit Zeugnis dafür ab, wie richtig das ist, was wir bereits früher über die Anstelligkeit und Geschicklichkeit der russischen Bauern gesagt haben. Die Reparatur, vor welcher die gelehrten Baumeister zurückgeschreckt waren, vollbrachte der Bauer in drei Tagen, ohne Gerüste.

In dem Glockenturm befand sich früher ein Glockenspiel, welches Peter der Große in Amsterdam für 45 000 Rubel gekauft hatte; nachdem es schadhaft geworden, wurde es 1759 unter Elisabet Petrowna durch das jetzt vorhandene ersetzt.

Der Ruhestätte der toten Zaren gegenüber, von ihr nur durch die breite Wassermasse der Newa geschieden, liegt jetzt die Residenz der lebenden Zaren, und von den Fenstern ihres Palastes können die Selbstherrscher hinübersehen nach der stillen Insel, wo die Gebeine ihrer Vorfahren ruhen. Welch greller Kontrast zwischen jenem einsamen, fast schlichten Saint-Denis der russischen Herrscher und diesem Palast, in dem sie aller Glanz und alle Pracht des größten Reiches der Welt umgiebt! Der Palast erhebt sich 137 Meter lang und 106 Meter breit unmittelbar am Ufer der Newa, an jener Stelle, wo der in die Kleine und Große Newa sich teilende Fluß seine größte Breite erreicht und seeartig zwischen der eigentlichen Stadt und den gegenüber liegenden Inseln sich ausbreitet.

Der jetzige Kaiserpalast ist erst unter Kaiser Nikolaus erbaut worden. Zur Zeit Peter des Großen stand an der Stelle, welche er jetzt einnimmt, ein dem Großadmiral Grafen Apraxin gehöriges Haus, welches dieser testamentarisch dem Kaiser Peter II. vermachte. Die Kaiserin Anna Iwanowna wohnte eine Zeit lang in diesem Hause, ließ es aber dann niederreißen und beauftragte den Architekten Rastrelli mit dem Bau eines großen Palastes. Beim Tode der Kaiserin war der Bau noch nicht vollendet und geriet ins Stocken, bis 1754 die Kaiserin Elisabet Petrowna noch einige angrenzende Paläste ankaufte und dann die Arbeiten fortsetzen ließ, welche jedoch erst unter Katarina II. 1762 beendet wurden. Dieser Palast brannte am 7. Dezember 1837 zum großen Teil nieder, wobei große Kunstschätze, die in den Sälen untergebracht waren, von den Flammen vernichtet wurden, so daß der Schade auf etwa 25 Millionen Rubel geschätzt wurde. Sofort ließ aber Kaiser Nikolaus nach Rastrellis Plänen den Wiederaufbau beginnen, und 1839 war derselbe unter der Leitung des kaiserlichen Generaladjutanten, Grafen Kleinmichel, vollendet.

Unter den vielen Sälen des Schlosses sind die beachtenswertesten: Der Saal Peter des Großen, die Wände mit rotem Sammet überkleidet, in welchen zahlreiche russische Adler eingewebt sind; in dem angrenzenden Saal steht der Thron, und in einer Nische sieht man ein Gemälde von Amiconi: Peter der Große vom Ruhm geführt, über ihm Genien schwebend, welche die Kaiserkrone halten — der Feldmarschall-Saal, an dessen Wänden die lebensgroßen Porträts der berühmtesten russischen Marschälle hängen (Paskewitsch Eriwansky, Rumjanzoff Sadunaisky, Patjomkin Tawritschesky, Kutusoff Smolensky, Diebitsch Sabalkansky u. a.), sowie einige Schlachtenbilder, darunter auch die Kapitulation der Armee Görgeis bei Világos am 13. August 1849 — der mit zehn großen Kronleuchtern zu erleuchtende Georgs-Saal, in dessen Mitte ein Thron steht, auf dem der Kaiser Platz nimmt, wenn hier am 26. November (8. Dezember) das Fest des Ordens vom heiligen Georg gefeiert wird — der mit herrlichen Marmorstatuen geschmückte Weiße Saal, wo die goldenen Schüsseln aufgestellt sind, in welchen dem seligen Kaiser Alexander II. nach altrussischer Sitte Brot und Salz überreicht worden — der kolossale Nikolai-Saal mit 16 Fenstern Front nach der Newa, Raum bietend für die Bewirtung von 1500 Menschen, der Schauplatz der großen Hofbälle, mit 11 riesigen Kronleuchtern, welche 5000 Kerzen tragen — und die Pompejanische Galerie, an welche sich ein Garten schließt, in dessen Mitte sich ein schönes Marmorbassin befindet.

Den Gipfelpunkt aller Pracht erreichen wir aber auf unserer Wanderung durch den Palast beim Betreten der Schatzkammer, welche einen Saal im zweiten Stockwerk einnimmt, vor dessen eiserner Thür stets zwei Unteroffiziere der Garde Wache halten. Hier befinden sich die jetzt bei Krönungen der Kaiser zur Verwendung gelangenden Kroninsignien. Die auf 1 100 000 Rubel geschätzte Kaiserkrone, ein Werk des Hofjuweliers Pauzié aus Genf, der sie 1762 zur Krönung Katarinas II. verfertigte, ist in byzantinischem Styl gehalten und ähnelt einer Mitra. Von dem mit 28 Brillanten besetzten Stirnreif steigen von je 38 großen Perlen gebildete Bögen zu einem mit Diamanten besetzten Reif auf, aus welchem sich auf einem mattroten Rubin ein aus 5 großen Diamanten bestehendes Kreuz erhebt. Noch viel kostbarer ist das Reichsscepter, das kostbarste Stück der Schatzkammer — ganz abgesehen von seinem Wert hochinteressant durch den größten Diamanten Europas, der es schmückt, den 185 Karat wiegenden Orloff. Dieser weltberühmte Stein und der

Der Morgen. Von Claude Lorrain.

in der englischen Schatzkammer befindliche Kohinur sollen einst die Augen des goldenen Löwen gewesen sein, der in Delhi vor dem Thron des Großmoguls stand. Ein Sepoy raubte den Orloff und verkaufte ihn später auf Malabar für 2000 Guineeen einem Schiffskapitän, der ihn für 12 000 Guineeen (etwa 100 000 Rubel) einem Juden überließ. Von diesem erwarb ihn ein armenischer Kaufmann Namens Lazarew, der ihn in Amsterdam dem russischen Grafen Orloff zum Kauf anbot. Der Graf kaufte den Stein, um ihn sofort der Kaiserin Katarina II. zu schenken. Lazarew erhielt 450 000 Rubel, eine lebenslängliche Rente von 2000 Rubel, und wurde in den Adelsstand erhoben. Der jetzige Wert des Orloff, nach dem Schliff desselben, wird auf 8 Millionen Francs geschätzt. Neben diesem Riesendiamanten erscheinen alle anderen Schätze der Schatzkammer unbedeutend, und doch sind noch sehr viele Steine und Kleinodien von bedeutendem Wert vorhanden, so der 36 Karat schwere Schahdiamant, in welchen persische Buchstaben eingraviert sind, das Geschenk

Vieh auf der Weide.
(Karl Dujardin.)

Philipp II.
(Rubens.)

Jan Sobieski.
(Rembrandt.)

Van Dyck.
(Selbstporträt.)

Vieh auf der Weide.
(A. Cuyp.)

eines persischen Prinzen, die mit Perlen, Diamanten und anderen Edelsteinen übersäete Krone der Kaiserin, das auf einem Saphir ruhende Diamantenkreuz des Reichsapfels, und all die diamantengeschmückten Ordensketten, welche das Kaiserpaar bei der Krönung zu tragen pflegt.

Den Edelsteinschätzen, welche der Palast umschließt, stehen ebenbürtig die Kunstschätze zur Seite, eine Menge von Gemälden, meist Porträts und Schlachtenbilder von russischen und ausländischen Meistern, welche die Wände der Zimmer und Korridore bedecken. Die sogenannte Galerie von 1812 enthält Porträts von Fürsten aus der Zeit der Befreiungskriege, von Georg Dawe und seinen Schülern gemalt, darunter auch Friedrich Wilhelm III. zu Pferde, und 250 Porträts von Generälen, welche an dem Feldzug von 1812 teilnahmen, sämtlich in Lebensgröße. Im Alexander-Saal und den folgenden sieben Zimmern befinden sich Schlachtengemälde von Sauerwaid, Baikoff, Suchodolsky, Kotzebue, Aiwasowsky, Bogoljuboff, Makfutoff, Peter Heß, Grusinski, Willebalde, Reuchlin und Steuben. Besonders fesseln unter denselben Aiwasowskys Darstellungen der Seeschlachten von Reval, Hochland und Wyborg (1790), Navarin (1827) und Sinope (1853). In dem Zimmer, durch welches man nach dem sogenannten dunkeln Korridor gelangt, und in diesem selbst hängen wieder zahlreiche lebensgroße Porträts von Staatsmännern und Feldherren, von Fr. Krüger, Simmler u. a. gemalt, darunter auch Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, Feldmarschall Graf Moltke, Erzherzog Albrecht von Österreich und Feldmarschall Graf Radetzky. Das Kaiserhaus ist unter den Gemälden vertreten durch ein herrliches Porträt des Kaisers Nikolaus zu Pferde von Fr. Krüger (im Nikolai-Saal), durch die in der Rotunde vor der Palastkirche hängenden Porträts Nikolaus I., Alexander I. und II., und der Kaiserinnen Alexandra Feodorowna (Prinzessin Charlotte Friederike Louise Wilhelmine von Preußen, Gemahlin Nikolaus I.) und Maria Alexandrowna (Tochter des Großherzogs Ludwig II. von Hessen, Gemahlin Alexander II.). In dem mit herrlichen Mosaikarbeiten geschmückten Goldenen Saal befindet sich eine sitzende Marmorfigur der Kaiserin Alexandra Feodorowna von Wichmann.

Gegen die Pracht, die in allen Sälen entfaltet ist, sticht wohlthuend die Einfachheit der Einrichtung in den eigentlichen Wohnzimmern der Kaiser ab. Das Kabinet Alexander II. sowohl als jenes Nikolaus I. ist heute noch in demselben Zustande wie zu Lebzeiten der Herrscher, denen es zum Aufenthalt diente. In dem gewölbten Kabinet Nikolaus I. sind die Wände mit grünen Tapeten bekleidet, ein einfacher Teppich von gleicher Farbe bedeckt den Boden, und außer einigen kleinen Gemälden und den Porträts der Kaiserin und der kaiserlichen Kinder befindet sich in dem Gemach nur die unentbehrlichste Einrichtung: vor dem großen Bogenfenster ein niedriger Schrank und, durch einen kleinen Zwischenraum von diesem getrennt, der Schreibtisch, daneben an der Wand ein Sopha mit einem kleinen Tisch, zwischen diesem und dem Kamin das mit einer dunkelblauen Decke bedeckte Feldbett, und einige Tischchen und Stühle. Alle Möbel sind höchst einfach, das Sopha mit grünem Safianleder überzogen. Das Arbeitskabinet Alexander II. unterscheidet sich von dem Nikolaus I. fast nur durch die größere Anzahl Gemälde und Familienporträts, welche die Wände bedecken. Zwei große Tische, mit Büchern und Photographieen bedeckt, ein Diwan, ein Schlafsofa, einige kleine Tische — das ist die ganze Einrichtung jenes Zimmers, aus dem so mancher große Reformgedanke hervorging, der Rußland auf neue segensreiche Bahnen lenkte.

Im Winterpalast befinden sich zwei Kirchen: eine kleine Kapelle und der Sobór nerukotworénnawo obrasa (Kathedrale des nicht von Menschenhänden gemachten Heiligenbildes), wo sich ein aus Malta stammendes Muttergottesbild befindet, welches der Evangelist Lukas gemalt haben soll. Hier werden auch verschiedene Reliquien aufbewahrt, welche früher Eigentum des Malteserordens waren und nach Petersburg kamen, als Kaiser Paul I. die Großmeisterwürde des durch Napoleon von seiner Insel vetriebenen Ordens annahm (die Hand Johannes des Täufers und ein Knochen der heiligen Magdalena). Von dieser Kirche geht am 6. Januar (Epiphanienfest) die große Prozession aus, in welcher sich der Kaiser, die ganze kaiserliche Familie, der Hof und die Spitzen der Behörden über die prachtvolle Paradetreppe und durch den sogenannten Jordaneingang des Palastes zur Newa begeben, um der feierlichen Wasserweihe beizuwohnen. Auf dem Eise ist eine Kapelle errichtet und vor dieser ein Loch in die Eisdecke gehauen, aus welchem nachher das Volk das von den Priestern geweihte Wasser schöpft, sich damit das Gesicht wäscht und in mitgebrachten Gefäßen so viel als möglich von dem „Jordanwasser" mit nach Hause nimmt.

Vor der Südseite des Palastes steht inmitten des großen Palastplatzes die Alexandersäule, welche Nikolaus I. zur Erinnerung an seinen Vater im Jahre 1834 nach den Entwürfen Montferrands errichten ließ, 25 Meter hoch und 4 Meter breit, aus einem einzigen Stück roten finnländischen Granits auf einem 8 Meter hohen Granit-Piedestal. Auf der Spitze der Säule schwebt auf einer Kugel ein 4 Meter hoher Engel, unter dessen Fuß sich eine Schlange windet, während er seine Rechte mit einem 3 Meter hohen Kreuz zum Himmel erhebt. Das Denkmal trägt die Inschrift: Alexander dem Ersten das dankbare Rußland.

Die Südostseite des Palastplatzes nimmt in weitem Bogen mit einer Front von 768 Fenstern in drei Stockwerken das kolossale Generalstabsgebäude ein, durch dessen großen Thorbogen man zur Hauptverkehrsader der Stadt, dem Newsky-Prospekt, gelangt.

Östlich vom Palast befinden sich die Eremitagen, die beiden Eremitagen der Kaiserin Katarina II. und die neue, welche die kaiserlichen Kunstsammlungen enthalten.

Die alte Eremitage, welche die neue mit dem Winterpalast verbündet, kann man als die eigentliche Schatzkammer des Kaiserhauses bezeichnen. In der Gallerie der Kostbarkeiten ist alles vereinigt, was seit fast 200 Jahren an Gold- und Silbergeschirr, Juwelen und Kunstgegenständen aller Art in den Besitz der kaiserlichen Familie gelangte. Da sieht man die goldenen Toiletten der Kaiserinnen Katarina I., Anna Iwanowna, Elisabet I. und Katarina II., zwei große silberne Toiletten der Schwester Peter des Großen, in Augsburg verfertigt, prachtvolle goldene Schüsseln, Kannen und Waschbecken, herrliche Emailarbeiten, reich mit Perlen und Edelsteinen besetzte Gefäße, Pokale und Schalen, kostbares Porzellan, kunstvolle Elfenbeinarbeiten, Glassachen, Uhren, Armbänder u. s. w. In dem sogenannten Pfauen-Kabinet, welches eine kostbare Tabatièren-Sammlung enthält, befindet sich ein bronzener Pfau, ein Automat (von einem Preußen in London verfertigt), welcher, wenn das Werk aufgezogen worden, ein Rad schlägt, während ein daneben befindlicher Hahn dreimal kräht und eine Eule die Augen bewegt. Das meiste Interesse erregt aber in der alten Eremitage die Galerie Peter des Großen, eine ziemlich reichhaltige Sammlung von Gegenständen, welche mit der Person des großen Fürsten in Zusammenhang stehen. Eine Wachsfigur Peters, von Rastrelli verfertigt, sitzt unter einem Thronhimmel; wenn die mit der Figur verbundene Maschinerie in Bewegung gesetzt wird, erhebt sich der Zar und grüßt den vor ihm stehenden. Früher geschah dies allen Besuchern gegenüber, doch wurde es abgeschafft, da man es unpassend fand und auch Frauen häufig durch die sich plötzlich erhebende Gestalt erschreckt wurden. Zwei Totenmasken des großen Zaren liegen neben der Wachsfigur, und von dem Hofmaler Tanhauer gemalte Bilder zeigen uns ihn auf dem Sterbebett. An den Wänden hängen Porträts der Familie Peters und seiner ersten Würdenträger. Unter den vielen Kuriositäten befindet sich eine Sammlung Zähne, welche der Zar selbst ausgezogen, und allerlei Holz- und Elfenbeinschnitzereien, die er verfertigt. Eine lange Gallerie, die Romanoffsche genannt, enthält Porträts der Mitglieder des Kaiserhauses vom Ahnherrn Patriarch Philaret bis auf Alexander I. Ein mit Statuen geschmückter Wintergarten, in dem sich eine unter Katarina II. errichtete Volière befindet, beschließt die lange Flucht der Zimmer.

Die angrenzende neue, auch „die große" genannte Eremitage der Kaiserin Katarina II. enthält in ihren 14 Zimmern und Sälen Gemälde von französischen und niederländischen Meistern (Poussin, Claude Lorrain, Hondekoeter, Wynants u. a.). Dieser Palast wurde für den Thronfolger Nikolai Alexandrowitsch prachtvoll eingerichtet. Von den Fenstern der beiden großen Prachtsäle, deren einer mit 6 Dioritsäulen, der andere mit 8 Säulen aus schwarzem, weißgeaderten Marmor geschmückt ist, genießt man eine herrliche Aussicht auf die Newa. Die Möbel sind meist kostbare Kunstwerke, teils altflorentinische Arbeit, und neben prachtvollen, mit Mosaikarbeiten verzierten Tischen fehlen auch hier die Vasen nicht, an denen alle Eremitagen reich sind. Seit dem Tode des Großfürsten dienten diese Räume als Wohnung für hohe Gäste des Kaiserhauses, und hier haben der Kaiser Franz Joseph, der deutsche Kronprinz mit seiner Gemahlin, der Prinz von Wales und auch Schah Nasr-eddin während ihres Petersburger Aufenthaltes gewohnt.

Neben dem Winterpalast ließ Katarina II. 1761 ein zweistöckiges Gebäude aufführen, welches zuerst der kleine Winterpalast genannt wurde, später aber den Namen Eremitage erhielt. Dasselbe war mit den von der Kaiserin bewohnten Räumen im Winterpalast so wie noch jetzt durch eine fliegende Brücke verbunden und enthielt außer einer Reihe Prunkgemächer drei Gemäldegalerien und einen Garten, in dem sich eine Menagerie

befand. Da immer neue Kunstschätze erworben wurden, erwies sich das Gebäude aber bald als zu klein, und 1773 wurde der Bau einer neuen größern Eremitage begonnen. Im Jahre 1840 erwarb Kaiser Nikolaus noch einige angrenzende Häuser, worauf der berühmte Münchner Architekt Leo von Klenze und der Hofarchitekt A. J. Stakenschneider, ein geborener Moskauer, die jetzige Eremitage in griechischem Stil erbauten.

Betteljunge. Von Murillo.

Die Anfänge der Sammlungen, welche die Eremitage enthält, reichen bis auf Peter den Großen zurück, welcher fast von allen seinen Reisen Kunstwerke aller Art heimbrachte. Ihre erste große Bereicherung erhielt die Galerie unter Katarina II. durch Ankauf der Sammlung Joh. A. Gotzkowskis, des uns aus der Geschichte Preußens unter Friedrich II. wohl bekannten patriotischen Kaufmannes. Unter den Bildern, welche die Kaiserin für 180 000 Thaler erwarb, befanden sich außer Bildern von Rubens, Jordaens, Van Dyck und anderen 7 Rembrandt, 5 Honthorst, 3 A. von Ostade. Bis 1779 kamen noch die ebenfalls durch Kauf er-

worbenen Galerien des sächsischen Ministers Grafen Brühl, des Marquis de Crozat und des Sir Robert Walpole hinzu, durch welche letztere die Eremitage eine berühmte Van Dyck-Sammlung erwarb. Große Erwerbungen kamen hinzu unter Alexander I. (Sammlung der Exkaiserin Josephine für 940 000 Francs) und Nikolaus I., einem eifrigen Beschützer der Künste.

Die Eremitage enthält heute im Erdgeschoß ein ägyptisches und assyrisches Museum, in letzterem die von Layard entdeckten Basreliefs aus Nimrud am Euphrat, 7 Säle mit griechischen und römischen Skulpturen, einen Saal mit Ausgrabungen vom kimerischen Bosporus (Saal von Kertsch), in vier Sälen eine Sammlung antiker Vasen, in einem Saal antike Bronzen, Terracotten und pompejanische Funde, ferner eine 11 880 Nummern zählende Sammlung Handzeichnungen, eine mehr als 200 000 Blatt enthaltende Kupferstichsammlung, in welcher alle bedeutenden englischen, französischen und deutschen Meister vertreten sind, und im letzten Saal die aus den Kurganen des Gouvernements Jekaterinoslaw stammenden skythischen Funde nebst einigen sibirischen Altertümern. Durch ein schönes Treppenhaus gelangt man in das erste Stockwerk und in die Gemäldegalerie.

Die hervorragende Stellung, welche die Eremitage-Galerie unter allen Gemäldesammlungen einnimmt, verdankt sie weder der großen Zahl ihrer Gemälde (nur etwa 1700), noch der Möglichkeit, durch sie einen umfassenden Überblick über den Entwicklungsgang aller bedeutenden Schulen zu gewinnen — manche Schulen sind gar nicht vertreten, und die deutsche enthält nur ein bedeutenderes Bild von Hans Holbein dem Jüngern — sondern sie verdankt sie der Menge von Meisterwerken einzelner Schulen, die man zahlreicher nur in den großen Galerien jener Länder findet, in denen die betreffenden Schulen einst geblüht. So trifft man französische Meister nur im Louvre, spanische nur in Madrid zahlreicher vertreten als in der Petersburger Eremitage; an Werken der holländischen und namentlich Rembrandtschen Schule aber ist die Eremitage-Galerie so reich wie keine andere der Welt. Die Bilder Rembrandts und seiner Schule füllen fünf Kabinette. Aus der Fülle der großartigen Kompositionen des Amsterdamer Meisters heben wir besonders hervor: Abraham bewirtet die Engel; Opfer Abrahams (mit lebensgroßen Figuren); die Söhne Jakobs bringen das blutige Kleid Josephs; Heilige Familie; Rückkehr des verlorenen Sohnes, eines der größten Bilder Rembrandts; Parabel von den Arbeitern im Weinberge; Petrus verleugnet Christus; Kreuzabnahme; die sogenannte Danaë und viele ungemein wirkungsvolle Porträts, darunter der sogenannte Sobieski (siehe Seite 37). Alle Rembrandt zugeschriebenen Bilder können zwar nicht eine strenge Probe auf ihre Echtheit bestehen, aber 36 von 41 sind jedenfalls echte Rembrandts. Die Schule des Meisters ist fast vollständig vertreten, durch besonders viele Bilder Ferdinand Bol. (Bilder von Gerhard Dow siehe Seite 33.)

Das feinere Genre ist unter den Holländern durch vortreffliche Meisterwerke vertreten. Obenan stehen Gerhard Terburg und Gabriel Metsu, ersterer mit „Glas Limonade", letzterer mit seinem „Frühstück". Von Franz Mieris ist das beste Werk, „Das Austernfrühstück" vorhanden.

Die vlämische Schule ist durch eine Menge von Werken aller ihrer großen Meister vertreten. Die Rubenssammlung (62 Bilder, darunter wohl 50 echte) steht der Münchner Pinakothek keineswegs nach. „Jesus bei Simon", „Abraham entläßt die Hagar", „Anbetung der Könige", „Perseus befreit die Andromeda", „Tigris und Abundantia" — die großartigen Skizzen zu dem Triumphbogen für den Einzug des Kardinalinfanten Ferdinand in Antwerpen, die Landschaften „Der Regenbogen" und „Frachtfuhrmann" — endlich die vielen Porträts, unter denen jene der beiden Frauen des Künstlers, Isabella Brandt und Helene Fourment (siehe Seite 45), sowie ein Porträt Philipp II. (siehe Seite 37) hervorragen, zeigen uns sowohl die kühne Erfindungsgabe als das malerische Können des Meisters auf den verschiedensten Gebieten. Ihm reiht sich in gleich würdiger Vertretung mit 34 Bildern sein vorzüglichster Schüler Van Dyck an, der Stolz der Eremitage, deren Van Dyck-Sammlung von keiner andern erreicht wird. Von seinen biblischen Darstellungen erwähnen wir nur das ungemein wirkungsvolle „Ruhe auf der Flucht" (la vierge aux perdrix) und „Der ungläubige Thomas"; der Schwerpunkt der Sammlung liegt in den Porträts des unübertroffenen Bildnismalers. Da sind zunächst die Porträts der Familie Wharton, unter ihnen Van Dycks Hauptwerk, das Bild Lord Philipp Whartons; dann die Porträts der königlichen Familie von England aus der Galerie Sir Robert Walpoles (Karl I. und seine Gemahlin, Wilhelm II. als Knabe); und schließlich eine Reihe von Porträts aus Van Dycks Jugendzeit (Familie Snyders), die sich seinen besten späteren Werken würdig zur Seite stellen können.

Auch unter Jakob Jordaens Bildern in der Eremitage finden wir vortreffliche Porträts. Die charakteristische Entwickelung aber, welche die Landschaftsmalerei durch Rubens erhielt, kann man an den zahlreichen Gemälden von Franz Snyders studieren, dessen Landschaften in der Eremitage seine Jagdstücke weit übertreffen. Von Jordaens und Snyders besitzt die Eremitage eine so große Anzahl Bilder wie keine andere Galerie, und auch von den aus der Rubensschen Schule hervorgegangenen Vertretern des humoristischen Genre unter den Holländern, obenan Teniers, Vater und Sohn, namentlich der letztere, trifft man nur noch in Madrid mehr bedeutende Werke. Die Eremitage besitzt von dem jüngern Teniers außer etwa vierzig anderen Bildern das berühmte „Schützenfest in Antwerpen" und die „Wachtstube".

Doch nicht nur die Gipfelpunkte der einzelnen Schulen führt uns die Eremitage vor, auch all die vielen holländischen Kleinmeister sind durch köstliche Bilder vertreten: Adrian von Ostade (Tanz vor dem Wirtshaus), sein Bruder (Winterlandschaft), Cornelius Bega, Jan Steen (die von fröhlichem Humor übersprudelnden „Lustigen Zecher"); Adrian Brouwer; ferner Caspar Netscher, Peter de Hooghe („Der eingekaufte Fisch"); schließlich die Landschafter, obenan Jakob von Ruysdael (14 Bilder; „Der einsame Bergsee", das beste Bild aus der letzten Zeit des Meisters, „Der Sandweg"), dann van der Neer („Die Windmühle"), Jan Wynants, A. von Everdingen, N. Berchem, Jan van der Heyde, letzterer mit zwar vielen, aber nur wenigen bedeutenden Bildern. Trefflich vertreten sind unter den Holländern die verschiedenen Arten des Tierstücks — zunächst 7 herrliche Gemälde von Paul Potter, zweifellos echt („Halt von Reitern", „Der Kettenhund", und sein groß angelegtes Hauptwerk „Der Meierhof"), dann 53 echte Bilder von Ph. Wouverman („Der Katzenritt", „Aufbruch zur Falkenjagd", „Rückkehr von der Falkenjagd", „Die Reitschule", „In den Dünen"), Landschaften mit Vieh von A. Cuyp (siehe Seite 37), Viehstücke von C. Camphuisen und Anderen.

Unter den Meisterwerken der französischen Schulen finden wir eine Menge von Hauptwerken der ersten Maler Frankreichs: Claude Lorrains „Vier Jahreszeiten" (siehe „Der Morgen" Seite 36), N. Poussins „Triumph der Amphitrite, „Polyphem in italienischer Landschaft" und „Italienische Flußlandschaft", J. G. Greuzes „Der Tod des Gichtbrüchigen", J. B. S. Chardins „Tischgebet" u. s. w.

Die spanische Schule ist durch 115 Bilder vertreten, unter denen sich vorzügliche Werke von Murillo und Velasquez befinden. Alle vorhandenen Murillos sind zwar nicht echt, aber schon etwa fünfzehn Bilder, deren Echtheit erwiesen ist, genügen, um den Künstler in allen Richtungen seiner Thätigkeit kennen zu lernen. Die besten seiner Bilder sind „Himmelfahrt Mariä", „Jakobs Traum", „Ruhe auf der Flucht", „Petrus im Gefängniß", „Betteljunge" (siehe Seite 41) und „Bettelmädchen", wahre Perlen, auf welche jede Galerie stolz sein kann. Zu Velasquez' hervorragendsten Werken zählen die Bildnisse Philipp IV., seines Ministers Herzog von Olivarez (beide für 80 000 Francs gekauft) und des Papstes Innocenz X. Von den übrigen Bildern der spanischen Schule heben wir noch hervor „Das Martyrium des heiligen Sebastian" von Ribera, „Der heilige Lorenz" von Zurbaran und „Die Vision eines Dominikaners" von A. Cano.

Angesichts dieser großartigen Vertretung einzelner Hauptschulen vergißt man es gern, daß von den Kunstwerken des 14. und 15. Jahrhunderts in der Eremitage fast gar nichts vorhanden ist. Von den vorhandenen Werken der Niederländer und Deutschen dieser Zeit sind die bedeutendsten eine „Verkündigung Mariä" von Jan van Eyck, „Die Heilung des Blinden" von Lucas van Leyden, „Venus und Amor" von Lukas Cranach dem Ältern und das Bildnis eines jungen Mannes von Hans Holbein dem Jüngern. Die ältere italienische Schule weist nur ein einziges erwähnenswertes Werk auf: „Die Anbetung der Könige" von Sandro Boticelli. Die Echtheit vieler Gemälde der großen Meister der spätern Zeit ist nicht unbestritten. Als anerkannt echt gelten Raffaels „Madonna Alba" und noch zwei Jugendbilder desselben, Correggios „Madonna della latte", mehrere Bilder Tizians aus dessen letzter Zeit („Büßende Magdalena", „Toilette der Venus"), und seiner Zeitgenossen Lorenzo Lotto, Paris Bordone („Heilige Familie"), Pordenone, Paolo Veronese („Lazarus beim reichen Mann", „Kreuzabnahme") und Tintoretto („Geburt Johannes"), wogegen die Echtheit der vom Katalog Lionardo da Vinci zugeschriebenen reizenden „Madonna aus dem Hause Litta" bestritten wird.

Die Galerie schließt mit einer in zwei Sälen aufgestellten Sammlung von Werken älterer und moderner russischer Maler. Mehrere der hier befindlichen Gemälde haben wir bereits in unserer geschichtlichen Skizze erwähnt. Die Hauptwerke sind „Der letzte Tag Pompejis" von Brjuloff; „Die eherne Schlange" von Bruni;

„Die Erschaffung der Welt", „Das schwarze Meer", „Ansicht von Odessa" von Aiwasowsky; „Die Wahl Michael Romanoffs" von Ugrjumoff; ein Porträt Thorwaldsens von Kiprensky; „Ansicht von Rom" von Schtschedrin; „Jahrmarkt in Amsterdam" von Bogoljuboff; „Ansicht von Wladikawkas" von Willebalde.

Die Raffael-Galerie enthält Kopieen der Raffaelschen Loggien im Vatikan, die (um 1770) von Christoph Unterberger, einem Tiroler, gemalt und von Katarina II. für 45 000 Gulden erworben wurden.

Der an die Galerie grenzende Saal birgt altrussische Altertümer, Waffen, Gefäße und Schmuckgegenstände aus dem 10. Jahrhundert, und eine Sammlung tschudischer Altertümer. Die Münzsammlung, welche drei große Säle füllt, zählt etwa 200 000 Münzen. Selbstverständlich sind Rußland, und aus früherer Zeit Polen und die Ostseeprovinzen am besten vertreten, doch sind auch die Münzen anderer Länder (Frankreich, England, Spanien) in sehr reichen Folgen vorhanden. Und zu alledem kommt noch die berühmte Sammlung geschnittener Steine, deren wertvollste Kameen und Intaglien früher der Sammlung des Herzogs von Orleans angehörten, welche Katarina II. erwarb.

In den Sälen, welche diese Sammlungen bergen, begegnet man häufig Vasen von Marmor, Malachit, Jaspis und anderen Steinarten, die teils durch ihre Größe, teils durch die kunstvolle Arbeit fesseln. So trifft man in dem herrlichen Treppenhaus eine aus der kaiserlichen Steinschleiferei in Jekaterinenburg hervorgegangene prächtige Vase aus dunkelgrünem Jaspis, in der Gemäldegalerie eine große Vase aus Manganit, eine Jaspisvase mit vergoldeten Bronzehenkeln, zwei Achatvasen, bei denen zwei vergoldete Panther die Henkel bilden, zwei große Malachitvasen und zwei, reich mit vergoldeter Bronze verzierte Riesenvasen aus Lapis lazuli u. s. w.

Solche Pracht, wie wir sie im Winterpalast und in der neuen Eremitage bewundern, hat in den Palästen der russischen Kaiser und Kaiserinnen schon im vorigen Jahrhundert geherrscht. Die Gesandten, die im 18. Jahrhundert in Petersburg akkrediert waren, wissen nicht genug über den Glanz der Hofhaltung zu berichten, der besonders unter den Kaiserinnen Anna, Katarina und Elisabet mit jenem des Versailler Hofes wetteiferte. Alle Säle waren mit Sammet oder kostbaren golddurchwirkten Seidenstoffen austapeziert, Marmor, Silber und Gold in verschwenderischer Fülle zu Verzierungen verwendet, die Möbel aus Paris bezogen. Die Kaiserin Anna besaß ein Bibliothekzimmer, das an Eleganz der Ausstattung nicht seines gleichen hatte. Dieses Gemach, in dem die Kaiserin einen großen Teil des Tages zuzubringen pflegte, war mit gelbem Seidenstoff ausgeschlagen und enthielt zwei große, reich mit Schnitzereien verzierte Eichenholzschränke, welche der französische Tischler Michel verfertigt hatte. Neben den Bücherschränken stand das gleichfalls mit gelbem Seidenstoff drapierte Himmelbett der Kaiserin, auf welchem sie ruhte, wenn sie las. Ihr Schlafgemach war mit Silberbrokat ausgeschlagen, die Möbel mit Silberglacéstoff überzogen, grüne Vorhänge, mit Streifen von Silberbrokat benäht, verhüllten die Fenster. Kostbare Teppiche aus einer russischen Fabrik bedeckten den Boden. Wenn die vielen silbernen Armleuchter, die in dem Gemach verteilt waren, angezündet wurden, gewährte dasselbe einen märchenhaften Anblick. Der Maler Caraſac hatte den Plan zu diesem Gemach entworfen, der französische Meister Antoine Rogebart das prachtvolle, reichgeschnitzte Himmelbett verfertigt. Eine Eigentümlichkeit der Palastsäle waren unter der Kaiserin Anna Iwanowna und auch noch unter der Regentin Anna Leopoldowna die vielen, mit Sammet von grüner oder Himbeerfarbe ausgeschlagenen L'hombre-Tische. Das Kartenspiel bildete neben Schach und Ballspiel die Hauptunterhaltung der Hofkreise, und beide Frauen, die Kaiserin sowohl als die Regentin Anna waren leidenschaftlich dem Kartenspiel ergeben. Diese sogenannten „Zimmervergnügungen" waren eine sehr teure Unterhaltung, denn das Pharao, welches am beliebtesten war, verschlang bedeutende Summen. Auch bei den größten Festlichkeiten fehlten die L'hombre-Tische nicht, und Anna Leopoldowna und ihr Günstling Biron befanden sich unter den Spielern. Es war jedoch schon unter Anna Iwanowna auch für andere Unterhaltung gesorgt; im alten Winterpalast war eine Bühne errichtet worden, in dem sogenannten „Komödiensaal", und dort wurde abwechselnd deutsch, italienisch und auch russisch gespielt. Italien lieferte Lustspiel und Posse, Deutschland Tragödien und Opern. Über die Titel der Stücke ist nichts bekannt. Wir wissen nur, daß damals auch die bekannte Neuberin aus Leipzig nach Petersburg berufen wurde und mit ihrer Truppe vor dem kaiserlichen Hofe spielte. Den Schauspielern waren in einem Nebengebäude dreizehn Zimmer als Wohnung eingeräumt, sie blieben aber nicht lange in Petersburg, denn noch in demselben Jahre (1741) kehrten sie nach Leipzig zurück. Die Vorstellungen hatten nur vor einem kleinen, aber sehr gewählten

Helene Fourment. Von Rubens.

Publikum stattgefunden: außer der nächsten Umgebung der Kaiserin wohnten ihnen nur die Gesandten der fremden Mächte und die höchsten Würdenträger in Militär und Beamtenwelt bei.

In der Nähe der Eremitagen liegt jenseits der Eremitage-Brücke, welche über den Winterkanal führt, das Eremitage-Theater. Dieses wurde von Giacomo Guarenghi im Jahre 1780 an Stelle des „Winterhauses" Peter des Großen erbaut, welches baufällig geworden war und eingerissen werden mußte. Es faßt etwa 500 Personen, doch wird jetzt selten, nur bei großen Hoffestlichkeiten darin gespielt.

Wir kehren nun auf den Palastplatz zurück und treten durch den großen Thorbogen im Generalstabsgebäude auf den Newsky-Prospekt hinaus.

Diese Hauptverkehrsader der Stadt ist fast so alt wie Petersburg selbst. Wenige Jahre nach Gründung der Niederlassung am linken Newaufer ließ Peter der Große im Wald eine breite Straße anlegen, welche die Stadt mit dem von ihm gegründeten Alexander Newsky-Kloster verbinden sollte. Später wurden längs dieser Straße Häuser erbaut, und heute ist sie nicht nur die eleganteste und schönste, sondern auch die belebteste Straße Petersburgs — zugleich die längste, denn von ihrem Ausgangspunkte am Admiralitätsplatz bis zu ihrem Ende beim Newsky-Kloster durchläuft sie eine Strecke von nahezu 5 Kilometern.

Wenn man aus dem vornehm stillen Stadtteil kommt, in dem die Eremitagen und der Kaiserpalast liegen, und plötzlich durch den Thorbogen in den Newsky einbiegt, ist man im ersten Augenblick wie betäubt von dem lärmenden Gewoge der Menschenmassen, die zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde vorüberhasten. Auf dem Fahrdamm der schnurgeraden, breiten Straße erblicken wir ein unübersehbares Gemenge von Wagen aller Art, vom elegantesten Vehikel bis zu der ärmlichen Droschke, zum Omnibus und der Tramway, alle sich im raschesten Tempo vorwärts bewegend, so daß man nicht umhin kann, die Gewandtheit der Kutscher zu bewundern, welche sich ohne Unfall, der hier sehr selten vorkommt, durch das Wagenlabyrinth hindurchwinden. Die Droschken — himmelweit verschieden von ihren bei uns gebräuchlichen Namensschwestern — sind leichte, ungedeckte Einspänner, und der Fahrgast — eine solche Droschke hat nur für zwei Personen Raum — sitzt auf dem einzigen Sitz zwischen den beiden Hinterrädern, der Kutscher, der Iswóstschik, unmittelbar vor ihm. Da der Sitz keine Rückenlehne hat und die Federn, auf denen der Wagen ruhen sollte, durch Abwesenheit glänzen, gehört einige Übung dazu, wenn man in einer Droschke sitzen will, ohne sich an die Seitenlehnen anzuklammern, und die heftigen Stöße, welche der Fahrgast zu parieren hat, wenn er nicht kopfüber unter die Hufe der nebenher trabenden Pferde fliegen will, sind wohl geeignet, bei schwachen Naturen ähnliche Wirkungen wie die Seekrankheit hervorzubringen.

Keine Stadt der Welt besitzt so viele öffentliche Fuhrwerke wie Petersburg. Die Zahl der Iswóstschiks wird mit nahezu 25 000 angegeben, wozu im Winter, wenn Schnee in den Straßen liegt, noch tausende von Schlitten kommen, mit denen sich Bauern aus Finnland und den anderen der Stadt nahen Landstrichen einfinden. Eine so große Zahl von Fuhrwerken ist aber auch nötig, denn der großen Entfernungen wegen geht nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Bevölkerung zu Fuß. Die Köchin, welche auf dem Markte Einkäufe zu besorgen hat, fährt ebenso in der Droschke, wie der Kaufmann, der sich in sein Kontor, und der Professor, der sich zu seinen Vorlesungen begiebt. In allen Straßen trifft man Droschken, in den verkehrsreichen Hauptstraßen zu Hunderten. Man braucht nur aus dem Hause zu treten und „Iswóstschik!" zu rufen, und sofort ist ein halbes Dutzend der kleinen Wagen mit Blitzesschnelle herangesaust. Von den Droschken in anderen Städten unterscheiden sich die Petersburger nicht bloß durch ihre primitive, sehr altväterische Bauart, sondern auch durch die Tariflosigkeit, die sie sich bis auf den heutigen Tag zu wahren wußten. Nur für Fahrten von den Bahnhöfen hat sie die Polizei zur Aufstellung einer bestimmten Taxe gezwungen, die in jeder Bahnhofshalle angeschlagen ist, aber — auch diese steht nur auf dem Papier und wird in den seltensten Fällen eingehalten. Wer in der Stadt fahren will, vereinbart mit dem Iswóstschik zuvor den Preis, wobei die Differenz zwischen dem ersten Angebot und dem schließlich vereinbarten Preis oft eine sehr bedeutende ist. Wer die Verhältnisse kennt, erlangt bei der nie fehlenden Konkurrenz stets billige Preise, denn wenn auch der eine oder der andere der sich anbietenden Iswóstschiks die gebotene Summe zu niedrig findet, so ist doch stets einer darunter, der lieber für wenig Geld eine Fahrt übernimmt als müßig steht. Für kurze Fahrten — im Vergleich mit den Entfernungen in unseren Städten sind jedoch auch diese ziemlich lang — zahlt man gewöhnlich 20 Ko-

peken, den fünften Teil eines Rubels, doch kann man auch für 10 und 15 Kopeken befördert werden, für einen Betrag, für welchen keiner unserer Kutscher sein Roß in Bewegung setzen würde. Und wie schnell wird man befördert! In Petersburg beobachtet die Polizei den Kutschern gegenüber ein ganz anderes Verfahren als bei uns: anstatt das schnelle Fahren zu bestrafen, achtet sie darauf, daß die Kutscher nicht zu langsam fahren, und oft kann man es sehen, daß ein Gorodowoi (Schutzmann) einem nach seiner Meinung zu langsam fahrenden Iswóstschik zuruft, sein Roß in raschern Trab zu setzen.

Neben den ungedeckten Droschken giebt es auch viele viersitzige, zweispännige Wagen nach Art der Wiener Fiaker (Karéta), die bequem, elegant und mit guten Pferden bespannt sind. Der Kutscher eines Zweispänners blickt vornehm auf die Iswóstschiks herab, und ihm fällt es nie ein, sich so um einen Fahrgast zu bemühen wie jene, die ihn während des Feilschens um den Preis beim Arm oder an den Kleidern fassen und aus dem Kreis der mitbietenden Kollegen zu ihrem Wagen zu zerren suchen. Die Troika, das nationale Dreigespann mit dem in der Gabel trabenden kräftigen Mittelpferd und den rechts und links galoppierenden Außenläufern dient mehr dem Luxus und dem Vergnügen, und tritt erst im Winter in den Straßen der Residenz häufiger auf, wenn der Schlitten das rollende Fuhrwerk ersetzt hat.

In den letzten Jahren ist außer den Omnibuslinien auch das Tramwaynetz nach allen Richtungen hin ausgedehnt worden, und 31 Linien vermitteln heute den Verkehr in der Stadt und mit den Inseln und Vorstadtdörfern. Im Innern der Wagen ist der geringste Preis einer ganzen Tour 5, auf der Impériale 3 Kopeken; der höchste im Innern 20, auf der Impériale 8. Die Wagen verkehren bis zehn Uhr abends, im Sommer aber, namentlich auf den belebteren Touren, sowie an Sonn- und Feiertagen auch noch später.

Trotz dieser Menge von Fuhrwerken aller Art und ihrer starken Benutzung durch das Publikum ist auf dem Newsky-Prospekt das Trottoir stets mit Fußgängern bedeckt, denn die schöne Straße mit den breiten Trottoirs ist die Promenade der vornehmen Welt und in ihr befinden sich die feinsten Verkaufsläden. Die hunderte von Fuhrwerken, die vorüber rollen, gewähren den Promenierenden ein an Abwechslung reiches, unterhaltendes Bild und werden dabei nicht durch das Gerassel der Räder lästig, da die Straße mit Holzwürfeln gepflastert ist, welche — was allerdings bei dem großen Verkehr sehr nötig — das Geräusch dämpfen. Die Promenierenden selbst fesseln aber den Fremden nicht weniger als die Wagen. Welch buntes Gemisch von Uniformen und Nationaltrachten zieht da an uns vorüber! Da die große Masse der Bevölkerung den nationalen Kaftan zu hohen Stiefeln und zur Pelzmütze trägt und etwa ein Zehntel der männlichen Einwohner — außer dem Militär auch alle Beamten bis zu den Subalternbeamten herab, sowie die Schuljugend — uniformiert ist, bedürfte es gar nicht der vielen Nationaltrachten, durch welche die verschiedenen das Reich bewohnenden Völkerschaften hier vertreten sind, um ein buntes, farbenreiches Bild zu erzielen. Auch das weibliche Geschlecht liefert dazu einen reichlichen Beitrag in den Ammen in ihren grellen Nationalkostümen und den roten und blauen Überwürfen, unter denen sie die Säuglinge tragen. Und zwischen das promenierende Publikum drängen sich die Straßenverkäufer, die im Winter warmen Thee, im Sommer Eis oder das beliebte Nationalgetränk Kwas feilbieten, Himbeerkwas und Honigkwas, und die vielen Garköche mit den Pirogen (Pasteten), die mit gehacktem Fisch oder Fleisch und mit Kohl und Rüben gefüllt sind, die Kuchenverkäufer, die wandernden Bilderhändler u. s. w., und alle preisen sie ihre Ware mit aller Kraft der Lungen an . . .

Der Fußgängerverkehr zieht sich hauptsächlich auf die Nordseite der Straße, die Sonnenseite, wo sich auch die elegantesten Verkaufsläden befinden. Riesige Firmentafeln und Aufschriften an den Häuserwänden bis zum Dach hinauf machen schon von weitem auf die einzelnen Geschäfte aufmerksam. Moskau ausgenommen, ist in keiner europäischen Stadt die Reklame durch Aufschriften auf den Häusermauern so ausgebildet wie auf dem Newsky-Prospekt Petersburgs. Eine andere Eigentümlichkeit der Riesenstraße sind die von schlanken eisernen Säulen getragenen leichten Schutzdächer, die von jeder Hausthür über das breite Trottoir hinweg bis zum Fahrdamm reichen. Ursprünglich bestimmt, den im Wagen Anfahrenden beim Aussteigen Schutz vor dem Regen zu gewähren, dienen auch sie jetzt der Reklame und tragen große Firmentafeln.

Angenehm berührt in Petersburg das Auge die große Sauberkeit, die sowohl auf den Straßen als in den Häusern herrscht. Sie herrscht hier nicht, wie in so manchen anderen Städten, nur in den Hauptstraßen; man wird hier auch in den entlegensten Stadtteilen kein Haus und keinen Hofraum finden, die durch Unsauberkeit

Anlaß zur Beschwerde böten. Die Polizei wacht in Petersburg mit Argusaugen darüber, und dringt unnachsichtlich auf sofortige Beseitigung aller Übelstände, die sie entdeckt. Sehr viel verdankt die Stadt in dieser Beziehung der Polizeileitung Trepoffs, der sich nicht auf Unterbeamte verließ, sondern sich gern selbst durch eigenen Augenschein überzeugte, daß alles in Ordnung war. Die Wohnhäuser Petersburgs sind infolge dessen in sanitärer Beziehung viel besser als in den meisten europäischen Großstädten, was in Anbetracht der ungesunden Gegend, in der die Stadt liegt, nicht zu unterschätzen ist. Auch der gemeine Mann wohnt hier durchschnittlich besser als in anderen gleich großen Städten. Man vergleiche doch nur Paris mit Petersburg! Dort leben nach den neuesten Ermittelungen 30 603 Familien mit 101 719 Köpfen in Wohnungen, welche nicht im ent-

Der Inkunabeln-Saal der kaiserlichen Bibliothek.

fernteſten die unerläßlichen gesundheitlichen Bedingungen erfüllen, die man an für Menschen bestimmte Räumlichkeiten stellen muß. In Paris sind heute noch etwa 5000 Wohnungen *ohne Heizvorrichtung*, und ihre Bewohner müssen sich mit tragbaren Öfen behelfen und müssen, um den Rauch abziehen zu lassen, die Thür oder die Fenster öffnen. Überraschen kann dies nicht, wenn man hört, daß es in ganz Frankreich noch 2170 Wohnhäuser *ohne Fenster* giebt, in denen 1 Million Menschen, also etwa der 38. Teil der Bevölkerung lebt. Solche Daten sprechen klar und deutlich zu Gunsten unserer oft wiederholten Behauptung, daß man, ehe man sogenannte „Übelstände" in Rußland tadelt, sich immer erst fragen möge: Wie sieht es in dieser Beziehung in anderen Ländern aus?

Wie vorzüglich die Petersburger Wohnungen sind, das lernt man erst recht im Winter kennen. Der böse Wintergast, die Kälte, vermag da nicht einzudringen, sein Reich hat schon an der Thür ein Ende, welche zu dem stets angenehm durchwärmten Treppenhaus führt, trotzdem daß in Petersburg die Kälte während der Wintermonate einen ziemlich hohen Grad erreicht. Schon im November schwankt die Temperatur zwischen einem Maximum von 6,4° R. und einem Minimum von — 13,2, und im Januar, dem kältesten Monat, beträgt das Minimum der Lufttemperatur — 25°. Noch der Mai ist bedeutenden Schwankungen zwischen 22,4° und — 1,4° unterworfen, und nur während der Monate Juni bis September sinkt das Thermometer nicht unter den Nullpunkt, obwohl es ihm im September schon ziemlich nahe kommt. Die Monate Juni, Juli und August sind allerdings sehr warm — im Juli steigt die Temperatur bis 28,4°, in den beiden anderen Monaten bis 26,5° — aber wer im Winter zum Verweilen im Freien gezwungen ist, der weiß davon zu erzählen, was ein Winter in Petersburg bedeutet. Der Russe selbst empfindet die Kälte allerdings weniger als der Ausländer; er liebt sie sogar und hat seine Freude an einem starken Frost. „Heute ist einmal ein guter Frost!" sagt der gemeine Mann, mit einem gewissen Vergnügen die Arme schlenkernd, um sich zu erwärmen, wenn das Thermometer 16 bis 18 Grad Kälte zeigt. Eine Kälte, bei welcher es bei uns niemandem einfallen würde, ohne die zwingendste Veranlassung auf die Straße zu gehen, findet daher in Petersburg immer noch hunderte von Spaziergängern auf dem Newsky-Prospekt. Für jene armen Menschen aber, die durch ihren Beruf gezwungen sind, auch bei 25° Kälte im Freien sich stundenlang, ja manche Tag und Nacht aufzuhalten, wird auch gesorgt. Die wärmste Kleidung wäre nicht imstande, die Iswóstschiks und Gorodowois namentlich bei Nacht vor dem Erfrieren zu schützen; man zündet daher, wenn die Kälte eine außergewöhnliche Höhe erreicht, in den Straßen Feuer an, sogenannte Scheiterhaufen, was zwar eine sehr kostspielige Maßregel ist, seinen Zweck jedoch vollständig erreicht. Die Fuhrleute postieren sich dann um das Feuer, einer wirft frisches Holz zu, der andere schürt die Flammen mit einem langen Haken, und so vergeht die Zeit, wenn sich nicht inzwischen Fahrgäste einfinden, die auch dem erstarrten Gaul des Iswóstschik Bewegung verschaffen. Bei solcher Kälte liegt die Versuchung nahe, sich durch einen Schnaps zu erwärmen, und gar leicht wird dann ein Gläschen zu viel getrunken, aber wehe dem Iswóstschik, der sich verleiten ließ, bei starkem Frost sich zu betrinken, denn der Betrunkene ist am meisten der Gefahr ausgesetzt, daß ihm Nase, Hände oder Füße erfrieren, wenn er nicht gar, im Rausch eingeschlafen, überhaupt nicht mehr erwacht. Die Gorodowois sind daher auch scharf hinter den Iswóstschiks her und dulden nicht, daß einer auf dem Bock sitzend schläft. Ausnahmen kommen freilich auch in Petersburg vor, und nicht immer ist der Winter so streng wie wir ihn geschildert haben. Im Jahre 1882 z. B. herrschte eine so milde Temperatur, daß den größern Teil des Winters hindurch fast gar kein Schnee in den Straßen zu sehen war und es sogar während der Wintermonate regnete. Dieses außergewöhnlich milde Wetter hatte aber auch seine Nachteile. Der Winter läßt sich im hohen Norden seine Herrschaft nicht ungestraft streitig machen, und er rächt sich sofort, wenn einmal ein lauer Südwind ihm ins Handwerk zu pfuschen sucht. Die Folge der milden Witterung waren bösartige Krankheiten, die epidemisch auftraten, von anderen Übelständen ganz abgesehen. Aus dem Gouvernement Archángelsk waren 80 000 Stück Wildbret nach Petersburg gesandt worden, die bei der landesüblichen Kälte ganz unbeschädigt den weiten Weg zurückgelegt haben würden, infolge des unerwarteten Tauwetters aber in einem solchen Zustande ankamen, daß die Polizei den Verkauf dieses Fleisches untersagte, wodurch die Unternehmer einen Verlust von 70 000 Rubeln erlitten. Am meisten litten jedoch die armen Leute; meilenweit waren über 5000 Bauern wie alljährlich mit ihren Schlitten nach der Residenz gekommen, und als nun der Schnee plötzlich schmolz, gerieten die erwerblosen Schlittenkutscher bald in die größte Not und viele waren gezwungen, Pferd und Schlitten zu verkaufen, um nur wieder in ihr Heimatsdorf zurück zu gelangen.

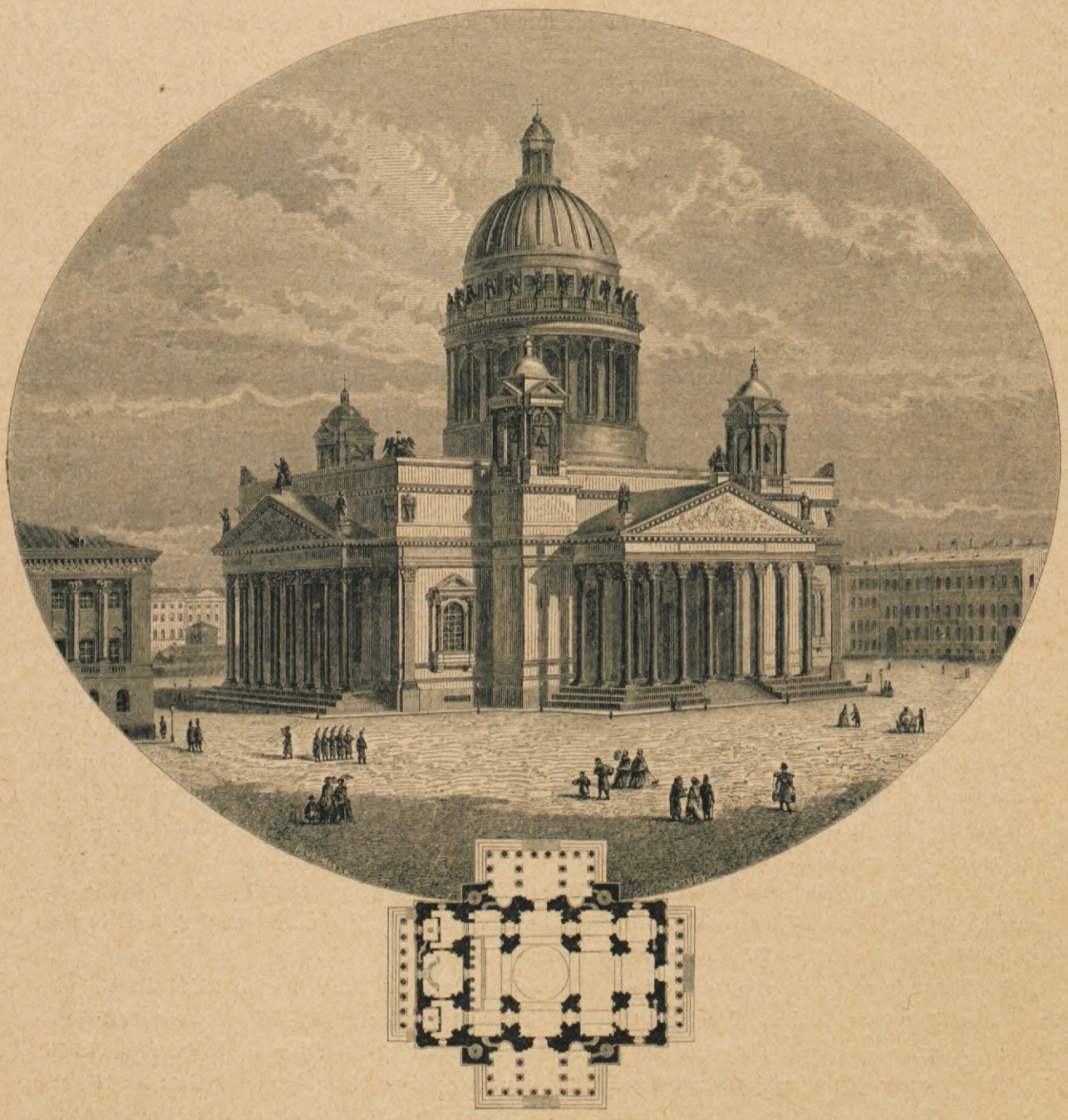
Doch Petersburg ist Großstadt, und die Wogen des großstädtischen Lebens gehen über solche vereinzelte Fälle von Not und Elend in den unteren Klassen hinweg und vertilgen rasch die Spuren derselben. Wer längere Zeit in Petersburg lebt, der wird sich wohl überzeugen, daß wie in anderen Großstädten so auch in der Newastadt neben großem Reichtum die große Armut nicht fehlt, aber der oberflächliche Beobachter und der Reisende, der nur einige Tage in Petersburg weilt, wird von dem Reichtum, dem er in den eleganteren Stadtteilen auf Schritt und Tritt begegnet, geblendet, und von der Pracht und dem Luxus, die er überall

entfaltet sieht, berauscht und entzückt werden. Nicht ohne Grund hat man Petersburg das Paris des Nordens genannt — man versteht dort das Leben zu genießen, und demjenigen, der es genießen will, wird reichlich Gelegenheit dazu geboten, vorausgesetzt, daß er auch die nötigen Mittel besitzt, seine Wünsche zu realisieren. Wir werden den Leser später auch mit der Kehrseite der Medaille bekannt machen und ihn auf einer Wanderung durch die Wohnstätten der Armut geleiten — jetzt laden wir ihn ein, mit uns den Newsky hinaufzuwandern und zunächst die Stadt der Paläste, die Stadt des Reichtums, das vornehme Petersburg mit seinen Monumentalbauten kennen zu lernen.

Auf der Wanderung vom Thorbogen des Generalstabsgebäudes bis zur Fontanka, dem dritten die Stadt umspannenden Wasserring, treffen wir zwischen den unabsehbaren Reihen der palastartigen Privatgebäude vier Kirchen und eine große Kathedrale, das Stadthaus, den umfangreichen gostjinny dwor, die kaiserliche Bibliothek und das kaiserliche Anjitschkoff-Palais. An der sogenannten Polizeibrücke, die über die Moika führt, liegt die holländische Kirche (1834 erbaut), und auf derselben Seite des Newsky, von jener nur durch die Große Stallhofstraße getrennt, die 1838 in gotischem Stil erbaute lutherische Peterskirche. Die Stallhofstraße hinabblickend, gewahren wir in derselben noch drei Kirchen, die alte reformierte, in der man noch den Stuhl zeigt, auf welchem Peter der Große 1724 einer Taufe beiwohnte, gegenüber die finnländische Marienkirche und hinter dieser die schwedische Katarinenkirche. Auf dem Newsky aber, der Peterskirche schräg gegenüber, überrascht uns der imposante Bau der Kasanschen Kathedrale (auch Kathedrale der Kasanschen Mutter Gottes genannt), von einer gewaltigen Kuppel überragt, bis zur Spitze des auf der Kuppel sich erhebenden Kreuzes 66 Meter hoch. Eine Kolonnade von 132 korinthischen Säulen umsäumt in weitem Halbkreis den Platz, in dessen Hintergrunde die Kathedrale steht. Kolossalstatuen der vier russischen Hauptheiligen — Wladimir, Alexander Newsky, Johannes und Andreas — schmücken die Außenwände. Im Innern lenkt sofort das berühmte Muttergottesbild, das mitten in der Kirche hängt, die Blicke des Eintretenden auf sich. Im Jahre 1579 kam es von Kasan nach Moskau und wurde 1721 nach Petersburg gebracht. Die Edelsteine, welche das stets von Andächtigen umgebene Bild schmücken, sind von fast unschätzbarem Wert. Und überall, wohin wir uns in der Kirche wenden, blitzen uns Edelsteine und Gold und Silber entgegen. Die Ikonostás ist von Silber, ein Geschenk der Donschen Kosaken nach dem großen Befreiungskriege; vor dem Hochaltar stehen vier silberne Riesenkandelaber, und das Tabernakel, ein Geschenk des Grafen Stroganoff, ist mit Edelsteinen besäet. Die vier Säulenreihen, welche von den die Kuppel tragenden Pfeilern auslaufen, sind 11 Meter hohe Monolithe von finnländischem Granit, die Basen und Kapitäle der 56 Säulen von Bronze. An den Pfeilern und Wänden hängen erbeutete Fahnen, Trophäen aus den Kriegen gegen Napoleon, gegen die Türkei und Persien. Hier ruht auch der Fürst Kutusoff Smolenski, der im Jahre 1812 an Barclay de Tollys Stelle das Kommando der Napoleon gegenüberstehenden Armee erhielt und später Davoust und Ney in der Schlacht bei Smolensk besiegte. Er starb, nachdem er die bekannte Proklamation von Kalisch erlassen, auf der Reise zum Kaiser in Bunzlau, wo ihm auch ein Denkmal errichtet wurde, der Kaiser ließ aber die Leiche nach Petersburg bringen und in der Kasanschen Kathedrale an derselben Stelle beisetzen, an welcher der Feldmarschall, bevor er zur Armee abging, noch ein Gebet verrichtet hatte. Vor der Kathedrale ließ Alexander sowohl ihm als dem Feldmarschall Barclay de Tolly 1837 ein Denkmal errichten.

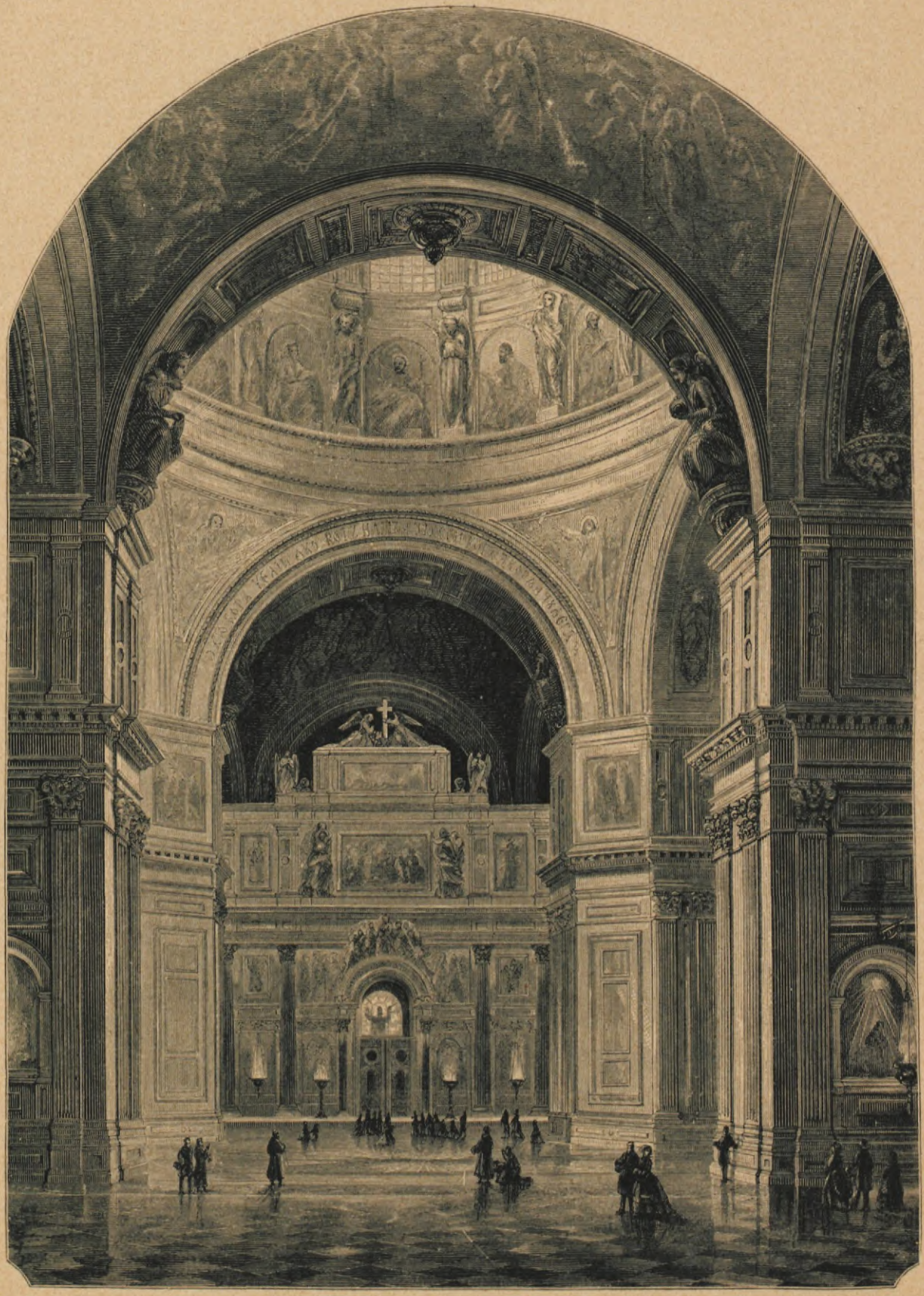
Einige Schritte weiter liegt auf der entgegengesetzten Seite des Prospektes die katholische Katarinenkirche, in welcher der Polenkönig Stanislaus August Poniatowski und der 1813 bei Dresden gefallene General Moreau begraben sind, und ihr gegenüber die Duma, das Stadthaus, ein ziemlich bescheidenes Gebäude. Eine kleine Kapelle (Tschaßownja) trennt das Stadthaus vom gostjinny dwor, der unter Katarina II. erbaut wurde. In Form eines riesigen Trapezes angelegt, dessen eine Schmalseite als Front dem Newsky zugekehrt ist, besteht der gostjinny dwor aus einer Menge von Höfen und Bogengängen, in denen sich ein Laden neben dem andern befindet, aber er kann sich weder mit dem Moskauer gostjinny dwor und seinen kolossalen Warenvorräten, noch mit den eleganten Läden in den Hauptstraßen Petersburgs messen. Während der Moskauer gostjinny dwor mit seiner Umgebung, den Rjädy und Sarjady, und dem Äußern der Straßen Iljinka und Warwarka harmonisch übereinstimmt, erscheint der Petersburger inmitten der ihn umgebenden Eleganz wie eine Pflanze, die man in einen Boden versetzt hat, der ihr nicht behagt.

Dem gostjinny dwor gegenüber erhebt sich die armenische Kirche, welche im Jahre 1779 jener Armenier Lazarew erbauen ließ, der dem Grafen Orloff in Amsterdam den großen Diamanten von Delhi verkaufte und dafür unter anderem auch eine lebenslängliche Leibrente erhielt (siehe Seite 36). Die große Gartenstraße (Bolschája Sadówaja) mündet an der Südseite des gostjinny dwor in den Newsky, und trennt jenen von dem imposanten Prachtbau der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek.



Die Isaakskirche, nebst Grundriß derselben.

Die kaiserliche öffentliche Bibliothek in Petersburg ist zwar die jüngste unter den großen Bibliotheken Europas, sie hat sich aber rasch eine hervorragende Stellung errungen. Katarina II. legte den Grund zu derselben durch Erwerbung mehrerer großen Bibliotheken, und sie bestimmte auch den Platz, auf dem das Bibliotheksgebäude erbaut werden sollte; doch erst im Jahre 1794 begann der Bau, und 1810 war erst ein



Inneres der Isaakskirche.

Flügel vollendet. Die Hauptfaçade erbaute der Architekt Rossi in den Jahren 1820 bis 1830. In den fünfziger und sechziger Jahren wurden mehr als 300 000 Rubel auf die innere Einrichtung verwendet. Die Bücherschätze der Bibliothek bestanden im Jahre 1867 bereits aus 1 044 045 Bänden, 34 178 Handschriften, 85 691 Kupferstichen, Karten u. s. w. Die ersten bedeutenden Beiträge zu diesen Bücherschätzen hat Polen geliefert. Im Jahre 1795 ließ Katarina II. nach der dritten Teilung Polens die berühmte Bibliothek des Grafen Zaluski nach Petersburg bringen, dieselbe, zu deren Schutz Benedikt XIV. im Jahre 1752 eine Bulle erlassen hatte, durch welche er jeden mit dem Bann bedrohte, der sich an dieser Bibliothek vergreifen würde; der Graf schenkte seine Bibliothek später dem Jesuitenorden, und als nach Aufhebung des Ordens die Regierung die Bücherschätze in Beschlag nahm, strengte die Familie Zaluski einen Prozeß auf Herausgabe derselben an, der noch schwebte, als das Einrücken der Russen unter Suwaroff dem polnischen Staat ein Ende machte. Eine wertvolle Bereicherung erhielt die kaiserliche Bibliothek später durch die Sammlungen Dubrowskis, der während der französischen Revolution viele Bücher und Handschriften in Paris erworben hatte, die er Kaiser Alexander I. schenkte. An slavischen Drucken erwarb die Bibliothek von 1817 bis 1830 die Sammlungen des Senators Froloff, des Generals Wjasmitjinoff, des Grafen Tolstoi und einen Teil der Bibliothek des Fürsten Lobanoff Rostowski. Durch die Feldzüge in Asien wurden der Bibliothek auch reiche Bücherschätze zugeführt, durch Paskewitsch aus der Moschee Achmed in Achalzich, aus Dagestan, Erzerum, Bajasid, eine Sammlung von Koran-Handschriften aus Adrianopel und die kostbaren Handschriften des Scheik Sefi aus Ardebil, des Ahnherrn der jetzigen persischen Dynastie. Von späteren Erwerbungen waren die bedeutendsten die 150 000 Bände zählende Bibliothek der „Gesellschaft der Litteraturfreunde in Warschau", die Bibliothek des Archäologen und Slavisten Pogodin, für 150 000 Rubel angekauft, die für 100 000 Rubel erworbenen alten karaitischen Handschriften, die Bibliotheken des Staatsrats Adelung, des Prager Slavisten Jungmann, des Grafen Rostopschin u. a. In jüngster Zeit wurde auf kaiserlichen Befehl mit diesen Sammlungen auch die über 70 000 Bände zählende Eremitage-Bibliothek und die früher in der Eremitage aufgestellte Bibliothek Voltaires (gegen 7000 Bände und Handschriften) vereinigt. Die Statue Voltaires, 1780 von Houdon geschaffen, steht im Treppenhause inmitten seiner Bibliothek, die ihm Katarina II. abgekauft.

Der Hauptwert der Bibliothek liegt in ihren kostbaren Handschriften und den vielen bibliographischen Raritäten. Unter den letzteren sind an erster Stelle zu nennen die mit kyrillischer Schrift hergestellten Drucke, darunter vier aus dem Jahre 1491, und die aus den südslavischen Druckereien hervorgegangenen Bücher, namentlich die in den Jahren 1494 bis 1791 in Montenegro, der Herzegowina und Serbien gedruckten; ferner der einzige in Böhmen hergestellte kirchenslavische Druck, die Bibelübersetzung des Franz Skorina (Prag 1516—1519), zugleich das einzige bekannte Exemplar des Werkes; das erste in Rußland gedruckte Buch, eine Apostelgeschichte (Moskau, 1564); ein Mainzer Psalter (1457—1459), eine Mainzer Bibel und ein Gutenbergsches Katholikon (1460) u. s. w. Der Inkunabeln-Saal, der im Jahre 1857 nach Art einer Klosterbibliothek des 15. Jahrhunderts eingerichtet wurde (siehe Seite 49), enthält nahezu 7000 Inkunabeln (vor dem Jahre 1500 gedruckte Bücher). Ein Saal enthält eine Sammlung in fremden Sprachen über Rußland erschienener Werke, mehr als 30 000 Bände, welche die Bibliothek dem unermüdlichen Sammeleifer des Barons Korff, der von 1849 bis 1861 Bibliothekar war, verdankt.

Die Bibliothek ist mit Ausnahme der höchsten Festtage täglich dem Publikum geöffnet, an Wochentagen von 10 Uhr früh bis 9 Uhr abends, an Sonntagen von 12 bis 3 Uhr. Im obern Stock befindet sich ein großer Lesesaal, der jährlich von nahezu 120 000 Lesern benutzt wird.

Zur Erinnerung an die hohe Stifterin der Bibliothek ist auf dem Alexanderplatz, dessen Westseite die Bibliothek einnimmt, 1873 inmitten schöner Gartenanlagen das Denkmal Katarinas II. von Kaiser Alexander II. errichtet worden. Das nach Entwürfen von Mikeschin und Opekúschin ausgeführte Denkmal zeigt uns die 4 Meter hohe Figur der Kaiserin, mit dem Hermelinmantel und der Kette des Andreasordens geschmückt, in der Rechten das Scepter, in der Linken einen Kranz; den Sockel umgeben die lebensgroßen Figuren der berühmtesten Zeitgenossen der Kaiserin: Patjomkin, Rumjanzoff, Suwaroff, Orloff und Tschitschagoff, die beiden letzteren als Repräsentanten der Flotte, die ersteren des Heeres, wogegen Kunst und Wissenschaft durch die Fürstin Daschkoff, die Präsidentin der Akademie, die Volkserziehung durch Betzki und Besborodko vertreten werden.

Den Newski-Prospekt hinaufschreitend, gelangen wir nun zunächst zur Fontanka und zu der über dieselbe führenden Anjitschkoff-Brücke. Unter den vier Kolossal-Gruppen von Pferdebändigern, einem Werke des Barons Klodt, in Petersburg gegossen, welche diese Brücke schmücken, finden wir alte Bekannte wieder: zwei der Gruppen stehen als Geschenk des Kaisers Alexander, der sie nochmals gießen ließ, vor dem königlichen Schlosse in Berlin.

An der Fontanka, mit der Front nach dem Newsky-Prospekt, liegt das Anjitschoff-Palais, auch Nikolai-Palais genannt, welches früher dem Fürsten Patjomkin gehörte, dann aber von der Krone angekauft und völlig umgebaut wurde. Seit 1817 bewohnte es der jeweilige Thronfolger, der jetzt regierende Kaiser ist jedoch den ihm lieb gewordenen Räumen auch nach seiner Thronbesteigung treu geblieben.

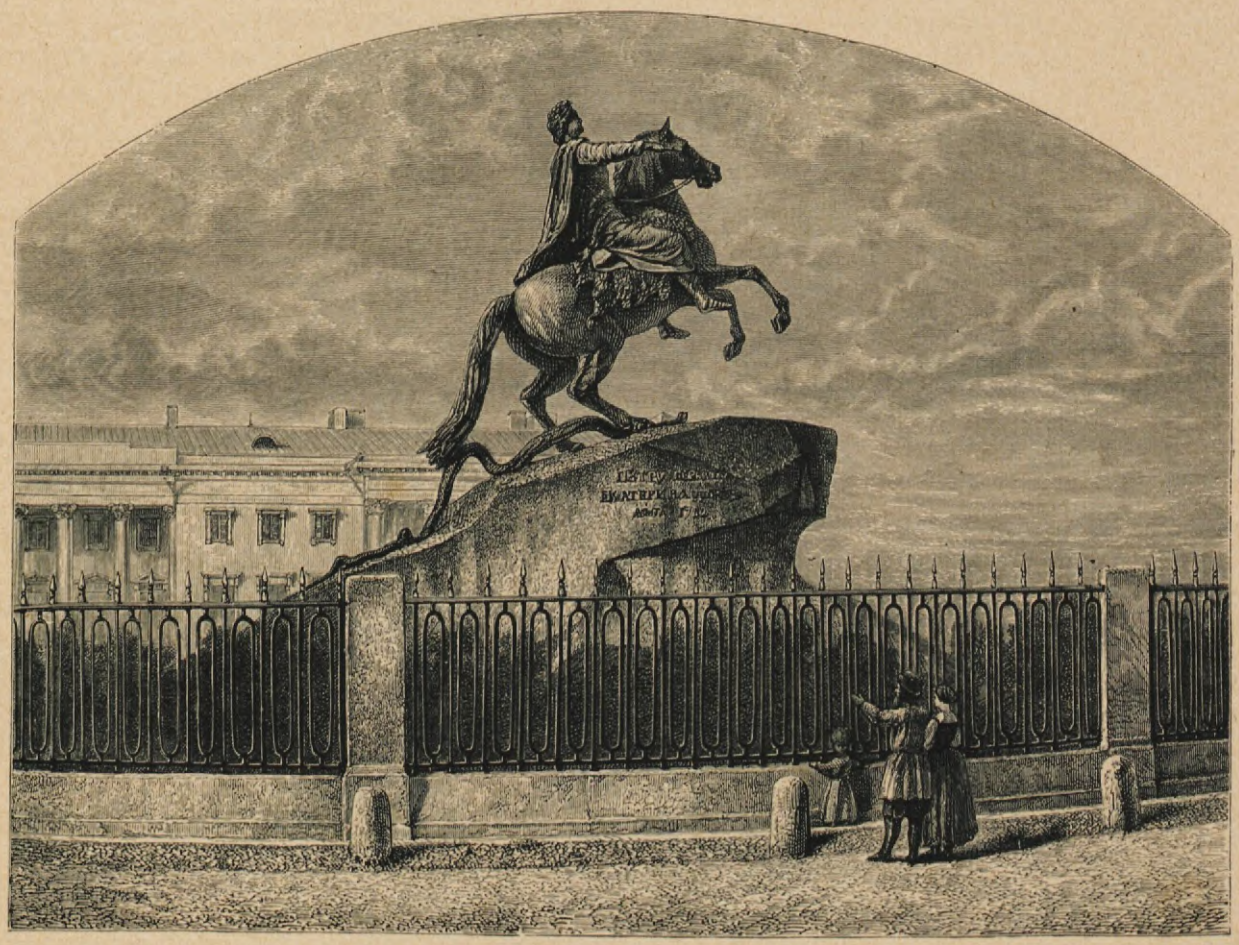
Vom Anjitschkoff-Palais läuft der Prospekt noch 1 Kilometer weit schnurgerade und in gleicher Breite bis zu der über den Ligowka-Kanal führenden Snamensky-Brücke, jenseits welcher zur Rechten der große Bahnhof der nach Moskau führenden Nikolai-Bahn liegt, biegt jedoch bald darauf gegen Südost ab und führt dann wieder in gerader Richtung, doch bedeutend schmäler geworden bis zum Alexander Newsky-Kloster, bei welchem er sich mit dem die Newa entlang laufenden Schlüsselburger Prospekt vereinigt. Wir werden dem alten Kloster später einen Besuch abstatten, und kehren nun zu unserem Ausgangspunkt am Newsky zurück, um durch die in ihn mündenden Straßen die angrenzenden Stadtteile zu besuchen. Durch die unweit des Thorbogens des Generalstabsgebäudes einmündende Kleine Seestraße (Málaja Morskája) gelangen wir zunächst auf den weiten Isaaksplatz, dessen Mitte die imposante Isaaks-Kathedrale einnimmt.

Die Isaaks-Kathedrale oder wie sie mit vollem Titel heißt: Kathedrale des heiligen Wunderthäters Isaak, des Dalmatiners, ist die Hauptkirche Petersburgs. An der Stelle, welche sie jetzt einnimmt, ließ schon Peter der Große 1710 eine hölzerne Kirche erbauen, welche aber 1735 vom Blitz getroffen wurde und abbrannte. Dreizehn Jahre später begann Katarina II. den Bau einer steinernen Kirche, welche jedoch während ihres Lebens nicht vollendet wurde und unter Kaiser Paul 1801 einen Abschluß fand, der nicht zu ihren Gunsten war. Die jetzige Kathedrale wurde unter Kaiser Alexander I. nach den Plänen des Architekten Ricardo de Montferrand zu bauen begonnen, und ihr Bau währte fast 40 Jahre; erst unter Alexander II. (1858) wurde er beendet. Große Schwierigkeiten waren beim Bau zu überwinden. Ganze Wälder verschlang der Sumpfboden, bevor es endlich gelang, festen Grund zu gewinnen, und doch hat man seitdem mehrmals durch Unterbauungen einer Senkung der Kirche nach der Newaseite entgegenarbeiten müssen.

Die Kathedrale ist in Form eines griechischen Kreuzes gebaut und wird von einer riesigen Kuppel überragt (siehe Seite 52), welche 26,6 Meter im Durchmesser mißt; sie ruht auf einer von 24 Granitsäulen (deren jede 9 Meter hoch ist) umgebenen Trommel, und über ihr erhebt sich eine gleichfalls von 24 Säulen umgebene Laterne, auf deren Kuppel ein 5,8 Meter hohes Kreuz steht. Die Hauptkuppel ist eine der größten der Welt. Nur jene der Peterskirche in Rom übertrifft sie an Größe. Ihre innere Scheitelhöhe beträgt 82 Meter, während jene der Peterskirche 123 Meter beträgt. Vom Boden bis zur Spitze des Kreuzes gemessen, ist die Kathedrale 102 Meter hoch. Eine bequeme Treppe führt zur Kuppel, von der aus man eine herrliche Aussicht genießt, empor; sie besteht aus Guß- und Schmiedeeisen, welches mit stark vergoldetem Kupfer bedeckt ist.

Durch prächtige Peristyle an der Nord- und Südseite, jedes von 16 Monolithsäulen aus rotem finnländischen Granit gebildet, eine Nachahmung des Portikus am Pantheon in Rom, gelangt man in das Innere, das mit verschwenderischer Pracht ausgeschmückt ist. Die Kosten des Baues betrugen mehr als 23 Millionen Rubel, aber es ist mit dieser großen Summe auch etwas geschaffen, was der Residenz zur hohen Zierde gereicht, obwohl das Vorbild, das dem Baumeister vorgeschwebt, der Dom zu Sankt Peter in Rom, nicht erreicht wurde. Der Schmuck der Wände ist geradezu blendend; sie sind mit den schönsten Marmorarten bedeckt, und an 200 Gemälde russischer Maler fesseln den Beschauer. Das große Deckengemälde von Brjuloff und Bassin erwähnten wir bereits. Die marmorne, reich vergoldete Ikonostás trägt in drei Reihen 53 Heiligenbilder. Zwischen Säulen von Lapis lazuli und Malachit hindurch gelangt man in das Allerheiligste, wo der prachtvolle marmorne Hochaltar steht, dessen silbernes Tabernakel eine sehr gelungene Imitation der Kathedrale ist. Im Halbkreis vor dem Altar stehen die Sitze, die für den Metropoliten und die höhere Geistlichkeit bestimmt sind. Ein herrliches in München verfertigtes Glasfenster, die Auferstehung Christi darstellend, prangt über dem Hochaltar.

Die Isaaks-Kathedrale steht in der Mitte des großen Isaaksplatzes, welcher, gegen Norden und Süden mit zwei anderen Plätzen zusammenstoßend, mit diesen den ganzen weiten Raum zwischen der Moika und Großen Newa einnimmt. Von der Südseite der Kathedrale aus gelangt man durch den Isaaksgarten, am Gebäude der deutschen Botschaft vorbei, auf den Marienplatz. Dort steht das Denkmal Nikolaus I., das im Jahre 1859 nach Montferrands Entwurf errichtet wurde. Auf einem hohen, mit Basreliefs geschmückten Sockel sieht man den Kaiser in der Uniform der Chevaliergarde auf einem sich bäumenden, feurigen Roß. Die Reiterstatue, ein Werk des Barons Klodt, ist ein Meisterwerk des Erzgusses; die ganze Last von Roß und Reiter ruht nur auf den Hinterfüßen des erstern. Unter den Basreliefs ist am gelungensten die Darstellung des Aufruhrs während des Wütens der Cholera im Jahre 1831, der durch das entschlossene Auftreten des Kaisers unterdrückt



Denkmal Peter des Großen auf dem Petersplatz.

wurde. Die Cholera wütete damals in Petersburg so arg, daß täglich an 1500 Menschen, meist den ärmeren Klassen Angehörige, starben. Plötzlich tauchte das Gerücht auf, die Deutschen und Polen hätten die Brunnen vergiftet, und das sei die Ursache des großen Sterbens. Fanatisierte Volksmassen sammelten sich, mit Aexten bewaffnet, auf dem Heumarkt, und im nächsten Augenblick konnte ein furchtbares Blutbad beginnen. Da erschien der Kaiser allein unter der erregten Menge, fuhr bei der Kirche auf dem Heumarkt vor, stieg die Stufen hinan und hielt eine kurze Ansprache an das Volk, in welcher er es aufforderte, anstatt gegen die Ratschlüsse des Allmächtigen zu murren, lieber gemeinsam mit ihm um Abwendung der Drangsale zu beten. Und der Kaiser hatte seine Russen richtig beurteilt. Als er nun vor der Kirchenthür zum Gebet niederkniete, fiel das ganze versammelte Volk auf die Kniee, und der drohende Aufruhr war beschworen.

Auf der Nordseite der Isaakskirche erblickt man einen Teil des großen Alexander-Gartens und hinter diesem den bis zur Großen Newa reichenden Petersplatz, in dessen Mitte das schöne Denkmal des Gründers der Stadt steht. Zar Peter hat zwei Denkmäler in Petersburg: das eine, vor dem Alten Michailowschen Palais (jetzt Ingenieurschule), ist ein Werk Rastrellis, unter Elisabet gegossen, und zeigt uns den Zar in der Imperatorentracht zu Pferde, in der Hand den Feldherrnstab; an Schönheit kann es sich mit dem neueren auf dem Petersplatz nicht messen. Dieses wurde unter Katarina II. gegossen und am 7. August 1782 unter großen Feierlichkeiten enthüllt. Der mit dem Lorbeerkranz geschmückte Kaiser sprengt einen Felsen hinan, mit der erhobenen Rechten nach der Newa weisend (siehe Seite 57). Zu den Füßen des Pferdes windet sich eine zertretene Schlange. Die ganze Statue ist 5 Meter hoch, die Gestalt des Kaisers 3 Meter. Da das Pferd, sich hoch bäumend, auf den Hinterfüßen ruht, ist der Bronzeguß gegen den hintern Teil des Pferdes zu allmählich verstärkt worden, so daß er dort 3 Centimeter dick ist, während der Vorderteil nur eine Dicke von 1 Centimeter besitzt. Um den Schwerpunkt noch mehr zu sichern, wurden außerdem 5000 Kilogramm Eisen in den Hinterteil des Pferdes und in dessen Schweif eingegossen. Den Guß leitete der Bildhauer Falconet, der auch die Statue modelliert hatte, und im Jahre 1775 war dieselbe fertig. Mehr Schwierigkeiten bereitete die Herbeischaffung des riesigen Granitblockes, auf dem sie befestigt werden sollte. Derselbe ist jetzt 14 Meter lang, 5 Meter hoch und 6 Meter breit, doch als er nach Petersburg kam, war er fast dreimal so groß. Es existiert noch ein alter Stich, welcher den Transport des „Grom" (Donner) genannten Riesenblockes aus der Umgebung des karelischen Dorfes Lachta nach dem 12 Werst entfernten Petersburg darstellt. Man sieht darauf am Waldesrand eine Menge Kutschen, welche die vornehme Welt Petersburgs nach Lachta gebracht haben, um Zeuge des seltenen Schauspiels zu sein. Hoch oben auf dem Felsblock stehen zwei Tambours, die sich eben anschicken, durch einen Trommelwirbel die ermattenden Arbeiter aufzumuntern; der ganze Block ist mit Arbeitern bedeckt, die beschäftigt sind, denselben zu behauen, und auf dem untersten Absatz, von dem aus man auf einer Leiter weiter aufwärts steigt, ist eine vollständige Schmiedewerkstätte mit Amboß und Feuerherd eingerichtet, während hunderte von Arbeitern sich bemühen, den Felskoloß vorwärts zu bewegen. Der Stein rückte trotz aller Anstrengungen nur sehr langsam vorwärts, und die zu überwindenden Schwierigkeiten waren so groß, daß die Regierung schließlich 7000 Rubel Belohnung demjenigen zusicherte, der den Transport desselben nach der Hauptstadt ermöglichen würde. Als endlich der Block glücklich an der Newa angelangt war, hatte der Transport bereits 160 000 Rubel verschlungen, und noch im letzten Augenblicke wäre bald alle Mühe und aller Geldaufwand vergebens gewesen, da beim Transport über den Strom das Schiff, welches den Block aufgenommen hatte, zu sinken drohte.

Gewaltige Gebäude schließen gegen Westen und Osten den Platz ein, auf dem das Denkmal steht. Auf der Westseite erhebt sich am Newaufer das Senatsgebäude, nach Rossis Plänen, der Sitz des Senats, des obersten Gerichtshofes des Reiches. An der Spitze des Senats steht der General- oder Oberprokurator. Bevor der Reichsrat, die General-Kontrolle und die Geheime Kanzlei des Kaisers errichtet wurden, hatte der Senat die oberste Leitung aller Angelegenheiten; jetzt steht ihm nur die Publizierung und Registrierung der Gesetze und Verordnungen zu, er ist die letzte Instanz für Staatsverbrechen und in allen Civil- und Kriminalangelegenheiten, entscheidet Streitigkeiten wegen Grundbesitzgrenzen u. s. w.

Neben dem Senatsgebäude befindet sich auf der Westseite des Platzes der heilige Synod, mit jenem durch einen hohen Bogengang verbunden. Was der Senat in weltlichen Angelegenheiten ist, das ist der heilige Synod in allen Angelegenheiten, welche in die Wirkungssphäre der Geistlichkeit fallen. Er wird gebildet durch die Metropoliten von Nowgorod, Petersburg und Finnland, mehrere Erzbischöfe und Archimandriten, und die Großalmoseniere der kaiserlichen Familie und der Armee.

Die Synode gehört auch zu den vielen reformatorischen Schöpfungen Peter des Großen. Durch ihre Errichtung brach Peter mit uralten Traditionen der russischen Kirche, aber dieser Bruch war unvermeidlich, wenn er seine Reformen gegen die größte ihnen drohende Gefahr, die Anfeindung durch die höhere Geistlichkeit sichern wollte. Wir haben bereits wiederholt auf die bevorzugte Stellung hingewiesen, welche sich die Weltgeistlichkeit zu erringen und zu wahren verstand. Das Christentum hatte in Rußland von Konstantinopel aus Eingang gefunden, und Jahrhunderte lang war alles russische Land so zu sagen nur ein Teil der Diözese

des Patriarchen von Konstantinopel. Die ersten Geistlichen Rußlands waren Griechen, und mit Griechen waren lange Zeit alle höheren geistlichen Würden besetzt. Erst durch die Tatarenherrschaft wurde das Verhältnis zur Mutterkirche gelockert. Die Großfürsten nahmen nun für sich das Recht in Anspruch, den Metropoliten von Kijew, das kirchliche Haupt Rußlands, zu ernennen, und der Verkehr mit Konstantinopel wurde auf die Reise beschränkt, welche der zum Metropoliten Ernannte unternahm, um sich vom Patriarchen in Konstantinopel weihen zu lassen. Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hörte auch dieser Verkehr auf, der Metropolit erhielt die Weihe von den versammelten russischen Bischöfen, und als unter Fedor I. 1589 Rußland einen eigenen Patriarchen erhielt, welcher jenen von Konstantinopel, Antiochia, Jerusalem und Alexandrien an Rang gleich gestellt wurde, hatte die russische Kirche ihre völlige Unabhängigkeit gewonnen. Die Patriarchen von Moskau erlangten rasch großes Ansehen und bedeutende Macht, welche letztere sie nicht nur in geistlichen, sondern auch in weltlichen Angelegenheiten geltend zu machen suchten. Ein energischer Patriarch, wie Peters Zeitgenosse Adrian, war ein nicht zu unterschätzender Gegner, da der weliky gosudar (große Herr), wie der Patriarch tituliert wurde, namentlich in Glaubenssachen bei der großen Masse des Volkes mindestens ebensoviel, wenn nicht mehr galt als der doch so hoch verehrte Zar. Nie und nimmer hätte Peter den Patriarchen bewegen können, seine Zustimmung zu solchen Anordnungen zu erteilen, wie die Besteuerung der geistlichen Güter, das Verbot des Eintritts in ein Kloster vor zurückgelegtem 50. Lebensjahre, die Einführung einer neuen Jahresrechnung, das Verbot des Tragens langer Bärte u. s. w. Das Glück, das ihn so auffallend in allen seinen Unternehmungen begünstigte, blieb ihm jedoch auch hier treu, und der Tod des Patriarchen im Jahre 1709 half Peter über alle Schwierigkeiten hinweg. Trotz allen Drängens wurde der Patriarchenstuhl nicht wieder besetzt, und die Geschäfte wurden durch ein Exarchat von Rjäsan besorgt. Peter spielte ein gewagtes Spiel, indem er in der nächsten Zeit die unbegrenzte Verehrung, welche das Volk dem Patriarchen entgegenbrachte, mit allen möglichen Mitteln zu erschüttern suchte, und sich auch nicht scheute, bei Maskenaufzügen die Person des Patriarchen lächerlich zu machen; gelang ihm aber das Letztere, so konnte er auch sicher sein, daß er sich des gefährlichen Gegners für immer entledigt habe. Gleichzeitig suchte er das Volk daran zu gewöhnen, die Patriarchenwürde mit der des Zaren vereinigt zu sehen, und fungierte bei verschiedenen feierlichen Gelegenheiten als Patriarch. Ruhig, ohne Überstürzung verfolgte er sein Ziel. Nachdem er dann die Jurisdiktionsrechte des Klerus bedeutend beschränkt hatte, errichtete er am 24. Februar 1721 den Heiligen Synod als höchste kirchliche Behörde, und erklärte sich selbst zum Oberhaupt der russischen Kirche. Der Synod hatte anfangs seinen Sitz in Moskau; er bestand aus 12 geistlichen Mitgliedern und einem weltlichen Vertreter des Kaisers, dem Prokurator des Synods. Nur über rein theologische Fragen sollte er entscheiden, und auf die Wahl der Bischöfe keinen andern Einfluß ausüben, als daß er dem Kaiser zwei Kandidaten für einen vakant gewordenen Sitz namhaft machte, aus denen dieser einen wählte. Die Entscheidung über die Verwaltung des Kirchengutes jedoch hatte der Kaiser sich allein vorbehalten. Diese letztere Bestimmung ermöglichte es später Katarina II. im Jahre 1764, alle jene Kirchen- und Klostergüter einzuziehen, zu welchen Leibeigene gehörten, und sie teils zur Gründung von Seminarien und Schulen, teils zur Unterstützung der religiösen Propaganda in Sibirien zu verwenden.

Die Vereinigung der höchsten geistlichen und weltlichen Macht in der Hand des Kaisers hat sich für Rußland von den wohlthätigsten Folgen erwiesen. Ein solches Auflehnen gegen die Staatsgewalt wie bei dem katholischen Klerus mancher Länder ist bei der russischen Geistlichkeit völlig undenkbar und unmöglich, und keinem russischen Geistlichen könnte der Gedanke kommen, den Einfluß des Kaisers in geistlichen Angelegenheiten beschränken zu wollen. Der Klerus weiß nur zu wohl, welche bedeutende Verbesserung seiner Lage er dem humanen Einwirken der Kaiser verdankt. Die furchtbaren Leibesstrafen z. B., denen er bei den geringfügigsten Vergehen früher unterworfen war, sind durch kaiserlichen Einfluß abgeschafft worden. Als ein Iwan der Große seine Unterthanen unter den entsetzlichsten Folterqualen hinschlachtete, fiel es nicht auf, wenn auch der Klerus von seinen Oberhirten hart gestraft wurde; wohl aber war es mit den Ideen des Humanismus im Zeitalter einer Katarina II., der Gönnerin Voltaires, nicht mehr vereinbar, solche Zustände fortbestehen zu lassen. Noch im Jahre 1748 hatte z. B. der Bischof von Wologda jene Geistlichen mit schweren Leibesstrafen bedroht, welche zerrissene Kleider oder solche von grobem Stoff trugen, und derartige Verordnungen gehörten nicht zu den

Seltenheiten. Unter Katarina II. wurde die körperliche Züchtigung aus dem geistlichen Strafkodex gestrichen, und ein neues, humaneres Verfahren trat an die Stelle des alten. Darum steht auch der Kaiser, obwohl er das oberste Haupt der Kirche ist, doch hoch über dem Getriebe der Parteien: die niedere Geistlichkeit kann wegen dieser oder jener Verordnungen unzufrieden sein, aber nie wird jemand die geheiligte Person des Kaisers damit in Verbindung bringen, die Unzufriedenheit richtet sich höchstens gegen den Oberprokurator, den Stellvertreter des Monarchen, der als Laie, überdies vielleicht noch gar dem Militärstand angehörig, sich nicht solcher Sympathieen erfreut wie die Synodalmitglieder des geistlichen Standes.

Rutschbahnen.

Durch die feste Vereinigung der geistlichen und weltlichen Macht hat die russische Kirche auch eine Verbreitung erlangt, die sie, auf ihre eigenen Mittel angewiesen, kaum erlangt haben würde. In erster Reihe sind da die Bestrebungen zur Lostrennung der griechischen Kirche Polens von Rom zu nennen. Bereits unter Katarina II. gelang es, nach der ersten Teilung Polens über eine Million Menschen für die russische Kirche zu gewinnen, da in den neuerworbenen polnischen Gebietsteilen der Erzbischof von Minsk und der Bischof von

Eisgang auf der Newa.

Mohilew der von der Kaiserin angestrebten Trennung von Rom geneigt waren. Seitdem ruhten jedoch die Vereinigungsversuche, und erst unter Kaiser Nikolaus kamen sie durch die Errichtung eines griechisch-unierten Kollegiums unter dem Vorsitz des Metropoliten der Unierten Kirche Rußlands wieder in Fluß; sie endigten nach der polnischen Revolution von 1830 damit, daß sich die unierte Geistlichkeit auf einer Synode zu Plozk völlig von Rom lossagte und trotz aller Proteste des Papstes die Aufnahme in die russische Kirche feierlich vollzogen wurde. Das griechisch-unierte Kollegium erhielt den Titel „Weiß-russisch-lithauisches Kollegium", und der Bischof von Lithauen wurde als Archimandrit des Dreifaltigkeitsklosters in Wilna Präsident des Kollegiums. Noch größern Erfolg errang jedoch die Propaganda der russischen Kirche in den Ländergebieten im Osten, welche dem Zarenreich allmählich einverleibt wurden. Der Versuch, eine Vereinigung der armenischen mit der russischen Kirche herbeizuführen, mißlang zwar, da die Armenier ihren Patriarchen dem russischen Einfluß dadurch entzogen, daß sie den Patriarchensitz von dem Rußland einverleibten Kloster Etschmiadzin auf türkisches Gebiet verlegten, aber bei den heidnischen Volksstämmen in den Gouvernements Kasan, Saratoff, Samara, Astrachan und Orenburg, bei den Tscheremissen, Tschuwaschen, Mordwinen, Kalmyken, ferner im Kaukasus, bei den Tschuktschen im Nordosten Sibiriens, und in den russisch-amerikanischen Kolonieen fand das Christentum immer mehr Eingang. Das russische Kaiserhaus selbst war dabei so eng mit der Staatskirche verwachsen, daß ein Glaubenswechsel seiner Angehörigen als etwas völlig Undenkbares erschien; nie tritt eine russische Prinzessin bei ihrer Verheiratung zur Konfession des Gatten über, sie bleibt stets ihrem Glauben treu, und an ihrem neuen Wohnort entsteht alsbald eine russische Kapelle, in welcher sie dem von russischen Popen verrichteten Gottesdienst beiwohnt, wogegen alle fremden Prinzessinnen, welche russische Großfürsten heiraten, gleichzeitig zur russischen Kirche übertreten müssen.

Die Befreiung des Zarentums von der Patriarchenmacht war die wichtigste der Reformen Peters; von ihr hing das Gelingen und die dauernde Sicherung aller anderen Reformen ab. Man konnte daher keinen passendern Platz für das Denkmal des Zaren wählen als den Platz vor dem Gebäude, in welchem die Behörde ihren Sitz hat, in welcher die neue Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten verkörpert ist — um so mehr, da drüben, auf der andern Seite des Denkmals, noch ein Gebäude steht, welches ebenfalls an eine für Rußlands Machtstellung hochwichtige Reformthätigkeit Peters erinnert.

Die Ostseite des Petersplatzes nimmt das Gebäude der Admiralität ein, das in jüngster Zeit durch die Petersburger Gartenbaugesellschaft, welche in der Duma ihren Sitz hat, mit schönen Gartenanlagen, dem Neuen Alexander-Garten, in dessen Mitte eine Fontäne ihren Strahl hoch in die Lüfte sendet, umgeben wurde. Es bildet ein Parallelogramm von 420 Meter Länge und 480 Meter Breite, die Front nach der Newa gerichtet, und zeichnet sich trotz seiner Größe durch leichte, gefällige Formen aus. Gegründet wurde das Admiralitätsgebäude bereits durch Peter den Großen, doch die Vorratshäuser, welche er in den Jahren 1704 bis 1705 aufführen ließ, waren noch von Holz und nur mit Palissaden und einem Erdwall umgeben. Erst 1711 wurde ein steinernes Gebäude für das Admiralitätskollegium errichtet und einige Jahre später der ganze Komplex mit festen Wällen umgeben. Der Turm wurde 1734 bis 1735 unter der Kaiserin Anna erbaut. Mehrmals erneuert und verstärkt, verschwanden die Wälle erst unter Paul I., der an ihrer Stelle mit Linden bepflanzte Boulevards anlegen ließ.

Jetzt befinden sich in dem Admiralitätsgebäude das Marineministerium, die Seekadettenschule, das Marine-Museum und eine 30000 Bände zählende Bibliothek. Das Museum ist reich an Erinnerungen aus den Tagen Peter des Großen, es enthält Zeichnungen von seiner Hand, die Fahne des Schiffes, auf welchem der Zar an der Seeschlacht von Asoff teilnahm u. s. w.

Auch die russische Marine gehört zu den Schöpfungen Peter des Großen. In Holland und England hatte der Zar den Wert einer Flotte kennen gelernt und sich dadurch bewogen gefunden, sich im Seewesen und allem, was damit zusammenhing, gründlich unterrichten zu lassen. Als der Gipfelpunkt der Vollkommenheit erschien ihm, zu trinken wie ein Engländer und ein ebensolcher Seemann zu sein wie jener, aber seine Bojaren wollten lange nicht begreifen, daß eine Flotte eine Macht repräsentiere und daß es sich lohne, um mit dem dem Seewesen vertraut zu werden, als gemeiner Zimmermann auf ausländischen Schiffswerften zu arbeiten, wie ihr Zar gethan hatte.

Die russische Kriegsflotte hat später in den Kriegen gegen Schweden (unter Gustav III.) sehr gute Dienste geleistet, und Rußland war lange Zeit die allein dominierende Seemacht in der Ostsee, aber mit dem riesigen Aufschwung, den in neuester Zeit das Flottenwesen einzelner Länder genommen, hat Rußland nicht gleichen Schritt gehalten, und seine Flotte ist heute im Verhältnis zu seiner Macht und seiner Küstenausdehnung eine ziemlich kleine, was zum Teil wenigstens auch darin seinen Grund haben dürfte, daß die starken Seefestungen in den baltischen Gewässern — Sweaborg, Kronstadt, Wyborg, Helsingfors, Dünamünde u. s. w. — Rußland eine kräftige Defensive nach der Seeseite auch ohne Flottenschutz ermöglichen.

Die russische Schlachtflotte besteht gegenwärtig aus 7 Panzerschiffen, zu denen im Laufe dieses Jahres noch zwei große Fregatten hinzukommen werden, die auf einheimischen Werften gebaut sind; ferner aus 2 Fregatten von 3 und $4^1/_2$ Panzerstärke, mit 17, beziehungsweise 22 Geschützen und 635 oder 680 Mann Besatzung, einem Kasemattschiff von 4 Zoll Panzerstärke mit 16 Geschützen und 465 Mann Besatzung, und drei unvollständig gepanzerten Fregatten mit 6, 10 und 16 Geschützen und einer Bemannung von 482 bis 500 Mann. Zu diesen für die Offensive bestimmten Schiffen kommt noch die ungepanzerte Kreuzerflottille hinzu: 4 Korvetten, 8 Klipper und 4 Kreuzer, die in Amerika gekauft wurden, als während des russisch-türkischen Krieges ein Konflikt mit England drohte. Die ganze Schlachtflotte, welche im Baltischen Meer stationiert ist, hat für die Offensive keine große Bedeutung, da weder die Zahl noch die Größe der Schiffe einen Vergleich mit den Flotten anderer Großmächte auszuhalten vermag, aber für die Defensive, für die Küstenverteidigung hat Rußland vorzüglich gesorgt, namentlich in der Ostsee. Unablässig wird die Torpedoflotte vergrößert, neue Schiffe dieser Art in England oder Deutschland bestellt, und ein eigenes Truppenkorps ist zur Legung unterseeischer Minen zum Küstenschutz errichtet worden. Rußland hat jetzt in der Ostsee zur Küstenverteidigung 20 Schiffe mit 87 schweren Geschützen: 4 gepanzerte Fregatten (Panzer 4 bis 7 Zoll Stärke), mit schweren Elfzöllern armiert, zwei derselben mit Doppeltürmen versehen, in denen 3 Geschütze stehen, zwei mit drei Türmen und 4 Geschützen, und 277 bis 282 Mann Besatzung; 10 Monitors mit je 100 Mann Besatzung, in deren Turm zwei neunzöllige Geschütze postiert sind; 3 zweitürmige Monitors, einer mit 2, die anderen mit 4 neunzölligen Geschützen und 155 bis 178 Mann Besatzung; drei schwimmende Batterieen von 4 bis $5^1/_2$ Zoll Panzerstärke, mit 15 achtzölligen Geschützen und 393 bis 430 Mann. Weniger ist bisher noch für die Küstenverteidigung im Schwarzen Meer gesorgt, wo Rußland die Verluste des Krymkrieges noch nicht ersetzt hat. Es hat dort u. a. die vom Admiral Popoff erfundenen Popoffkas, über deren Verwendbarkeit viel gestritten worden ist. Die beiden bis jetzt gebauten haben sich in der Praxis als ziemlich unbrauchbar erwiesen. Es sind kreisförmig gebaute Fahrzeuge von 11 und 16 Zoll Panzerstärke, das eine mit Elfzöllern, das andere mit Zwölfzöllern ausgerüstet, mit 105 und 205 Mann Besatzung.

Seit dem glorreichen Tag von Synope im Jahre 1854 hatte das russische Marinepersonal keine Gelegenheit gehabt, neue Proben seiner Tüchtigkeit abzulegen. Was im letzten russisch-türkischen Krieg von den russischen Matrosen und Marinesoldaten geleistet worden ist, ließ aber erkennen, daß Rußland in seiner Bevölkerung ein auch zur See sehr verwendbares Menschenmaterial besitzt, das unbedingt Bedeutendes zu leisten imstande ist, wenn gewisse Übelstände, über die während des Krieges und nach demselben viel geklagt wurde, seine Thatkraft nicht hemmen. Die Klagen bezogen sich hauptsächlich auf die Güte und die Verwendbarkeit des vorhandenen Kriegsmaterials, und die Regierung hat die Lehren des Türkenkrieges nicht unbeachtet gelassen und sucht die Übelstände, welche jene Klagen veranlaßten, energisch zu beseitigen. Im Vorjahre wies das Marinebudget zwar eine Verminderung der Zahl der in Dienst gestellten Schiffe und eine Beschränkung der Ausgaben für den Bau neuer Schiffe in der Höhe von 1 395 411 Rubel aus, aber zugleich waren die Ausgaben für Ergänzung des als unzulänglich erkannten Materials um 320 000 Rubel erhöht worden.

Die neuere Zeit hat besonders durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht der Flotte bessere Elemente zugeführt als jene waren, auf die sie früher bei der Zwangsrekrutierung angewiesen war. Alljährlich fand im April eine Aushebung von Kindern im Alter von 7 bis 11 Jahren zum Flottendienst statt. Diese Kinder, zu denen besonders die Juden ein großes Kontingent stellten, hatten zunächst als Schiffsjungen Dienste zu leisten, und avancierten später zu Matrosen. Außerdem wurde allerlei Gesindel, das man auf dem Lande los sein wollte, auf die Flotte geschickt. Daß unter so zusammengesetzten Mannschaften von patriotischer

Begeisterung kaum die Rede sein konnte, ist wohl selbstverständlich, aber unter der strengen Disziplin haben sich die russischen Matrosen stets ebenso wacker gehalten wie die Landtruppen. Rußland besitzt übrigens in dem Gouvernement Archángelsk ein Gebiet, das ihm geborene Matrosen liefert. Dort, wo Rußlands erster Seehafen liegt, durch den es mit Westeuropa verkehrte, bevor der große Zar „das Fenster nach Westen" erschloß, dort wächst die Uferbevölkerung so zu sagen im unaufhörlichen Kampf mit der stürmischen See auf; schon die Kinder begleiten den Vater im kleinen Fischerboot auf das Meer hinaus und lernen frühzeitig mit Ruder und Segel umzugehen und inmitten des Tobens der entfesselten Elemente mit kaltem Blut die Arbeit auf Deck zu verrichten. In diesem abgehärteten, kühnen Schiffervolk besitzt Rußland zum mindesten einen ebenso tüchtigen Stamm von Matrosen für seine Flotte wie Frankreich in dem Fischervolk der Bretagne und Normandie.

Der Platz vor dem Admiralitätsgebäude, der Admiralitätsplatz genannt, der mit dem Petersplatz und dem hinter diesem liegenden Senatsplatz ein großes Ganze bildet, war früher jährlich der Schauplatz der geräusch-

Petersburger Omnibus.

vollen Volksbelustigungen der Maslenjitza. Die Butterwoche wird in der Stadt nicht so lärmend gefeiert wie auf dem Lande (siehe Band I, Seite 164), aber auch die Stadtbevölkerung läßt sich dieses Nationalvergnügen nicht rauben. Ist doch die Maslenjitza, wie der Russe sagt, der universale, der Allerweltsfeiertag! Wer zählt die vielen Beinamen, mit denen er sie bezeichnet? Sie ist ihm die Nichte des Semik, des (Band I, Seite 160 erwähnten) Frühlingsfestes, die Ehrenwoche (tschésstnaja nedjelja), die lustige (weselaja), die breite (schirókaja) Woche, die „Schwester von dreißig Brüdern und die Enkelin von vierzig Großmüttern", „dreier Mütter Tochter", ein „papierner Körper mit Zuckermund" u. s. w. Jeder einzelne Tag der Butterwoche hat seinen eigenen Namen. „Die Bewillkommnung" (wstrjétscha) heißt der Montag, der Faschingsdienstag „Der Spieltag" (ígrýschi), der Mittwoch „Leckermaul" (lákomka), der Donnerstag „Der Breite" (schiróky), der Freitag „Die Schwiegermutter, der Sonnabend „Der Schwägerin Abendgesellschaft" (solówkiny possídjélki), der Sonntag „Der Abschiedstag" (proschtschálny den). Alle diese Namen weisen darauf hin, daß die Butterwoche eine Zeit un-

gebundener Heiterkeit ist, nach den langen, düsteren Wintertagen das erste Anzeichen des nahenden Frühlings. Während der Russe keinen seiner anderen Festtage vorübergehen läßt ohne Fragen an das Schicksal zu stellen, durch die er die Zukunft zu erforschen sucht — ob die Ernte gut ausfällt, ob in diesem Jahre geheiratet wird, u. s. w. —, hat er während der Butterwoche für solche ernste Angelegenheiten keinen Sinn, da will er sich bloß unterhalten, die Butterwoche ist ausschließlich dem Vergnügen gewidmet. In Petersburg herrscht auch die ganze Woche, Tag für Tag bis tief in die Nacht hinein eine gehobene, festliche Stimmung, aber die Rücksicht auf den Verkehr der Weltstadt, der nicht gestört werden darf, hat das eigentliche Fastnachtstreiben der Butterwoche auf einen verhältnismäßig kleinen Raum beschränkt, auf dem es sich jedoch dafür um so toller austobt. Bis vor kurzem war für dieses Volksfest der Admiralitätsplatz bestimmt. Seit drei Jahren ist derselbe aber nicht mehr der Schauplatz des bewegten Treibens der Butterwoche. Die schönen Anlagen, die ihn jetzt bedecken, stehen der Errichtung der Buden im Wege, und man hat diese nach einem entlegenern Teil der Stadt verwiesen, nach dem Marsfelde neben dem Sommergarten, das sich wegen seiner großen Ausdehnung besser zu solchen Volksfesten eignet als der Admiralitätsplatz.

Das Marsfeld verwandelt sich in den Tagen vor der Butterwoche in eine Budenstadt. Da sieht man Schaubuden aller Art, Carousels, Schaukeln, Panoramas, Riesen und Riesinnen, Menagerieen u. s. w., und die Ausrufer, die auf den Tribünen stehen, bemühen sich mit dem Aufgebot ihrer letzten Stimmmittel die Herrlichkeiten und die Wunderdinge, welche ihre Bude birgt, in noch lebhafteren Farben zu schildern als dies schon durch die in greller Färbung viel bietenden Riesengemälde geschieht, welche die Wände der Buden bedecken. Da hat sich ein Panorama des Brandes von Paris nach langen Wanderungen auch nach der Newa verirrt, und der Ausrufer verkündet der gaffenden Menge: „Hier kann man sehen, wie die Stadt Paris niederbrennt! Wer Lust hat, wird mit verbrannt. Nur immer herein, jetzt ist gerade das Feuer am besten zu sehen!“ Und wie diesem der Atem ausgeht und er einen Augenblick inne hält, läßt sich sofort der Konkurrent von der andern Seite vernehmen: „Hier sieht man die Erstürmung von Geok-Tepe! Der berühmte General Skobeleff steht im dichtesten Kugelregen und rings um ihn liegen Berge von erschlagenen Turkmenen, dazwischen unsere Heldensoldaten. Dem einen sind durch eine Kanonenkugel beide Hände weggerissen, dem andern beide Füße, dem dritten der Kopf, aber unsere Helden kümmert das nicht, sie rauchen ruhig ihre Pfeife!“ So geht es weiter, einer sucht den andern zu überbieten, und wenn die harmloseren Scherze nicht mehr verfangen, dann kommen die derberen, gepfefferten. Das Publikum, das sich vor den Buden versammelt, kann ja eine starke Dosis der letzteren vertragen. Die populärsten Gestalten sind die sogenannten Stariki (Alten) mit lang herabwallendem weißen Haar und bis zum Gürtel reichenden Bärten, die mit endlosen gereimten Ansprachen das Publikum zum Besuch des Carousels einladen. Jahr aus Jahr ein geben diese Volkskomiker dieselben Witze zum besten, aber den Mushiks und Lehrjungen, für die sie berechnet sind, erscheinen sie ewig neu und ewig schön. Geht dem Alten einmal der Faden aus oder hat er sich in seine Aufschneidereien so verrannt, daß er keinen Ausweg mehr sieht, dann weist er plötzlich auf den ersten besten seiner Zuhörer hin und ruft: „Daran ist der Rotbart da schuld!“ Das Publikum lacht und wandert weiter, denn Neues bekäme es nun doch nicht mehr zu hören, der Starik fängt für die sich sammelnden neuen Zuhörer dieselbe Litanei wieder von vorn an.

Bei der geringen Honorierung, welche diesen Possenreißern und auch den anderen Künstlern zu teil wird, darf man übrigens seine Ansprüche nicht zu hoch spannen. Ein Starik hat in der Butterwoche, nachdem er sich völlig heiser geschrieen, nicht mehr als 15 Rubel verdient, und die ersten Künstlerkoryphäen in den Buden verdienen während der Woche höchstens 50, die meisten anderen gar nur 5 bis 10 Rubel. Die Witze des Starik kann man unentgeltlich anhören — sie sind nur ein Lockmittel, durch das auf die Bude aufmerksam gemacht und ihr Besuch empfohlen wird. Mehr als einige Kopeken kostet aber auf dem Marsfelde kein Vergnügen, wenn man nicht die ersten Plätze bei den Aufführungen beansprucht, die ein bis anderthalb Rubel kosten. Auf diesen kann man häufig elegant gekleidete Damen und Herren aus den höheren Ständen erblicken, die auch einmal die Späße des Meisters Harlekin sehen wollen. Die Masse des Volkes drängt sich auf den letzten Platz, wo man 20 Kopeken (etwa 50 Pfennig) zahlt. Die Vorstellungen in den großen Buden, den Balaganji, beginnen um Mittag und werden bis zum Abend ununterbrochen fortgesetzt. Zur Aufführung gelangen nur Pantomimen.

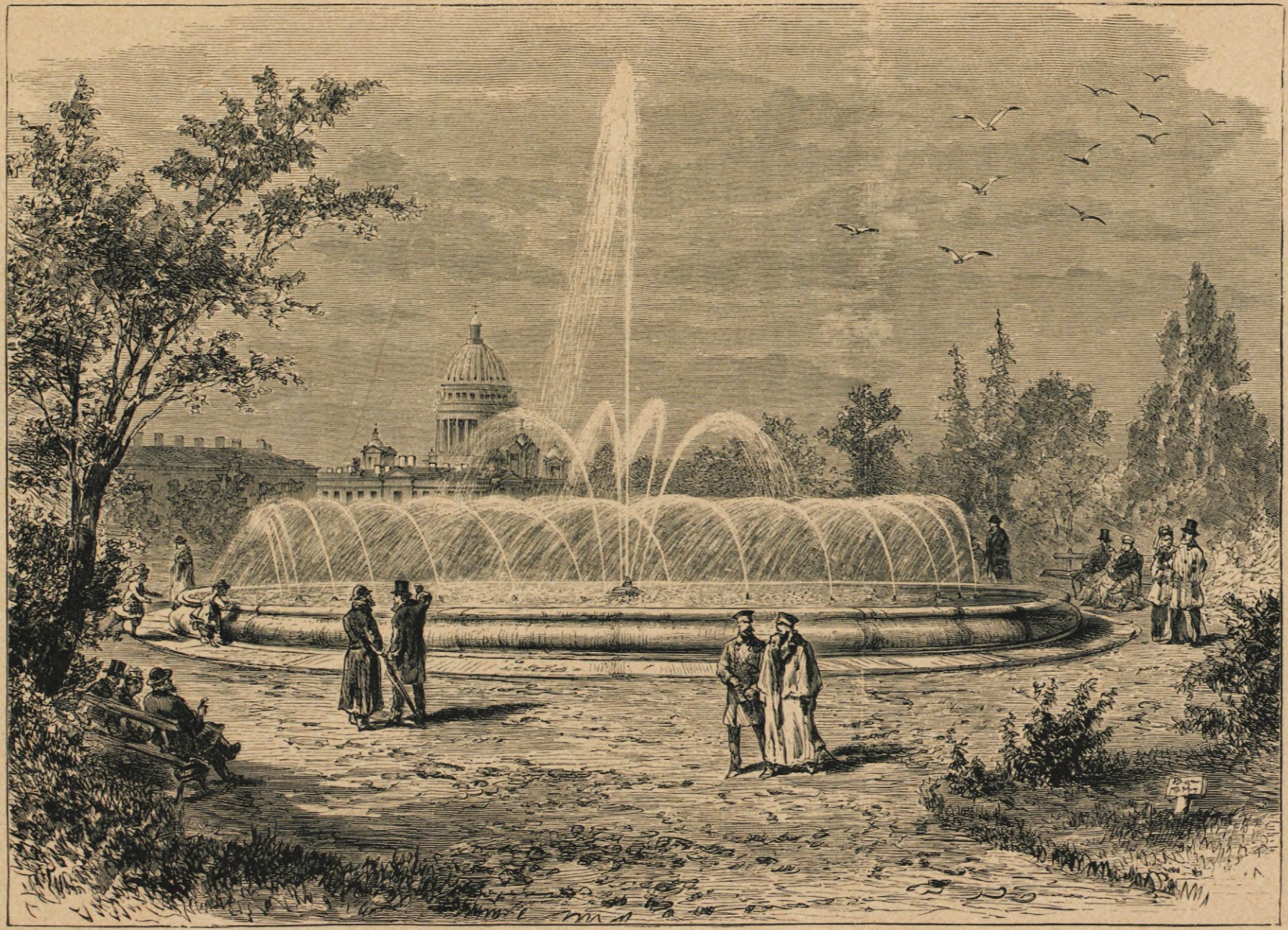
Außer den Schaubuden haben für die Besucher der Balaganji den meisten Reiz die Schaukeln und die Rutschbahnen. Die ersteren, von jener Art, die man auch bei uns bereits als „russische Schaukeln" kennt, sind eine Lieblingsbelustigung des gemeinen Mannes, der sich stundenlang in ihnen wiegen kann, ohne dieses Vergnügens überdrüssig zu werden; er wird die Balaganji gewiß nicht verlassen, ohne sich geschaukelt zu haben und ohne mehrmals von den Eisbergen gerutscht zu sein. Die Eisberge sind so errichtet, daß die Fahrflächen parallel in geringer Entfernung neben einander herlaufen. Eine steile Holztreppe führt auf ein etwa 50 Fuß hohes Gerüst, von dessen Spitze man die Fahrt beginnt. Am Fuß der Treppe stehen stets einige Mushiks mit kleinen Stuhlschlitten, die ihre Dienste anbieten; wer eine Rutschfahrt unternehmen will, setzt sich hinter den Mushik auf den Stuhl, der Aufseher, der oben die Abfahrt überwacht, giebt dem leichten Fahrzeug einen Stoß, und im nächsten Augenblick saust es mit Blitzesschnelle die steile Bahn hinab und, unten angelangt, noch einige hundert Schritte auf der glatten Fläche weiter. Die Habitués der Rutschbahn bedürfen jedoch der Hilfe des Mushik nicht, der mit seinen in dicken Pelzhandschuhen steckenden Händen den Schlitten vor Zusammenstößen mit nebenher fahrenden zu behüten sucht; manchen Rotbart in Kaftan und Pelzmütze kann man da mit seiner Dulcinea unter gellendem Jauchzen im Schlitten herabsausen sehen, um, am Ende der Rutschbahn angelangt, nach einem wärmenden Schluck Thee oder Wodka sofort wieder das nächste Gerüst zu besteigen und auf der andern Rutschbahn die Strecke zurückzufahren (siehe Seite 60).

Das Luftbad, das auf solcher Fahrt genossen wird, macht innere Erwärmung nötig, und so sieht man denn die Paare, welche soeben noch im Schlitten dahersausten, nun zärtlich umschlungen einer der vielen Buden zueilen, in denen Speisen und Getränke feilgeboten werden: die in der Butterwoche auch auf der feinsten Tafel nicht fehlenden Bliný (Pfannkuchen aus Sahne, Butter und Mehl), mit saurer Sahne oder geschmolzener Butter bestrichen, und Meth, Kwas, Thee und Wodka — auch der Nüsse nicht zu vergessen, die zwischen den Balaganji unablässig von alt und jung geknackt werden, in welcher Beschäftigung sich die Arm in Arm mit ihrem angeheiterten Liebsten schaukelnde Schöne auch auf der Schaukel nicht stören läßt. Wenn der Abend kommt, ist das Treiben zwischen den Buden schon sehr geräuschvoll geworden, denn die Mehrzahl der Besucher hat zur Feier des Tages den vorhandenen Getränken reichlich zugesprochen. Der Tag muß ja mit einem Rausch beschlossen werden; es wäre ein Verstoß gegen das Herkommen, wenn es nicht geschähe, und einen solchen läßt sich kein echter Mushik zu schulden kommen. An Wochentagen befleißigt er sich meist einer großen Nüchternheit, aber die Festtage sind seiner Meinung nach dazu da, daß man sich für die sonstige Enthaltsamkeit entschädigt. Wie der Deutsche oder der Engländer und Franzose Abend für Abend im Wirtshaus zuzubringen, das ist nicht nach dem Geschmack des gemeinen Mannes in Rußland. Er besucht den Kabak meist nur am Sonntag, aber dann will er auch austoben. Dies ist noch eine Angewohnheit aus alter Zeit, aus den Tagen Iwan Wassiljewitsch III., unter dessen Regierung die Kabaks nur an Sonn- und Feiertagen geöffnet werden durften, das Volk also an Wochentagen keine Gelegenheit hatte, sich zu betrinken. Die Gewohnheit, die Gäste an Feiertagen bis zur Trunkenheit mit Getränken zu bewirten, wurzelt fast unausrottbar im russischen Volke, und alle Bemühungen der Mäßigkeitsapostel werden dort so lange scheitern, als der gemeine Mann eine Taufe, ein Namensfest, eine Hochzeit, ein Begräbnis ohne Trinkgelag für undenkbar hält. So beschließt denn der gemeine Mann auch jeden Tag der Butterwoche mit einem größern oder geringern Rausch, und in den späteren Abendstunden kann man durch die Straßen, die zum Marsfeld führen, gar manchen Betrunkenen wanken sehen, und die Gorodowois haben ihre liebe Not mit den heimkehrenden Balaganji-Besuchern, von denen mancher Neigung zeigt, nicht erst sein Bett aufzusuchen, sondern seinen Rausch im Freien auszuschlafen. Ernste Ruhestörungen, Streit und Rauferei kommen aber höchst selten vor. Wenn dem Mushik das Getränk zu Kopfe zu steigen beginnt, wird er ausgelassen lustig, jauchzt und tanzt, umarmt und küßt alles, was ihm in den Weg kommt, und zieht schließlich mit einem halben Dutzend wankender Gestalten, jeder die Arme zärtlich um den Hals des Nebenmannes geschlungen, singend zu den Schaukeln, um sich dort so lange zu wiegen, bis die Geister des Alkohols die lärmende Gesellschaft zum Schweigen bringen.

Das Marsfeld (Marßówoje pole), auf dem dieses Volksfest stattfindet, liegt ziemlich nahe am kaiserlichen Winterpalais. Es hat die Form eines Trapezes und wird auf den beiden Schmalseiten von der Moika und dem Marmorpalais des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch, auf den Langseiten von der

Narwa-Triumphbogen.

Pawlowskischen Kaserne und vom Sommergarten begrenzt. Früher war auch das Marsfeld ein Garten, „Wiese der Kaiserin" (Zarizyn lug) genannt, und hier lag auch das kleine Palais, in welchem die spätere Kaiserin Elisabet als Prinzessin wohnte. Kaiser Paul verwandelte den Garten in einen Platz, und seit dem Jahre 1818 findet hier alljährlich im Mai die große Parade statt, bei welcher die Garnison Petersburg vor dem Kaiser vorbeidefiliert.



Fontäne im Alexandergarten.

Der kaiserliche Sommergarten wurde 1711 von Peter dem Großen in französisch-holländischem Geschmack angelegt und unter seinen Nachfolgern bedeutend verschönert. In den Alleeen und inmitten der vielen Rondells und Blumenbeete stehen Marmorstatuen und Vasen, von denen viele aus Warschau hierhergebracht worden. Bemerkenswert sind eine rosafarbene Porphyrvase, ein Geschenk des Königs von Schweden, und auf dem sogenannten Kinderplatze die Büste des Dichters Iwan Kryloff (geb. 1768, gest. 1844), des russischen Gellert, aus dessen beliebtesten Fabeln die Relieftafeln auf dem Sockel des Denkmals Darstellungen enthalten. Beim Haupteingang des Sommergartens steht eine mit großer Pracht ausgestattete Kapelle, welche zur Erinnerung an die glückliche Errettung Alexander II. bei dem Attentat Karakassoffs (4/16. April 1866) errichtet worden. Unweit der Stelle, welche jetzt die Kapelle einnimmt, hatte Peter der Große 1711 sein „Sommerpalais" erbauen lassen, das noch erhalten ist — ein höchst bescheidenes, zweistöckiges Häuschen, auf dessen weißen Mauern die mit gelber Farbe angestrichenen Ornamente sich gerade nicht sehr geschmackvoll ausnehmen.

Der Sommergarten ist dem Publikum geöffnet und wird namentlich von der Jugend, die hier große Spielplätze findet, fleißig besucht. Früher fand hier am Pfingstmontag die sogenannte „Brautschau" statt, eine Sitte, die jetzt schon ziemlich außer Gebrauch gekommen ist. Alle Eltern aus dem Kaufmannsstande, welche heiratsfähige Töchter besaßen, kamen mit denselben hierher, und gleichzeitig fanden sich auch die jungen Leute ein, um unter den geputzten Schönen Umschau zu halten. Heiratsvermittlerinnen (swachy) waren zur Hand, und wenn einem jungen Mann ein Mädchen gefiel, ließ er durch eine derselben Erkundigungen über die Vermögensverhältnisse einziehen und bei den Eltern anfragen, ob er als Schwiegersohn willkommen wäre. Eine Swacha war am Pfingstmontag eine sehr begehrte Persönlichkeit, und mancher junge Mann sicherte sich schon ein Jahr vorher ihren Beistand, da ohne sie eine Annäherung an ein Mädchen kaum möglich war. Wenn der Brautwerber den Eltern genehm war, wurde mit der Swacha verabredet, daß er am nächsten Sonntag in die Kirche kommen solle, wo nach dem Gottesdienst beide Teile einander vorgestellt wurden, worauf sich die Verhandlungen meist rasch abwickelten. Die jetzige Brautschau ist nur noch ein matter Abklatsch der frühern.

Dem Sommergarten schräg gegenüber liegt jenseits der Moika, an der Südwestseite des Marsfeldes, der große Michailowsche Garten, der zum Neuen Michailowschen Palais gehört, jedoch im Sommer dem Publikum geöffnet ist. Auf der Westseite des Gartens, auf dem Quai, welcher am Katarinenkanal entlang führt, bezeichnet eine Kapelle die Stelle, wo am 1/13. März 1881 das Nihilisten-Attentat auf den Kaiser Alexander II. stattfand. Das Michailowsche Palais, dessen Front dem großen Michaelsplatz zugekehrt, ist eins der schönsten Petersburgs. Es wurde 1819 bis 1825 nach Plänen Rossis für den Großfürsten Michael erbaut; jetzt bewohnt es des Großfürsten Tochter, die verwitwete Herzogin von Mecklenburg-Strelitz, Großfürstin Katarina Michailowna. Der ganze große Raum, welcher von der Moika, der Fontanka, dem Kanal und der die beiden letzteren verbindenden Großen Italiänischen Straße begrenzt wird, ist mit Gebäuden bedeckt, mit denen der Name des Großfürsten Michael verbunden ist: das kaiserliche Michael-Theater, die Michaels-Manège und die Bereiter-Schule und das schon erwähnte Alte Michailowsche Palais, jetzt Ingenieurschule, vor welchem Rastrellis Denkmal Peter des Großen steht. Dieses alte Palais, ein düsterer gotischer Bau, verdankt der Vorliebe für das Mittelalter, welche Kaiser Paul I. hegte, seine Entstehung. Es wurde bald nach dem Regierungsantritt des Kaisers nach dem Muster mittelalterlicher Burgen erbaut, eine Festung mitten in der Stadt, mit mächtigen Türmen, gußeisernen Thoren, Fallgittern und Zugbrücken, Wällen und Gräben; 20 Geschütze standen auf den Bastionen. In dieser Burg, deren Erbauung 18 Millionen Rubel gekostet, wohnte der Kaiser; dort starb er auch in einem Zimmer des zweiten Stockes am 24. März 1801. An die Zeit, in der das Schloß Zarenresidenz war, erinnert heute nur noch der unverändert erhaltene Thronsaal; alle anderen Räume sind zu Schulzwecken verwendet worden.

An die dem Michailowskischen Garten gegenüberliegende Schmalseite des Marsfeldes grenzt der Suwaroff-Platz, dessen Mitte das Denkmal Suwaroffs einnimmt, ein Werk der Zopfzeit, unter Kaiser Paul von Koslowsky dem berühmten Feldherrn errichtet, der für seinen Feldzug in der Schweiz und Italien den Titel Fürst Italijsky erhielt. Als römischer Feldherr gekleidet, schwingt Suwaroff in der Rechten das Schwert und hält mit der Linken einen Schild schützend über die päpstliche Krone und die Kronen von Neapel und Sardinien.

Eine Reihe von Palästen zieht sich vom Suwaroff-Platz längs der Newa bis zur Eremitage hin: das Palais des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch, auch das Marmorpalais genannt, ein burgähnliches Gebäude, dessen Unterbau aus großen Granitblöcken besteht, dadurch merkwürdig, daß zu demselben nur Stein oder Metall verwendet wurde, selbst die Fensterrahmen sind von Eisen, und das mit Kupferplatten gedeckte Dach ruht auf eisernen Trägern; das Palais des Großfürsten Michael Nikolajewitsch und das im florentinischen Stil erbaute des Großfürsten Wladjimir Alexandrowitsch.

Die Strecke vom Suwaroff-Platz bis zum kaiserlichen Winterpalais ist der vornehmste Teil der Stadt, aber auch der Lage nach der schönste. Im Sommer genießt man hier die Aussicht auf die seeartig sich erweiternde Newa mit dem regen Verkehr am Landungsplatze beim Zollgebäude, und im Winter tritt an die Stelle des Schiffsverkehrs ein anderes, nicht minder fesselndes Bild, wenn die Zeit der Wintervergnügungen auf der weiten Eisfläche gekommen ist.

Schon in den ersten Tagen des November kommen auf der Newa Eisstücke aus dem Ladoga-See herabgeschwommen, und gegen Ende der zweiten Novemberwoche ist der ganze Fluß mit Treibeis bedeckt, das bald ins Stocken gerät. Je nach der herrschenden Kälte, in 4 oder 6 Tagen, ist die Eisdecke bereits so fest, daß schmale Stege für Fußgänger über dieselbe gelegt werden können, und bald wird auch den Iswóstschiks und anderen leichten Fuhrwerken der Verkehr über den Strom gestattet. Sobald aber das Eis eine solche Stärke erlangt hat, daß es auch schwere Lasten zu tragen vermag, ist der gefrorene Strom vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit tausenden von Fuhrwerken aller Art bedeckt, die sowohl den Personen- als den Warenverkehr zwischen der Stadt, den Inseln und der Wyborger Seite vermitteln. Dann beginnt auch alsbald die Arbeit der Eishacker, welche in den Wintermonaten viele tausend Hände beschäftigt. Von weither kommen die Bauern mit ihren Schlitten nach Petersburg, um sich bei den Pächtern, welche von der Duma das Recht zur Ausnutzung einzelner Eisstrecken erworben haben, als Eishacker zu verdingen. Der Verkauf des Newaeises bildet in Petersburg einen sehr bedeutenden Handelszweig. Die Stadt zählt gegenwärtig über 21 000 Häuser; da ziemlich jedes Haus einen Eiskeller besitzt, zu dessen Füllung durchschnittlich 25 große Eisblöcke nötig sind, so braucht die Bevölkerung selbst ein Quantum von etwa einer halben Million Eisblöcken. Je nach der Jahreszeit und der Entfernung, nach welcher er gebracht werden muß, wird der Block mit 10 bis 30 Kopeken bezahlt; nimmt man als Durchschnittspreis 20 Kopeken an, so beträgt der Konsum der Bevölkerung 1 Million Rubel. Der Bedarf der Konditoreien, Restaurants und Bierwirtschaften, der in dieser Zahl nicht mit inbegriffen ist, repräsentiert aber auch noch eine bedeutende Summe. Und wie gewaltige Eismassen, Milliarden nicht auszunützender Werte, schwimmen jährlich, wenn das Eis sich hebt, bei Petersburg vorbei, während für mehrere Millionen Dollars Eis aus dem fernen Amerika nach den südlicheren Ländern Europas gebracht wird, wo als Konkurrent aufzutreten Rußland durch die gefrorene See verhindert wird! Auch der südlicheren Provinzen Rußlands muß man gedenken, wenn man die Ausnutzung des Newaeises in Betracht zieht. Während man in der nordischen Residenz für einige Kopeken einen Zentner Eis kauft, wird am Südufer der Krym ein kleiner Klumpen gefrorenen Schneees, den ein Tatar weither aus dem Gebirge gebracht hat, sozusagen mit Gold aufgewogen, und es lohnt sich dort, Eis künstlich zu erzeugen, trotzdem die dazu nötigen Maschinen etwa 25 000 Francs kosten. Das ist auch einer der Gegensätze, die nur in dem Riesenreich möglich sind, das sich durch 40 Breitengrade erstreckt und in dem im November einer Kälte von — 44,9° R. in Jakutsk + 22° in der kaukasischen Hafenstadt Poti gegenüberstehen können.

Doch nicht allein durch den Eisverkauf wird die Newa in den Wintermonaten zur Ernährerin vieler Tausende. Die großen Schleifplätze, die trotz des oft mit eisigem Hauch über die Stadt hinstürmenden Nordwindes, und trotzdem es bereits nach zwei ein halb Uhr zu dunkeln beginnt, vom Morgen bis in die Nacht mit Schlittschuhläufern bedeckt sind, bilden sowohl für die Duma als für die Pächter eine gute Einnahmequelle. An den Ufern stehen Männer mit bequemen Schlittenstühlen bereit, die für 3 Kopeken die Überfahrt über den Strom übernehmen. Und in den Feiertagen, besonders in der Butterwoche, kommen vom hohen Norden her über den Ladoga-See die Samojeden mit ihren Familien, ihren Jurten und Renntiergespannen, und weite Fahrten in mit Renntieren bespannten Schlitten die Newa hinab über den eisbedeckten Meerbusen bis Kronstadt sind an der Tagesordnung. Solche Fahrten haben einen eigentümlichen Reiz, aber sie sind auch nicht gefahrlos.

Russischer Urwald.

Schon oft ist bei dichtem Nebel oder Schneegestöber ein Schlitten von der Bahn, die er verfolgen sollte, abgekommen und hinaus in die offene See geraten . . .

Was sind aber alle diese Vergnügungen im Vergleich zu den glänzenden Festen, welche in den Winternächten auf der Newa veranstaltet werden und die Elite der Petersburger Gesellschaft versammeln — Maskenfeste, „italienische Nächte", und wie sie alle heißen mögen!

Auf der Eisdecke der Newa haben schon im vorigen Jahrhundert glänzende Festlichkeiten stattgefunden. Die berühmtesten sind die großen Volksmaskeraden zur Zeit der Kaiserin Anna, in den Jahren 1739 bis 1741. Eine besondere „Maskeraden-Kommission" war eingesetzt worden, um die Vorbereitungen zu dem Feste zu leiten, und selbst aus den entferntesten Provinzen des Reiches wurden Vertreter aller dasselbe bewohnenden Volksstämme „verschrieben", um bei dem Maskenaufzug mitzuwirken. Die Gouverneure waren angewiesen

Vor einem Badehause am Sonnabend.

worden, je einen Mann und eine Frau von jedem Volksstamm ihres Gouvernements nach Petersburg zu schicken, und der Befehl wurde pünktlich ausgeführt. Alle diese Leute nahmen dann in ihren Nationalkostümen, teils zu Fuß, teils in von Pferden, Rentieren oder Hunden gezogenen Schlitten, an dem feierlichen Aufzuge teil, der sich durch die Hauptstraßen der Stadt nach der Newa bewegte, wo von mächtigen Eisblöcken ein Eispalast erbaut war. In einem Schlitten befand sich auch eine Schaukel. Die Tiere, welche die Schlitten zogen, waren reich mit phantastischem Zierat geschmückt, trugen große Büschel von Straußenfedern, Ohrschellen u. dgl. Diese Volksmaskerade war nur die Einleitung zu dem glänzenden Hochzeitsfest des kaiserlichen Hofnarren Fürsten Galitzyn und des Kalmykenmädchens Rusheninowa, das am 6. Februar auf der Newa gefeiert wurde. Nachdem das seltsame Paar unter großem Pomp getraut worden und ihm Huldigungen wie einem Fürstenpaar dargebracht worden, geleitete man es in den Eispalast, wo ihm für die Brautnacht ein

Bett von Eis angewiesen wurde, auf dem es frierend den Morgen erwarten mußte — einer jener derben Scherze, welche die armen Hofnarren in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts an allen Fürstenhöfen, an denen sie sich noch erhalten hatten, über sich ergehen lassen mußten. Es klingt dieser seltsamen Brautnacht gegenüber wie der bitterste Hohn, wenn man liest, daß dann wochenlang ein Fest dem andern folgte, wobei der Wein in Strömen floß und Maskeraden mit Bällen, Illuminationen und anderen Lustbarkeiten abwechselten. Erst in der letzten Februarwoche verstummte der Festjubel, und die Kostüme und was sonst zu den Maskeraden angeschafft worden, wanderte in die Magazine des Hofkomtoirs, von wo einige Monate später nach dem Tode der Kaiserin Anna Iwanowna dieselben Straußenfedern, welche die Pferde und Renntiere der am Maskenzug beteiligten Lappen, Mordwinen, Tschuwaschen und anderer Völkerschaften geschmückt hatten, hervorgeholt wurden, — um den Leichenwagen der Kaiserin zu schmücken.

Wie ein Märchen aus 1001 Nacht lesen sich solche Schilderungen aus dem vorigen Jahrhundert, die ein Streiflicht auf die glänzenden Hofhaltungen der Kaiserinnen Anna, Elisabet und Katarina II. werfen. Kaum ein Menschenalter war seit jenem denkwürdigen Jahre 1698 vergangen, in welchem die auf dem roten Platze in Moskau am Galgen hängenden Leichen der aufrührerischen Strelzi die Grenzscheide zwischen dem noch halb barbarischen und dem der Civilisation erschlossenen Rußland bezeichneten, und schon begann der Petersburger Hof an Prachtentfaltung mit den ersten Fürstenhäusern Westeuropas zu rivalisieren. Nur der unermeßliche Reichtum, über den die alten Adelsgeschlechter verfügten, konnte es ermöglichen, daß dieselben die Prachtliebe ihrer Kaiserinnen durch ihr eigenes Auftreten unterstützten, denn Rußland war damals noch ein verhältnismäßig armes Land. Man begann erst allmählich die fast unerschöpflichen Hilfsquellen des Landes auszubeuten, der Mangel guter Straßen erschwerte noch Handel und Verkehr im Innern des Reiches, und die Industrie war noch in ihrer ersten Kindheit. Alle Bedürfnisse des verfeinerten Geschmacks mußten aus dem Auslande bezogen werden, und Millionen Rubel, an denen der Schweiß der Bauernbevölkerung haftete, gingen jährlich außer Landes für Erzeugnisse französischer und englischer Fabriken. Wie sehr haben sich seitdem die Verhältnisse geändert! Die sorgsame Pflege, welche die Regierung der einheimischen Industrie seit Peter dem Großen unausgesetzt zu teil werden ließ, die Privilegien und Monopole, mit denen sie die Großindustriellen unterstützte, haben gute Früchte getragen, und auf den letzten Weltausstellungen, wie auch auf der großen russischen Gewerbeausstellung in Moskau konnte man sich überzeugen, daß die junge russische Industrie doch schon auf sehr vielen Gebieten der ausländischen völlig gleich kommt, auf manchen sie sogar übertrifft.

Petersburg ist heute eine der wichtigsten Industriestädte des Reiches und hat der alten Residenz Moskau den Ruhm, auch auf dem Gebiete der Industrie eine hervorragende Stellung einzunehmen, nicht allein überlassen. Einzelne Industriezweige, darunter viele, in denen Rußland noch vor gar nicht langer Zeit völlig vom Auslande abhängig war, sind in Petersburg zu hoher Blüte gelangt. Petersburger Fayencen und Petersburger Porzellan sind nicht zu unterschätzende Rivalen der ausländischen Fabrikate geworden, trotz der großen Schwierigkeiten, mit denen die Fabrikanten zu kämpfen haben. In Petersburg befinden sich die bedeutendsten Porzellanfabriken Rußlands, die kaiserliche und die Korniloffsche, die letztere mit einem Jahresumsatz von 222 000, die erstere 130 000 Rubel. In Fayencen erzielen zwar die Fabriken des Industriellen Kusnjezoff in Riga und den Gouvernements Twer und Wladjimir den größten Umsatz — etwa $1^1/_4$ Million Rubel — aber die Petersburger Fabrikate sowohl in Porzellan als in Fayencen können als Kunstwerke bezeichnet werden, denen ähnliches die anderen russischen Fabriken nicht bieten.

Möbel- und Bautischlerei beschäftigen in Petersburg 45 Fabriken mit 1 Million Rubel Umsatz, darunter einige, die mit den ersten ausländischen Fabriken erfolgreich konkurrieren können. Dieser Erwerbszweig beschäftigt in der Umgebung Petersburgs auch die Hausindustrie. Von den 7 Holzstofffabriken, die erst in neuerer Zeit in Rußland entstanden, entfallen 2 mit einer Produktion von 35 000 Pud Holzmasse auf das Gouvernement Petersburg, und auch in der Stadt selbst ist vor kurzem eine Cellulosefabrik errichtet worden, deren Fabrikate sehr gerühmt werden.

Die Baumwollspinnerei wird im Gouvernement Petersburg in 13 Fabriken betrieben, welche 1 182 240 Pud Garn und 1 513 850 Stück Mitkal (Baumwollstoff) im Werte von 25 901 407 Rubel liefern und 19 834 Arbeiter beschäftigen. Das Gouvernement Petersburg wird in diesem Industriezweig nur von dem Moskauer über-

troffen, in welchem etwa 30 000 Arbeiter Garn und Mitkal im Werte von nahezu 30 Millionen Rubel erzeugen. An der Gesamtproduktion des europäischen Rußland in Baumwollgarn und Baumwollstoffen — im Werte von 105 190 607 Rubel (im Jahre 1879) — partizipiert das Gouvernement Petersburg fast zum vierten Teil, und von allen in der Baumwollspinnerei beschäftigten Arbeitern — 98 213 — entfällt mehr als die Hälfte auf die Gouvernements Moskau und Petersburg.

Sehr bedeutend ist die Fabrikation von Lederwaren. Die Zahl der Handschuhfabriken dürfte mit 40 und ihr Jahresumsatz mit 400 000 wohl zu gering angegeben sein. Die Kurikoffsche Fabrik, welche Sattlerwaren und darunter viel zur Armeeausrüstung erzeugt, hatte 1879 einen Umsatz von 2 265 400 Rubel. In der Lederfabrikation aber ist Petersburg der erste Platz Rußlands. Juchtenleder wird außer Moskau, Kasan, Njishny-Nowgorod und Kostromá hauptsächlich in Petersburg fabriziert, ebenso das für die Schuhmacher zugerichtete Kalbleder. Im Gouvernement befinden sich 73 Gerbereien, in Petersburg selbst zwei mit einem Produktionswert von mehr als 1 Million, 5 mit einem solchen von 500 000 bis 900 000 Rubel und 20 mit 80 000 bis 300 000 Rubel. Drei Fabriken im Kreise Gdoff beschäftigen sich mit dem Gerben der Häute von Pferden und Füllen, von denen die letzteren ein sehr gesuchtes Handschuhleder liefern, das dem Ziegenleder an Güte ziemlich gleichkommt.

In Metallfabrikaten ist Petersburg für einzelne Industrieen geradezu der Hauptsitz, so für Maschinenbau, namentlich Lokomotiven, Dampfschiffe, Dampfkessel (26 Fabriken in der Stadt, 6 im Gouvernement), Gußstahlfabrikation und Eisenbahnbedarfsartikel (4 große Fabriken), Instrumentenfabrikation (16 Fabriken) u. s. w. Wie bedeutend der Umsatz ist, mögen einige Zahlen zeigen. Im Jahre 1879 gingen z. B. aus der „Russischen Fabrik für mechanische Arbeiten und Hüttenwerksbetrieb" hervor: 123 Lokomotiven samt Tender im Werte von 3 143 000 Rubel, Lokomotivteile für 47 000 und Sortoneisen für 61 000 Rubel, und außerdem wurden die Arbeiten an einer Fregatte und zwei Klipperschiffen zu Ende geführt. Sämtliche Maschinenfabriken des Gouvernements beschäftigen 15 600 Arbeiter und liefern Fabrikate im Werte von 23½ Millionen Rubel. Die 4 Gußstahlfabriken arbeiten mit etwa 6000 Arbeitern und liefern für 14½ Millionen Rubel Fabrikate, wovon über 9 Millionen auf die „Gesellschaft der Putiloffschen Fabrik" entfallen. Nur das Gouvernement Orel kommt noch in diesem Industriezweig neben Petersburg in Betracht. (Im Augenblick, da diese Zeilen in die Presse gehen, lesen wir leider die Nachricht, daß die große Putiloffsche Fabrik niedergebrannt und etwa 3000 Arbeiter dadurch brotlos geworden sind.)

Ferner ist Petersburg der Hauptsitz für Bronzefabrikation (12 Fabriken), in der recht Tüchtiges geleistet wird, und für Schriftgießerei (7 Gießereien).

Außer den bisher genannten liegen in der Stadt und im Gouvernement Petersburg 12 der größten russischen Tapetenfabriken, 14 Papierfabriken, 2 Fabriken für Kautschuk- und Guttaperchafabrikate (Produktionswert 5 735 750 Rubel), 16 Glasfabriken, 12 Gewehrfabriken (im Gouvernement auch eine kaiserliche), 12 Etablissements für Gold- und Silberfabrikate, 7 Seidenstofffabriken, 12 für Wirkwaren (die größte ist in Moskau), 8 Hutfabriken u. s. w.

Der starke Verbrauch importierter kosmetischer Artikel war kein Hindernis für die Fabrikation solcher im Inlande, die gegenwärtig in 27 Fabriken einen Jahresumsatz von etwa 2½ Millionen Rubel repräsentiert. Das „chemische Laboratorium" der Firma Georg Dontfoi in Petersburg liefert jährlich für 750 000 Rubel Parfums, Pomaden, Öle u. s. w. (die Moskauer Fabrik derselben Firma fast ebensoviel), und fünf Fabriken, die sich neben dieser bedeutendsten in Petersburg noch mit demselben Artikel beschäftigen, erzeugen für 20 000 bis 60 000 Rubel. Einzelne Parfums, zu denen die nötigen Blumen und Kräuter von besonderen Plantagen in der Krym und im Kaukasus geliefert werden, sind eine Spezialität der russischen Fabriken.

Die Stearinfabrikation ist in Petersburg durch die größte der russischen Stearin-Fabriken, die Newsky-Stearin-Fabrik vertreten; 1879 erzeugte dieselbe 300 000 Pud Stearin-, 125 000 Pud „Palmlichte" (eine zwischen Stearin und Talglicht die Mitte haltende Sorte) und 160 000 Pud Glyzerin und Oleïn im Werte von 4 610 000 Rubel. Die „Newsky-Stearinfabrik" ist Eigentum einer Handelsgesellschaft, der auch die drittgrößte Stearinfabrik Rußlands in Moskau gehört, welche für mehr als 2 Millionen Rubel jährlich produziert. Außer der großen Fabrik der Handelsgesellschaft Gebrüder Krestownikoff in Kasan kann mit dem großen

Kapital, über welches die Petersburger Gesellschaft verfügt, keine der übrigen elf Fabriken (davon 4 in Polen) konkurrieren. Sie partizipieren an der Gesamtproduktion im Werte von 11 188 000 Rubel nur mit verhältnismäßig geringen Summen.

Petersburg besitzt auch die größte Seifenfabrik Rußland, die von A. Shukoff (Produktionswert 1 215 000 Rubel), und die beiden größten Ölfabriken: die Handelsgesellschaft der russischen Dampf-Ölschlägerei und die Fabrik von A. M. Shukoff (Produktionswert beider 1 400 000 Rubel).

Fast alle Industrieen, welche in der letzten Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen haben, verdanken denselben den mitunter sehr hohen Schutzzöllen. Für Porzellan zahlt man je nach Qualität pro Pud 4 Rubel 40 Kopeken bis 17 Rubel 60 Kopeken Zoll, für Rahmen und hölzerne Schnitzarbeiten 4 Rubel 15 Kopeken pro Meter; für fertige Kleider aus Gummistoff 24 Rubel 20 Kopeken, für Gummischuhe 11, für Papiertapeten 5, für kosmetische Fabrikate 11 bis 33 Rubel pro Pud; Bronzewaren werden mit 13 Rubel 40 Kopeken bis 44 Rubel, Handfeuerwaffen mit 20, Juwelierarbeiten und Fabrikate aus Gold mit 36 Rubel 30 Kopeken verzollt.

In bedeutender Zahl sind in Petersburg auch Fabriken vorhanden, die sich mit Erzeugung von Nahrungsmitteln beschäftigen. Obenan stehen die Zuckerraffinerieen, die vorzügliche Fabrikate liefern, welche sich mit allen ausländischen messen können, dieselben vielleicht gar übertreffen. Die beste Raffinade liefert die L. Königsche Zuckerraffinerie in Petersburg (die größte Fabrik ist in Moskau), welche jährlich für 5 Millionen Rubel produziert. Ein ebenso vorzügliches Fabrikat, allerdings zu sehr hohen Preisen, liefern die 6 Petersburger Chokoladefabriken, die sich nebenbei auch mit der Erzeugung von Konfekt, Marmeladen und allerlei Zuckerwaren beschäftigen. Die Makkaronifabrikation wird in 6 Fabriken betrieben. Die während des letzten Krieges in Flor gekommene Konservenfabrikation ist jetzt überall, auch in Petersburg, wo nur feinere Konserven fabriziert werden, zurückgegangen, dagegen steigt die Cichorienfabrikation, und der stetig zunehmende Bedarf, dem die vorhandenen Fabriken nicht entsprechen, macht Kapitalsanlagen in solchen sehr empfehlenswert. Petersburg besitzt die zweitgrößte Cichorienfabrik, Riga die größte.

Von Flüssigkeiten und Getränken produziert Petersburg Essig (in fünf Fabriken), moussierende Weine (2 Fabriken), Selterswasser (fast jede Gouvernementsstadt besitzt jetzt eine Selterswasserfabrik), künstliche Mineralwasser (8 Fabriken) und Kwas (8 Fabriken). Hier befinden sich ferner die größten Branntweindestillationen Rußlands (17 mit einem Produktionswert von etwa 11½ Millionen Rubel).

Der Schnaps, der in den Dörfern verkauft wird, ist auch jetzt noch zuweilen nur mit Wasser verdünnter Spiritus mit irgend einem Zusatz, der den Fuselgeschmack weniger bemerkbar machen soll, doch werden solche Fälle immer seltener. Die Destillation ist zu hoher Entwicklung gelangt, und der russische Kornbranntwein kann den Vergleich mit den besten ausländischen Sorten aushalten. Rußland besitzt 639 Destillationen, in welchen 4680 Arbeiter Spirituosen im Werte von etwa 42½ Millionen Rubel erzeugen. Diese kolossale Menge Branntwein und Liqueure wird fast ganz in Rußland selbst konsumiert — der Export ist höchst unbedeutend, er betrug 1879 (inklusive Traubenwein) nur 96 711 Rubel — aber der Bedarf wird dadurch noch nicht gedeckt, da trotz des Verbotes der Branntweineinfuhr in Fässern viel über die Westgrenze hereingeschmuggelt wird. Die größten Destillationen nächst den Petersburger befinden sich in Moskau, Warschau, Saratoff, Charkoff und Astrachan, die meisten (23) im Gouvernement Saratoff. Die Destillation wird nicht nur in Städten, sondern auch in Dörfern betrieben, und es giebt Dörfer, in denen man sogar mehrere Destillationen findet, so z. B. 12 im Dorfe Nikoljewska im Gouvernement Astrachan. Petersburg, Moskau und Kijew liefern auch vorzügliche Liqueure, und besonders die Kijewer Naliwka, ein Fruchtliqueur, wird viel exportiert. Besonders beliebt sind die verschiedenen Kümmelgattungen, unter denen die aus den Ostseeprovinzen (Riga) kommenden die besten sind.

Trotz dieses großen Branntwein-Konsums, ja sogar trotz der sehr hohen Bierpreise gedeihen auch die Bierbrauereien in Rußland vortrefflich. Die nach englischem Muster eingerichtete Kalinkische Brauerei in Petersburg ist nicht nur die größte Rußlands, sondern eine der größten der Welt. Auf dem flachen Lande hat das Bier keinen günstigen Boden gefunden, und die Brauereien außerhalb der großen Städte werden immer seltener. In den großen Städten aber hat in den letzten 20 Jahren das Bier immer mehr Konsumenten

Die Kumysheilanstalt in Zarskoje Selo.

gewonnen, und die großen Brauereien, meist Aktiengesellschaften, die in Petersburg, Moskau, Kijew, Odessa u. s. w. entstanden, machen alle brillante Geschäfte. Dividenden von 30 bis 40 Prozent, welche sie ihren Aktionären zahlen, sind gar keine Seltenheit.

In Petersburg hat sich in den letzten Jahren das Bier auch in den unteren Bevölkerungsschichten Eingang verschafft, und es würde, namentlich von der Arbeiterbevölkerung, noch viel mehr getrunken werden, wenn sein Preis im Verhältnis zum Branntwein nicht ein zu hoher wäre. Ehe der Arbeiter für die Flasche Bier 10 Kopeken (etwa 30 Pfennig) zahlt, kauft er sich lieber Branntwein, der ihn seiner Meinung nach mehr stärkt als die Flasche Bier. Eine Preisherabsetzung wäre aber, wie die großen Dividenden zeigen, ganz gut durchführbar, und der Ertrag der Brauereien würde dabei immer noch ein bedeutender bleiben, während andererseits der in den unteren Volksklassen grassierenden Trunksucht durch die Einführung des Bieres an Stelle des Branntweins besser gesteuert würde als es durch alle legislatorischen Bestimmungen geschehen kann. Im Jahre 1877 waren von der Petersburger Polizei 47 000 Betrunkene in den Straßen der Stadt angehalten und auf die Wache gebracht worden, und die Zahl der an Trunksucht Gestorbenen war auf 100 gestiegen. In demselben Jahre stand in Petersburg einem Bierkonsum von 4 141 000 Eimer ein Branntweinkonsum von 2 244 000 Eimer gegenüber, in anbetracht der verschiedenen Stärke der beiden Getränke ein höchst ungünstiges Verhältnis, da auf jeden Einwohner $5^1/_2$ Eimer Bier und 3 Eimer Branntwein entfielen. Zu derselben Zeit betrug der Durchschnittskonsum von Branntwein im ganzen Reiche, die weibliche Bevölkerung mit eingerechnet, 0,73 Eimer. Man hat aus dem Umstand, daß in früheren Jahren die Durchschnittssumme eine höhere (0,84 Eimer von 1863 bis 1867) war, den tröstlichen Schluß ziehen zu können geglaubt, daß die Neigung zu übermäßigem Spirituosenkonsum bei der ärmern Bevölkerung schwinde, aber wir fürchten, daß man da in arger Täuschung befangen ist. Die Neigung zum Branntweintrinken war nicht geschwunden, wohl aber ihre Befriedigung durch Erhöhung der Branntweinsteuer erschwert worden, da in der Periode von 1873 bis 1877 der Staat durch die Branntweinsteuer über 40 Millionen Rubel mehr einnahm als in der scheinbar ungünstigere Zahlen aufweisenden Periode von 1863 bis 1867.

Das ungünstigste Verhältnis in Bezug auf die Trunksucht weisen die westlichen Grenzprovinzen und die meisten jener Gegenden auf, in denen in der letzten Zeit Judenverfolgungen stattfanden, Podolien, Wolhynien und die Ukraine. In den Grenzprovinzen, wo oft der Schmuggel dem Bauer lohnender erscheint als der Ackerbau, ist der Branntweinkonsum ein enormer. Wenn auch nicht aller Branntwein, der über die Grenze geschmuggelt wird, in den Grenzgebieten bleibt, so kann man doch eine Vorstellung von dem dortigen Konsum gewinnen, wenn man liest, daß im Jahre 1881 dort 1 610 816 Wedrograd von den Zollbeamten als Kontrebande konfisziert wurden und diese riesige Zahl nur einen kleinen Teil des über die Grenze geschmuggelten Branntweins repräsentiert. Es ist berechnet worden, daß in den Dörfern auf 224 Männer, in den Städten auf 120 ein Wirtshaus oder ein Kabak (Branntweinschenke) entfällt, und man kann diese Berechnung nicht unwahrscheinlich finden, wenn man sieht, wie auch in Petersburg in manchen Straßen ein Kabak neben dem andern liegt. Es ist daher unbedingt eine erfreuliche Erscheinung, daß in der letzten Zeit, besonders seitdem die großen Aktienbrauereien Bier nach bairischer Methode brauen, der Bierkonsum rasch zunimmt. In den belebteren Teilen Petersburgs sind eine Menge Restaurants und Bierwirtschaften nach deutschem Muster entstanden, die sich eines zahlreichen Besuches sowohl von Ausländern als von Russen erfreuen. Die Mehrzahl derselben bietet gute Speisen und gutes Bier zu verhältnismäßig geringen Preisen; einzelne haben auch deutsche Bedienung.

Nationale Restaurants, wie sie Moskau in seinen Traktirs besitzt, sind in Petersburg selten. Die Restaurants sind hier meist in den Händen von Deutschen oder Franzosen; deutsche, französische und italienische Küche hat die russische verdrängt. In den eleganteren Restaurants (Borell, Dusseau, Privato) hört man neben russisch am meisten französisch, und auch die Kellner, sowie die Dienerschaft in den eleganteren Hotels sprechen französisch. Außer dem französischen Theater sind diese Restaurants heute noch die einzigen Orte in Petersburg, an denen das französische Element in der Bevölkerung sich auffällig bemerkbar macht. Die nationale Bewegung, welche in den letzten Jahren die gebildeten Kreise der russischen Gesellschaft ergriffen, hat die französische Sprache als Umgangssprache bedeutend zurückgedrängt, und obwohl auch heute noch jeder

gebildete Russe des Französischen mächtig ist, so bedient er sich desselben im Verkehr mit Russen doch nicht mehr mit jener Vorliebe, wie dies früher der Fall war. Die französische Kolonie Petersburgs hat die Bedeutung, die sie noch am Ende des vorigen Jahrhunderts besaß, verloren, und ihr Wachstum bleibt schon seit Jahrzehnten weit hinter jenem der deutschen Bevölkerung zurück. In den Jahren 1857 bis 1879 kamen zwar noch 56 204 Franzosen nach Rußland, aber in demselben Zeitraum kehrten 41 645 in die Heimat zurück, weil sie sich in ihren Erwartungen getäuscht fanden.

Neben diesen nach ausländischen Mustern eingerichteten Restaurants giebt es russische Speisehäuser (Traktirs), in deren keinem die große, ein ganzes Orchester ersetzende Orgel fehlt, von denen jedoch nur zwei oder drei auch von der bessern Gesellschaft besucht werden. Studenten und kleine Beamte verkehren meist in den sogenannten Bürgerküchen (graschdanskaja kuchnja) oder in den Küchenmeistereien (kuchmeisterskaja), meist ziemlich saubere Speisewirtschaften, in denen russische, deutsche oder griechische Küche, jedoch kein Bier oder sonstige geistige Getränke verabreicht werden, oder in den Bier- und Weinkellern (pitjeinije sawódy), wo ein lebhafter Verkehr herrscht und wo man, wenigstens in den besseren Lokalen, auch viele Deutsche antrifft. Der gemeine Mann aber fühlt sich nur im Kabak heimisch, wo Thee, Kwas und Wodka verabreicht werden.

Im Verhältnis zu seiner Größe besitzt Petersburg immer noch ziemlich wenige Restaurants und öffentliche Vergnügungslokale, dagegen ist das Klubwesen sehr entwickelt. Die Russen der höheren Stände lieben den Gasthausbesuch am Abend nicht und ziehen jenem das gesellige Beisammensein im Klub vor, wo auch die Damenwelt vertreten ist, die den Restaurants meist fern bleibt. In den besser situierten Gesellschaftskreisen wird man kaum jemand finden, der nicht dem einen oder dem andern Klub angehört. Die Kaufmannswelt hat ihren Handels-Klub (kommértschesky klub), wo die Geldfürsten Petersburgs verkehren, und den Klub der russischen Kaufleute (kupétschesky klub); die Aristokratie und die höheren Beamten treffen sich im Englischen Klub (1770 gegründet), im Adels-Klub (dwornskóje ßobránje) und in der Adelsgesellschaft (blagoródnoje ßobránje); Versammlungsorte der Deutschen sind der Bürger-Klub, 1772 von Schuster gegründet und daher auch Schuster-Klub genannt, und der deutsche Handwerker-Klub. Einzelne Klubs, wie z. B. der englische, sind sehr exklusiv, und der Zutritt wird Nichtmitgliedern sehr erschwert. Hauptaufgabe aller Klubs ist die Unterhaltung durch Veranstaltung von Bällen, Diners, Konzerten, Theatervorstellungen, Gartenfesten, Ausflügen zu Lande und zu Wasser (die beiden Nacht-Klubs); in den eleganten, großen Klubräumen findet der Besucher überall vorzügliche Restaurants, Lesezimmer mit russischen, deutschen, englischen und französischen Zeitungen, und Spielzimmer mit jederzeit gut besetzten Spieltischen fehlen auch nicht.

Eine Schattenseite der russischen Klubs ist das Kartenspiel, das schon manchem Klubbesucher verhängnisvoll geworden ist. Wie sehr dasselbe überhaupt in Rußland grassiert, erhellt aus der einen Thatsache, daß die einzige Spielkartenfabrik Rußlands, die kaiserliche in Petersburg, jährlich an 5 Millionen Spiele Karten liefert. Die Spielkartenfabrikation ist Monopol, und der aus derselben resultierende Gewinn wird zur Erhaltung der Findelhäuser verwendet. Der Preis der Karten ist infolge dessen ein sehr hoher, und durch ihn erklärt sich der kolossale Umsatz der einen Fabrik, welcher 1 700 000 Rubel übersteigt.

Bei so reicher Dotierung ist es leicht erklärlich, daß das Petersburger Findelhaus eine Musteranstalt ersten Ranges wurde, deren Besuch nicht nur für den Fachmann, sondern auch für den Laien von hohem Interesse ist, da er einen tiefen Einblick in die sozialen Verhältnisse Rußlands gewährt.

Das Petersburger Findelhaus bedeckt mit seinen zahlreichen Nebengebäuden, dem Krankenhaus, der Entbindungsanstalt, den Schulen u. s. w. fast den ganzen großen Raum, der von der Erbsenstraße, dem Newsky-Prospekt, der Moika und dem Katarinenkanal begrenzt wird. Der Gedanke, ein Findelhaus zu errichten, wurde von einem hohen geistlichen Würdenträger, dem Metropoliten Jowa von Nowgorod angeregt, aber außer Peter dem Großen, der ihn richtig zu würdigen verstand, fand dieser edle Menschenfreund bei seinen Zeitgenossen nur wenig Anklang. Wenn auch noch kein Findelhaus erbaut wurde, so war aber doch die Aufmerksamkeit der leitenden Kreise einmal auf die „unglücklich Geborenen" gelenkt, und die Regierung begann sich mit ihrem Schicksal zu beschäftigen. Unter Peters Nachfolgern wurde stets ein Teil der Einkünfte aus den eingezogenen Kirchengütern für die Waisen und unehelichen Kinder bestimmt. System kam in diese Fürsorge erst, als Katarina bei ihrer Krönung in Moskau am 10. Juni 1763 die Stiftungsurkunde eines Hauses unter-

zeichnete, in welchem „jene unschuldigen Kinder, welche durch unglückliche, oft auch unmenschliche Mütter ausgesetzt, verlassen oder gar getötet zu werden pflegen", eine Zufluchtsstätte finden sollten. J. J. Betzky, der unter ähnlichen Verhältnissen geboren worden, bat die Kaiserin, ein Institut ins Leben zu rufen wie jene, die er im Auslande gesehen hatte, wo man sich bemühte, die Findelkinder auch zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu erziehen, und die Folge seiner Vorstellungen war ein Ukas der Kaiserin vom 1. September desselben Jahres, durch welchen ein Findelhaus in Moskau gegründet und mit vielen Privilegien ausgestattet wurde. Die günstigen Erfolge, welche dieses erste Institut bald aufzuweisen hatte, veranlaßten dann die Gründung eines ähnlichen in Petersburg, das bereits am 1. Oktober 1764 in der Nähe des Smolny-Klosters eröffnet wurde. Sechs Jahre später wies die Kaiserin der Anstalt ein Haus auf der sogenannten Wiese der Kaiserin (Zarizyn lug) gegenüber dem Marmorpalais an, und dort blieb dieselbe während

Türkisches Bad in Zarskoje Selo.

der nächsten 28 Jahre bis zum Beginn der Regierung Pauls I. Zwei Jahre nach der Krönung des letztern bewog ihn die durch ihr mildthätiges Wirken unvergeßliche Kaiserin Maria Feodorowna, das Palais des Grafen Rasumowsky und das Haus Stroganoff an der Moika, zu dem ein großer Garten gehörte, anzukaufen und dem Findelhaus zu schenken, und seitdem ist dieses bis auf unsere Zeit unter steten Vergrößerungen der Anstaltsgebäude auf derselben Stelle geblieben.

Nachdem die Anstalt in die neuen Gebäude übergesiedelt war, begann die hohe Protektorin eine ungemein segensreiche Thätigkeit zu entfalten. Zunächst wurde bei dem Findelhaus ein Gebärhaus eingerichtet, dann ein Asyl für arme obdachlose Frauen, und schließlich eine Hebammenanstalt, in welcher 22 Frauen Unterricht in diesem Beruf erhalten konnten. Die Aufnahme von Kindern in das Findelhaus wurde so erleichtert wie in keinem andern Lande, um bei gewissenlosen Müttern den Gedanken an eine gewaltsame Beseitigung ihrer Kinder gar nicht aufkommen zu lassen, wenn sie ohne Kosten und ohne daß sie jemand mit

Fragen belästigte, denselben eine gesicherte Existenz schaffen konnten. Niemand fragt im Findelhause nach dem Namen der Mutter des dort geborenen oder nur abgegebenen Kindes; das Kind wird unter einer bestimmten Nummer in die Register eingetragen und dem Überbringer eine Bescheinigung darüber ausgestellt, so daß das Kind nach Jahren, wenn die Eltern eine Wiedervereinigung wünschen, erkannt werden kann. Ein großer Vorzug der Anstalt ist, daß die Kinder ihre erste Lebenszeit nicht in der Stadt zubringen, sondern Bäuerinnen auf dem Lande zur Pflege übergeben werden.

Bei der Sorge für die Erhaltung des Lebens der Findlinge ließ es aber die Kaiserin nicht bewenden; die armen elternlosen Kinder sollten, wenn sie heranwuchsen, in der Anstalt Ersatz für die ihnen fehlende elterliche Fürsorge finden und zu tüchtigen Gliedern der menschlichen Gesellschaft erzogen werden. In Gatschina errichtete die hohe Frau eine Schule für die Findelkinder, in welcher diese vom 7. bis zum 11. Jahre einen solchen Unterricht genossen, daß sie nach beendigtem Studium die Reife zum Besuche eines Gymnasiums hatten. In dieser Vorschule konnten 600 Kinder Aufnahme finden. Für die Talentvollen wurde weiter gesorgt: sie kamen auf die medizinische Akademie, einigen besonders Befähigten wurde auch der Besuch der Universität ermöglicht. Als Maria Feodorowna im Jahre 1828 starb, befanden sich 27 ihrer Schützlinge auf Universitäten und in der medizinisch-chirurgischen Akademie.

In gleicher Weise wurde für die Mädchen gesorgt; die befähigten wurden zu Gouvernanten ausgebildet. Bei ihrer Ausbildung nahm man besonders Rücksicht auf die Bedürfnisse der Landbevölkerung der Gouvernements im Innern des Reiches, wo Lehranstalten nicht so zur Verfügung standen wie in den großen Städten. Die Gouvernante sollte befähigt sein, in den verschiedensten Unterrichtszweigen allen Ansprüchen zu genügen. In der „Gouvernantenklasse", in welche solche Mädchen eintraten, wurden sie nicht nur in allen Lehrgegenständen der Mittelschulen unterrichtet, sondern erhielten auch noch Unterricht in Sprachen, im Zeichnen, in Tanz, Musik und weiblichen Handarbeiten. Dieser Unterricht währte sechs Jahre. Nach Absolvierung der „Gouvernantenklasse" avancierte die Schülerin zur „Kandidatin" und hatte als solche noch während eines Jahres einen pädagogischen Kursus zu besuchen und sich praktisch für ihren Beruf auszubilden. Die Anstalt selbst verschaffte den Mädchen ihre erste Anstellung, sei es in Petersburg oder auf dem Lande, und schloß mit der Familie, welche eine Gouvernante suchte, im Namen der scheidenden Schülerin einen Kontrakt, wodurch sich diese gegen ein Honorar von 600 bis 1000 Rubel jährlich verpflichtete, sechs Jahre lang die Erziehung der ihr anvertrauten Kinder zu leiten. Beim Scheiden aus der Anstalt wurde die nunmehrige Gouvernante mit Wäsche und Kleidung ausgestattet, und nachdem sie die kontraktlichen sechs Jahre zur Zufriedenheit ihres Amtes gewaltet, erhielt sie das kleine Kapital nebst den inzwischen angelaufenen Zinsen, welches bei ihrem Eintritt in die „Gouvernantenklasse" aus den Fonds der Anstalt für sie angewiesen worden war. Wie segensreich auch diese Schöpfung der Kaiserin war, zeigt die Thatsache, daß drei Jahre nach dem Tode Maria Feodorownas in verschiedenen Teilen des Landes bereits etwa 250 aus dem Findelhause hervorgegangene Gouvernanten thätig waren.

Die schönen Zeiten der Kaiserin Maria Feodorowna sind aber nun leider vorbei. Unsere Zeit, die Zeit der Konkurrenz, hat den armen Findlingen den Weg durchs Leben, der ihnen durch kaiserliche Gnade gebahnt worden, versperrt. Die Nachfrage nach Gouvernanten aus dem Findelhause hat aufgehört, und das Nikolai-Waisen-Institut deckt jetzt den Bedarf Petersburgs und der Gouvernements der Mitte. Auch die Zöglinge des Alexander-Waisenhauses sind bevorzugte Konkurrenten der Findlinge geworden.

An der Ecke der Erbsenstraße bei der Roten Brücke (krasny most) hat sich noch eine Schöpfung Maria Feodorownas erhalten: das Taubstummeninstitut. Die Kaiserin hatte zuerst in Pawlowsk für 12 taubstumme Zöglinge des Findelhauses ein Asyl gestiftet, die erfreulichen Resultate jedoch, welche diese kleine Anstalt unter tüchtiger Leitung schon nach 4 Jahren erzielt hatte, bewogen sie, 1810 in Petersburg eine größere Anstalt dieser Art ins Leben zu rufen. Abbé de Sicard in Paris, der das vom Abbé de l'Épée aufgestellte System des Taubstummenunterrichts weiter ausgebildet hatte, wurde ersucht, einen Leiter für die Anstalt zu empfehlen, und sandte einen seiner besten Schüler nach Petersburg. Die Anstalt zählte bald 24 Pfleglinge, von denen die Hälfte auf Kosten Maria Feodorownas erzogen wurde; der Rest der Ausgaben wurde aus den Fonds des Findelhauses gedeckt. Beim Tode der Kaiserin war die Zahl der taubstummen Zöglinge bereits

auf 51 gestiegen und es fanden auch wohlhabendere Taubstumme gegen Zahlung eines bestimmten Betrages Aufnahme in einem mit dem Institut verbundenen Asyl, wo sie an dem allgemeinen Unterricht teilnehmen konnten. Mancher Künstler, besonders tüchtige Zeichner, sind seitdem aus dem Taubstummeninstitut hervorgegangen, und viele Hunderte, die früher der menschlichen Gesellschaft verloren waren, sind fähig geworden, sich ihr Brot selbst zu verdienen und auch anderen zu nützen. Das Andenken der edeln Frau, der Rußland alle diese Schöpfungen verdankt, lebt heute noch in der Erinnerung des Volkes, das seine Wohlthäterin nicht vergessen wird, trotzdem der Frauen, die gleich ihr gewirkt, im russischen Kaiserhause bis auf die jüngste Zeit nicht wenige waren. Die großen Schöpfungen Maria Alexandrownas sind nur eine kleine Perle in der langen Kette von Verdiensten, die sich Angehörige des Kaiserhauses um das Land erworben haben. Rußland hat auf der Bahn der Civilisation nur selten einen Schritt gethan, zu welchem die Anregung nicht vom Kaiserhause ausgegangen ist. Der Russe bedarf ja stets eines Führers, einer leitenden Persönlichkeit, der er mit Todesverachtung folgt, und wo diese nicht vorhanden ist, rafft er sich nur schwer zu eigener Initiative auf. Das Kaiserhaus hat seit Peter dem Großen gar manchen Winkelried gestellt, der auf irgend einem Gebiet dem Fortschritt eine Gasse brach. Große Mildthätigkeit hat die Frauen ausgezeichnet, und die Annalen der wohlthätigen Anstalten Petersburgs wissen davon zu erzählen, wie sie der Bevölkerung mit gutem Beispiel vorangegangen sind. Die Domäne der Männer dagegen waren Heer und Flotte, Wissenschaft und Kunst; in letzterer hat sich auch der Einfluß der Frauen erfolgreich geltend gemacht. Die große Gönnerin der Künste, Katarina II., hat bis in die jüngste Zeit in der kaiserlichen Familie viele Nachahmer gefunden. Wir nennen nur Alexander II., den Großfürsten Konstantin, die Königin Olga von Würtemberg, die in Kunstkreisen unvergeßliche Großfürstin Helene, aber viele hohe Namen ließen sich den genannten noch hinzufügen. Wie die großen Kunstsammlungen durch das Kaiserhaus geschaffen worden, haben wir bereits erzählt und gezeigt, welchen Einfluß sie auf die Entwicklung der russischen Malerei hatten; mehr noch verdankt dem Kaiserhause die russische Musik.

Schon unter Peter dem Großen fanden in Petersburg theatralische Vorstellungen mit Orchesterbegleitung statt. Im Jahre 1716 ließ des Zaren Schwester, Natalia Alexejewna, in einem in ein Schauspielhaus mit Bühne, Parterre und Logen umgewandelten Gebäude von zehn Schauspielern, sämtlich Russen, eine russische Tragödie aufführen, wobei ein Orchester von 16 Musikern mitwirkte. Vier Jahre später wurde an der Newa bereits deutsch gespielt, allerdings nur in einer erbärmlichen Holzbude, doch auch dieses Theater hatte sein Orchester. Peter der Große, der in seiner Jugend keine anderen Instrumente als Trommeln und Pfeifen kennen gelernt, hatte eine große Vorliebe für Musik, die sich freilich meist in etwas drastischer Weise äußerte; so bildeten z. B. die Melodieen, welche in Deutschland die Posaunenbläser von den Türmen bliesen, seine Tafelmusik, und die polnischen Dudelsäcke hatten so sehr sein Wohlgefallen erregt, daß er eine eigene Kapelle bildete, welche nur dieses Instrument spielte, und in seinen späteren Lebensjahren sich selbst im Dudelsackpfeifen unterrichten ließ. Italienische und französische Musik war dagegen dem Zaren verhaßt, und erst unter der Kaiserin Anna (1730—1740) erhielt Petersburg eine italienische Oper. Diese prachtliebende Kaiserin, unter deren Regierung, wie schon erwähnt, auch die bekannte Neuberin mit ihrer Schauspieltruppe nach Petersburg kam, berief 70 italienische Sänger an ihren Hof, darunter zwei Kastraten, deren einer Namens Pietro Morigi sich des größten Stimmumfangs unter allen damals lebenden Kastraten erfreute. Im Jahre 1737 wurde in Petersburg, im Winterpalast, zum ersten Mal eine italienische Oper aufgeführt, wobei jedem anständig gekleideten Mann der Eintritt in den Theaterraum gestattet war. Bald darauf wurde auf dem Newsky-Prospekt gegenüber der Kasanschen Kathedrale ein hölzernes Opernhaus erbaut, wo bis 1749 Vorstellungen stattfanden, in welchem Jahre es niederbrannte. Im Jahre 1740 bestand die „Hof-Musikkapelle" aus einem Konzertmeister und 31 Musikern, welche sowohl Konzerte veranstalteten als auf Hofbällen zum Tanz aufspielten. Ihre Uniform — oder wohl richter gesagt: Livree — war aus schwarzem und gelbem Tuch verfertigt. Sie wurden gut besoldet und erhielten außerdem für die Ständchen, die sie dann und wann den Mitgliedern des Kaiserhauses brachten, namhafte Geschenke, aber sie wurden doch alle mehr wie Diener denn wie Künstler behandelt. Neben dieser Kapelle bestand unter der Regierung der Kaiserin Anna bereits eine von dieser gegründete Musikschule, in welcher fünfzehn Knaben in Musik und Gesang unterrichtet wurden. Als Kapellmeister war

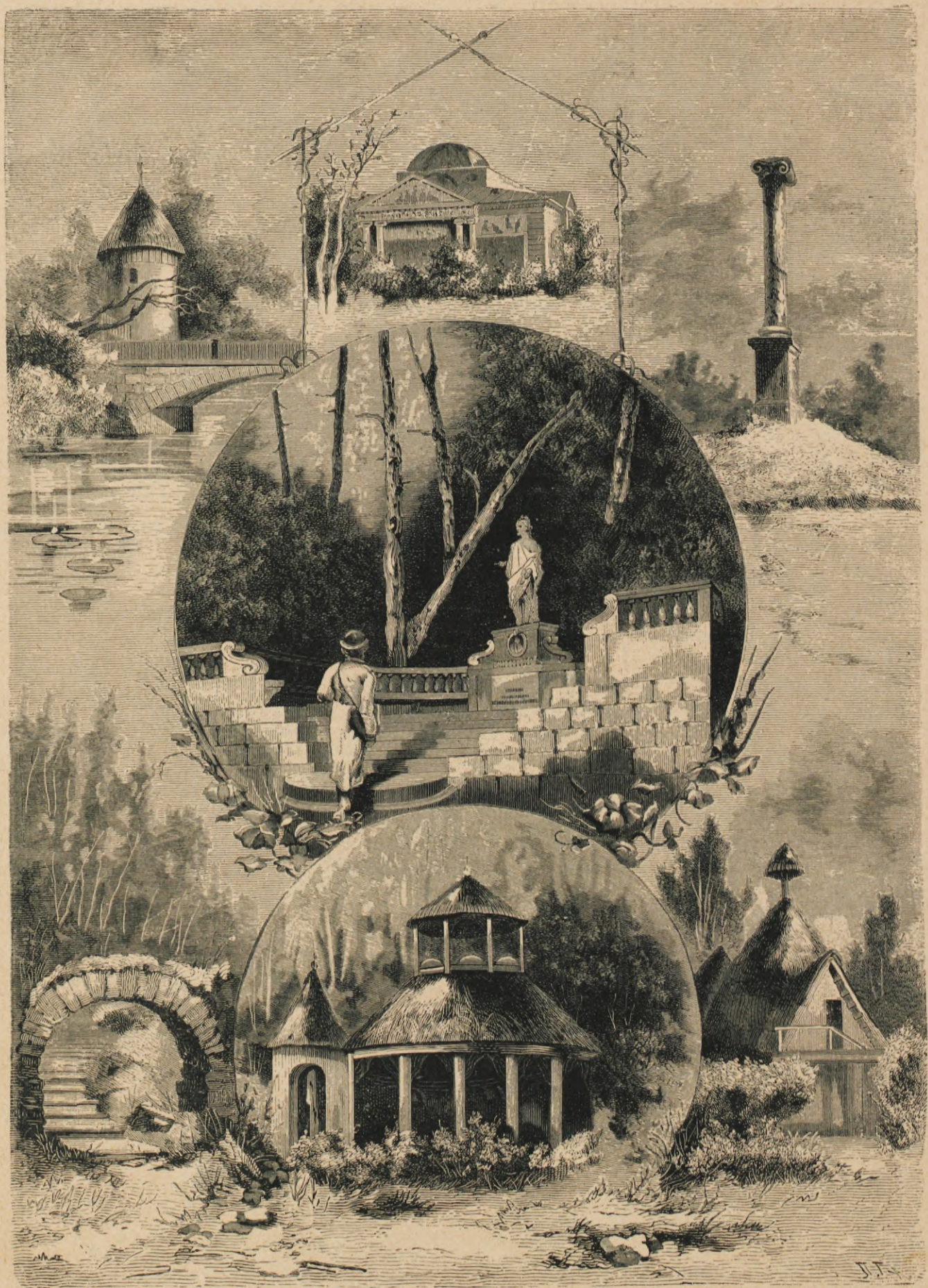
damals Giovanni Ristori berühmt; unter den Musikern ragten besonders die Brüder Domenico und Giuseppe Dalloglio (Violine und Cello) hervor.

Durch die Kaiserin Elisabet erhielt die Residenz zwei neue Theater, und eine italienische Operngesellschaft, die unter der Leitung des berühmten Komponisten Francesco Araja stand, wurde nach Petersburg berufen. Araja (geb. in Neapel, gest. 1762 in Bologna) komponierte in Petersburg mehrere Opern, darunter auch eine mit russischem Text: „Kephalus und Prokris", wofür ihm die Kaiserin einen kostbaren Pelz überreichen ließ. Als erste Schöpfung nationaler Musik kann jedoch diese Oper nicht bezeichnet werden: russisch ist nur die Sprache, in welcher der Text geschrieben ist, die Melodieen sind sämtlich italienisch. Dasselbe gilt von der Oper „Alceste", welche 1759 der kaiserliche Kapellmeister Hermann Raupach komponierte.

Die Blütezeit der Hofoper begann erst mit dem Regierungsantritt Katarinas II. (1762—1796). Der Direktor des Hoftheaters, Staatsrat Alexander Sumarokoff, engagierte eine neue italienische Operntruppe und übertrug 1766 die Leitung der Oper dem Komponisten Baldassaro Galuppi aus Venedig, der einen Gehalt von 4000 Rubel erhielt. Unter seiner zweijährigen Leitung wurde die Hofoper ein echtes Kunstinstitut, in dem in den nächsten Jahren die berühmtesten Sänger und Sängerinnen Italiens, Frankreichs und Deutschlands als Gäste auftraten. Auch die berühmte Sängerin Catarina Gabrieli erhielt 1768 eine Einladung zu einem Gastspiel. Als sie das in jener Zeit riesige Honorar von 5000 Dukaten verlangte, soll die Kaiserin ausgerufen haben: „So viel erhält ja keiner meiner Marschälle!" — „Nun, dann lassen sich Euer Majestät von einem Ihrer Marschälle etwas vorsingen," war die schnippische Antwort der stolzen Künstlerin.

Allmählich gewann die Musik auch in weiteren Kreisen Freunde und Gönner. Mehr als in irgend einem andern Lande hat in Rußland der Adel sich die Pflege der Musik angelegen sein lassen, und der spätere Aufschwung der russischen Kunst ist zum großen Teil sein Verdienst. Im Jahre 1772 wurde in Petersburg ein musikalischer Klub gegründet. Er trat ziemlich exclusiv auf, da er nur für die Elite der Gesellschaft berechnet war und nur Persönlichkeiten vom Staatsrat und Brigadier aufwärts Aufnahme fanden — die Taxe für die Aufnahme betrug 50, der Jahresbeitrag 20 Rubel — aber trotzdem zählte er schon nach kurzer Zeit über 800 Mitglieder und sein Wirken trug herrliche Früchte. Mit Ausnahme der Sommermonate veranstaltete der Klub wöchentlich ein Konzert, bei dem die Musiker, Sänger und Sängerinnen der kaiserlichen Kapelle mitwirkten. In diesem Klub wurde jenes feine Verständnis für Musik herangebildet, durch welches der hohe russische Adel sich seitdem auszeichnete. Ein kunstsinniges Publikum fehlte daher in Petersburg nicht, als 1780 Katarina neben ihrem Palast von Guarenghi das kleine Eremitage-Theater und vier Jahre später das Große Theater erbauen ließ, welches 3000 Menschen faßte. Später kam noch ein kleines Theater am Nordende des Newsky-Prospektes hinzu, und 1790 fanden in Petersburg bereits wöchentlich 3 russische, 2 französische und 1 deutsche Vorstellung statt; die italienische Oper war nur im Winter geöffnet, während dessen an jedem Freitag gespielt wurde.

Die Kaiserin scheute keine Kosten, wenn es galt, bedeutende Kräfte an Petersburg zu fesseln. Galuppis Nachfolger in der Leitung der Hofkapelle wurde Tomaso Traetta, welchem 1776 Paesiello folgte, der fast 9000 Rubel an Gehalt und Nebeneinkünften bezog. Er schrieb in Petersburg mehrere Opern, eine große Kantate zu Ehren Patjomkins, zwei Bände Sonaten, und schließlich ein Lehrbuch: Raccolta di regole dell accompagnemento, welches ihm eine lebenslängliche Pension von 300 Rubel eintrug. Als er nach 9 Jahren die Newastadt verließ, wurde sein Nachfolger Giuseppe Sarti, der sich sowohl durch seine Bemühungen um Hebung der Instrumentalmusik als durch seine eigenartigen Kompositionen rasch die Gunst der Kaiserin erwarb. In einem Tedeum z. B., das er aus Anlaß der Eroberung Otschakoffs schrieb, benutzte er durch verschiedenes Kaliber abgestimmten Kanonendonner zur Verstärkung der Bässe. Er schrieb auch eine russische Oper — gleich seinen Vorgängern Araja und Raupach aber nur italienische Musik mit russischem Text. Seine Oper Armida trug ihm die Ernennung zum Direktor des Konservatoriums in Jekaterinoslaw ein, und 1795 wurde er in den Adelsstand erhoben. Ihm folgte als Kapellmeister der berühmte Domenico Cimarosa (1787), der in Petersburg außer 4 Opern und einer großen Sonate gegen 200 Kompositionen verschiedenen Genres schrieb. Während der beiden letzten Lebensjahre Katarinas waren Kapellmeister der Deutsche Johann Wilhelm Haeßler und der Italiener Sapienza.



Pawlowsky-Park.

Trotz der in den höheren Kreisen herrschenden Vorliebe für die Oper und trotz der bedeutenden Einnahmen der kaiserlichen Theater konnten diese doch nicht ohne eine jährliche Subvention von 100 000 Rubel bestehen, und alle Gesellschaften, die auf eigene Faust in Petersburg ihr Glück versuchten, litten Schiffbruch: so ein gewisser Knieper, der mit 51 ehemaligen Zöglingen des Findelhauses russische Stücke aufführte, und Mattei mit seinen italienischen Operetten ebensowohl wie die deutsche Truppe Scolaris. Mehr Glück hatten die ausländischen Virtuosen, die nach Petersburg kamen, die Violinspieler Antonio Lolli und Giovanni Giarnovichi, der böhmische Harfenspieler Karl Němeček u. a.

Die unsterblichen Verdienste, welche sich Katarina um die Musik erwarb, beruhen aber nicht allein auf der Unterstützung, die sie dem Theater zu teil werden ließ. Sie leitete nicht der Egoismus des Kunstliebhabers, der sich begnügt mit dem ihm selbst sich bietenden Genuß; höhere Ziele schwebten ihr vor: die Kunst, die sie nach der Newa verpflanzt hatte, sollte dort Wurzel schlagen und im russischen Boden heimisch werden, nicht länger ein exotisches Gewächs sein, das nur der Pflege fremder Hände seine Existenz verdankte. In der Nähe des kaiserlichen Sommergartens wurde 1785 eine Theaterschule gegründet, in welcher junge Männer und Mädchen in Instrumental- und Vokal-Musik, in der Schauspielkunst, im Tanz u. s. w. unterrichtet wurden. Die Findelhäuser in Moskau und Petersburg sandten hierher ihre talentvollsten Zöglinge, aber außer diesen fand Aufnahme, wer sich um dieselbe bewarb. Beanlagte junge Leute sandte die Kaiserin auf ihre Kosten zu fernerer Ausbildung nach Italien, und mancher tüchtige Musiker und Sänger verdankte der Kaiserin sein Emporkommen. Alexander Ablesimoff, einer der begabtesten einheimischen Musiker, wurde der Schöpfer des russischen Vaudevilles.

Der langen Regierung Katarinas II. folgte die kurze Pauls I. (1796—1801), während welcher sich die französische Oper besonderer Begünstigung erfreute. Unter der Leitung des Direktors Paris wurden besonders im kaiserlichen Schloß Pawlowsk viele französische Opern aufgeführt und der französischen Gesellschaft eine jährliche Subvention von 100 000 Rubel gewährt. Zu Beginn der Regierungszeit Alexanders I. erforderten die vier großen Theater Petersburgs — das russische, französische, italienische und deutsche — bereits einen Aufwand von 500 000 Rubel, wovon nahezu die Hälfte aus der kaiserlichen Kasse bestritten wurde.

Das Jahr 1802 wird in der Geschichte der russischen Musik ewig denkwürdig bleiben, denn während desselben erfolgte die Gründung der Philharmonischen Gesellschaft und der Rudjinskischen Gesangschule. Wie es nun einmal in Rußland zu gehen pflegt, ist der Anstoß zu einer der wichtigsten Schöpfungen auf musikalischem Gebiet von den untersten Volksklassen ausgegangen. Alexei Iwanowitsch Rudjinsky war Arbeiteraufseher in einer Moskauer Fabrik. Von Wissensdrang getrieben, begab er sich auf die Wanderschaft und durchstreifte einen großen Teil Rußlands. So kam er schließlich auch nach Petersburg. Ein frommer Mann, wie jeder gemeine Russe, dabei ein begeisterter Musikfreund, hatte er erkannt, welchen großen Einfluß Musik und Gesang beim Gottesdienst auf das Gemüt auszuüben vermögen, und er beschloß, zu thun was in seinen Kräften stehe, um den Kirchengesang zu vervollkommnen. Mit einigen Freunden gründete er eine Gesangschule, für welche er aus Moskau einen Gesanglehrer berief und selbst talentierte Schüler in den Schulen Petersburgs auswählte. Im März 1802 wurde die Schule eröffnet, und im Herbst desselben Jahres führten die Schüler bereits unter allgemeinem Beifall Sartis große Motette auf. Unabläßig bemüht, geeignete Kräfte für seine Schule zu entdecken, war Rudjinsky bei seinen Nachforschungen auch sehr vom Glück begünstigt, und manche schöne, bildungsfähige Stimme wurde von ihm in demselben hohen Norden entdeckt, den man bis dahin für unfähig gehalten, bedeutende Sänger zu erzeugen und mit dem Rekrutierungsgebiet der kaiserlichen Kapelle, mit dem Süden Rußlands zu rivalisieren. Der damals bedeutendste Tenorist der russischen Oper, Samoiloff, war auch einer der Vielen, die ihre Ausbildung in der Rudjinskyschen Schule erhalten hatten.

Die Anregung zur Gründung der Philharmonischen Gesellschaft ging von dem kaiserlichen Rat Friedrich Adelung, dem Erzieher des Großfürsten Nikolaus, aus, und der Gedanke fand alsbald in den höchsten und allerhöchsten Kreisen eifrige Unterstützung. Die Gesellschaft wollte zweierlei Zwecke verfolgen: bedeutende Musikwerke zur Aufführung bringen und die Witwen und Waisen armer Musiker unterstützen. In Bezug auf den ersten Teil ihres Programms führte sie sich am 22. März 1802 mit Haydns „Schöpfung" in glänzender Weise ein, aber auch der pekuniäre Erfolg war ein bedeutender; schon nach vier Jahren verfügte die Gesell-

schaft über ein Vermögen von 25 000 Rubel und hatte bereits zahlreiche, nicht unbedeutende Unterstützungen hilfsbedürftigen Familien zu teil werden lassen. Die Chancen, die sie ihren Mitgliedern bot, waren äußerst günstige: jeder Künstler, der sich in die Gesellschaft aufnehmen ließ, zahlte einen Jahresbeitrag von 15 Rubel und erwarb schon durch Zahlung des ersten Beitrages für seine Witwe den Anspruch auf eine lebenslängliche Pension von 500 Rubel. Von großer Wichtigkeit war, daß der Verein einen Saal erwarb, in welchem bisher Maskenfeste veranstaltet worden; damit war eine der Hauptschwierigkeiten beseitigt, mit denen ausländische Virtuosen, die in Petersburg auftreten wollten, zu kämpfen hatten, denn der Verein überließ seinen Saal jedermann gegen Zahlung von 100 Rubel. Ein solcher Konzertsaal war in der That bereits eine dringende Notwendigkeit für Petersburg geworden. Die bedeutendsten Künstler Europas strömten in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts nach Petersburg, wo ihnen glänzende Einnahmen winkten (ein Billet zu den Konzerten der Catalani kostete 25 Rubel) und wo ein kunstsinniges Publikum ihren Leistungen richtiges Verständnis entgegenbrachte. Mit vollem Recht konnte die Catalani sagen: Le public le plus juste et le plus connaisseur. Obenan unter den Musikfreunden stand der Adel, und die in seinen Kreisen Mode gewordenen Dilettantenkonzerte trugen wesentlich dazu bei, daß Petersburg auch das Eldorado aller Musiklehrer wurde. Nun kam auch die Kammermusik in Mode, die man im vorigen Jahrhundert in Rußland gar nicht gekannt hatte, und Haydn und Mozart wurden für einige Zeit die Lieblinge der musikalischen Kreise. Beethoven fand nicht viel Anklang, viel mehr die Kompositionen für Piano von Field, der mit seinen Konzerten beispiellose Erfolge erzielte, und Rossinis und Mozarts Opern. Der Adel beschränkte sich jedoch nicht bloß auf die Protektion der Künstler und auf einiges Dilettantentum, sondern versuchte sich auch in eigenen Schöpfungen. Ein Graf Orloff schrieb einen Essai sur l'histoire de la musique en Italie, und das hübsche Lied „Schöne Minka, ich muß scheiden" wird sogar einer allerhöchsten Persönlichkeit zugeschrieben, die es in Tilsit vor ihrem Abschied von der unglücklichen Preußenkönigin Louise verfaßt haben soll.

Die französische Oper, an welcher der berühmte Opernkomponist A. F. Boieldieu als Kapellmeister wirkte, leistete um diese Zeit Vorzügliches; das Orchester zählte Künstler ersten Ranges zu seinen Mitgliedern. Und nun entstanden auch russische Opern. Ein Ausländer, der Kapellmeister C. Cavos, wurde der Begründer der russischen Oper. Mit mehr Geschick als seine Vorgänger löste er die schwere Aufgabe, denn er verstand es, aus dem unerschöpflichen Born der russischen Volkslieder zu schöpfen und so Musikwerke zu schaffen, die nicht nur der Sprache, sondern auch dem Geiste nach echt russisch waren. Viele seiner Lieder leben heute noch im Volksmunde fort. Von den 14 Opern, mit welchen er der russischen Bühne ihr erstes Opernrepertoire schuf, fand den meisten Beifall „Iwan Susanjin"; seine sämtlichen Stoffe waren der russischen Sage oder Geschichte entnommen.

Die russische Oper hob sich nun rasch. Das Repertoire wurde von Jahr zu Jahr durch Übersetzungen deutscher und französischer Opern (Freischütz von Weber u. a.) bereichert. Einheimische Komponisten traten erst in den dreißiger Jahren auf, doch gleich zwei hell leuchtende Sterne erster Größe: Alexei Nikolajewitsch Wjerstowsky und Michael Iwanowitsch Glinka. Wjerstowskys erste Oper „Herr Twjerdowsky" (Text von Sagoskin) wurde vom russischen Publikum mit einem Enthusiasmus aufgenommen, wie man ihn im Norden kaum für möglich gehalten hätte. In wenigen Wochen waren seine Melodieen Gemeingut des Volkes, das Volk sang sie auf den Straßen, die herumziehenden Musikbanden spielten sie, sie waren zum Volkslied geworden. So konnte es vorkommen, daß der Direktor eines kleinen Provinztheaters bei der Probe von „Herr Twjerdowsky" entrüstet auf den Regisseur zustürzte und fragte, wer das Lied eingelegt habe, welches alle Straßenjungen pfiffen; er wußte nicht, daß das Lied der Oper vorangeeilt war und sich eingebürgert hatte, bevor noch die Oper selbst zur Aufführung gelangte. Zehn Jahre lang erhielt sich diese und die zweite Oper Wjerstowskys „Zwölf schlafende Mädchen" auf dem Repertoire, und in jüngster Zeit sind beide in neuer Bearbeitung wieder aufgetaucht. Noch größere Erfolge erzielte der Komponist mit seiner dritten Oper „Askolds Grab", die in Moskau allein mehr als 300 mal aufgeführt wurde und einem Theaterdirektor über 1 Million Rubel eintrug. In Petersburg fand sie zwar nicht eine so begeisterte Aufnahme wie in Moskau, aber sie hat die Runde durch ganz Rußland gemacht, und keine Oper ist dort so populär geworden wie „Askolds Grab". Nur Gogols und Gribojedoffs Lustspiele „Der Revisor" und „Gore ot uma" mit ihren

aus dem Leben gegriffenen Gestalten haben einen gleichen Erfolg erzielt. Heute noch sind Wjerstowskys von echt nationalem Geist durchwehte Kompositionen, namentlich seine späteren Opern „Gromoboi" und „Der Zauberer von Moskau" Zierden des Petersburger Repertoires und machen, wenn sie zur Aufführung gelangen, stets volle Häuser.

Im Jahre 1836 trat Glinka mit seiner großen lyrischen Oper „Das Leben für den Zar" vor das Petersburger Publikum. Obwohl die Handlung des Librettos höchst einfach ist, so hat doch der geniale Komponist es verstanden, allen Gestalten der Oper eine scharf ausgeprägte individuelle Färbung zu verleihen, und durch die glückliche Mischung russischen und polnischen Wesens in den schwermütigen russischen und den feurigen polnischen Gesängen ist es ihm gelungen, das Ziel zu erreichen, das ihm vorschwebte: eine nationale slavische Oper zu schaffen. Auf allen Bühnen Rußlands, ja der ganzen slavischen Welt ist Glinkas „Leben

Auf der Rhede von Kronstadt.

für den Zar" gegeben worden — in Petersburg dreißig Jahre nach der ersten Aufführung, am 27. November 1866 zum 273. Mal — und immer noch beherrscht die Oper das Repertoire aller slavischen Bühnen.

Diesen beiden schließt sich in neuerer Zeit als ebenbürtig an Anton Rubinstein. Bevor wir von seinen Tondichtungen sprechen, sei jedoch auf sein Wirken als Leiter eines Vereins hingewiesen, der ihm in erster Reihe die wichtige Stellung, die er sich errungen, verdankt. Die oben erwähnte Philharmonische Gesellschaft hatte sich im Jahre 1859 aufgelöst. Da faßte Rubinstein mit einigen Freunden den Entschluß, dieselbe auf zeitgemäßen Grundlagen neu zu gründen, und von einflußreichen Persönlichkeiten unterstützt, rief er bald die „Russische musikalische Gesellschaft" ins Leben, deren Statuten am 1. Mai 1859 von der Regierung bestätigt wurden. Die Gesellschaft stellte sich zur Aufgabe, für Verbreitung musikalischer Kenntnisse zu sorgen, das Publikum mit den Meisterwerken der bedeutendsten Tondichter aller Völker bekannt zu machen, junge

Talente zu unterstützen und sie durch Preisausschreiben und Verleihung von Medaillen zu schöpferischer Thätigkeit anzueifern, ihre Erstlingswerke in Konzerten aufzuführen und eventuell auch durch den Druck bekannt zu machen, minder Bemittelten Stipendien zu Studienreisen ins Ausland zu verleihen u. s. w. Jährlich sollten 10 Konzerte und 6 Kammerkonzerte veranstaltet werden und 2 Oratorien zur Aufführung gelangen. Die Gesellschaft wählte Rubinstein zu ihrem Leiter und die kunstsinnige Großfürstin Helene Pawlowna zur Protektorin, und dank so hoher Protektion und der unermüdlichen Thätigkeit Rubinsteins konnte sie schon 1860 eine ähnliche Gesellschaft in Moskau gründen und bald darauf Filialen in mehreren Städten errichten. Am 17. September 1862 wurde das von der „Russischen musikalischen Gesellschaft" gegründete Konservatorium in Petersburg eröffnet, dessen Protektorat wiederum die Großfürstin Helene und dessen Leitung Rubinstein übernahm. Tüchtige Lehrer, darunter Musiker ersten Ranges, wirkten an demselben: neben Rubinstein A. Dreyschock, Leszetizki, der bekannte Violinvirtuose Wieniawski, Dawidoff u. v. a. Vier Jahre später gründete die Moskauer musikalische Gesellschaft ebenfalls ein Konservatorium, und Rubinsteins Bruder wurde der Leiter dieses Instituts, an welchem Wieniawski, Ferdinand Laub u. a. wirkten.

Das ganze musikalische Leben Rußlands gipfelte damals in Rubinstein, und er wurde durch sein verdienstvolles Wirken der Liebling des Petersburger und des Moskauer Publikums. Seine Arbeitskraft schien zu wachsen mit jeder neuen Last, die er auf seine Schultern nahm, denn trotzdem seine vielseitige Direktionsthätigkeit viel Zeit beanspruchte, konnte er doch Jahr für Jahr die musikalischen Kreise mit einer Reihe neuer Schöpfungen überraschen: Kompositionen für Piano, Violine und Orchester, eine Menge Lieder, mehrere Symphonieen, sein berühmtes Oratorium „Das verlorene Paradies" (op. 50), mehrere russische und deutsche Opern. Seine ersten Opern und Operetten, die in den fünfziger Jahren erschienen — „Dmitri Donskoi" (1850, dreiaktige Oper), „Der sibirische Jäger" (1851, einaktige Operette), „Der närrische Thomas" (1858), „Die Rache" (1858) sind jetzt vom Repertoire verschwunden. „Der sibirische Jäger" kam auch in Deutschland zur Aufführung, doch ohne sich auf der Bühne behaupten zu können.

Mehr Erfolg erzielte die große lyrische Oper „Feramors", ganz besonders aber seine „Makkabäer" (1877) und sein „Nero". Augenblicklich macht Rubinsteins neueste Oper „Der Dämon" die Runde über alle Bühnen des Auslandes. An mehreren der ersten Bühnen Deutschlands hat diese Oper, deren Text der bekannten gleichnamigen Dichtung Michael Lermontoffs entnommen ist, sensationellen Erfolg erzielt. Wir hören da wieder echt russische Musik, während Rubinstein bei der Mehrzahl seiner früheren Werke sich mehr an deutsche Meister wie Mendelssohn, Schumann und Beethoven anlehnte.

Zu diesem glänzenden Dreigestirn am musikalischen Himmel Rußlands — Wjerstowsky, Glinka, Rubinstein — hat sich in jüngster Zeit als Vierter Alexander Nikolajewitsch Sjeroff gesellt. Sjeroff (1820 in Petersburg geboren) ist ein Schüler Glinkas, doch haben Franz Liszt und Richard Wagner großen Einfluß auf die Entwicklung seines Talentes ausgeübt; er ist in Rußland der bedeutendste Vertreter Wagnerscher Richtung, und sein musikalischer Stil steht in Verbindung mit Glinkas slavischen Nationalweisen, sowie mit der neudeutschen Opernrichtung Richard Wagners, vereint die Sangbarkeit und Charakteristik des Nationalgesanges mit einem ununterbrochenen dramatischen Fortschritt und farbenprächtiger Instrumentierung.

Schon während seiner frühern Thätigkeit als Kritiker war Sjeroff scharf angefeindet worden; die Erfolge, die er rasch nach einander mit seinen Opern „Judith", „Rognjeda", „Wraschja sila" und „Taras Bulba" errang, vermehrten nur noch das Heer seiner Gegner, anstatt diese zu entwaffnen. Es entstand ihm gegenüber die sogenannte „jungrussische musikalische Schule", ein Raskól auf musikalischem Gebiet, der jedoch nicht bloß die jungen Kräfte umfaßte, sondern auch manchen der älteren Meister beeinflußte, wie z. B. Dargomischsky, der noch am Abend seines Lebens mit den Regeln brach, die er bisher befolgt hatte, und eine Oper „Der steinerne Gast" schrieb, welche zwar ein nicht unbedeutendes Talent für rezitative Form verrät, aber für die Bühne völlig unbrauchbar ist.

Die „jungrussische musikalische Schule" stellt folgendes Programm auf: Sie will mit allen Regeln und Traditionen, an die sich bisher die Komponisten Westeuropas gehalten haben, brechen, will nichts wissen von Meyerbeer und Rossini, noch weniger von Bellini, Donizetti u. s. w.; die Musik Bachs, Haydns und Mozarts ist ihr ein überwundener Standpunkt; die konzentrische Melodieenführung ist möglichst zu vermeiden, und da,

wo die Melodie sich nicht umgehen läßt, wie z. B. bei volkstümlichen Stoffen, ist sie möglichst mit harmonischen Arabesken zu verhüllen; die Oper ist auf dem Rezitativ oder Dialog aufzubauen, Duette, Trios und andere „morceaux d'ensemble" mit Ausnahme der Massenchöre von der Verwendung auszuschließen, und der Musik eine solche reale Grundlage zu geben, daß sie imstande ist, nicht nur alle seelischen Empfindungen und Gefühle, sondern auch Gedanken auszudrücken; überhaupt will die Schule sich bei Verfolgung aller dieser Grundsätze durch keine wie immer gearteten musikalischen Schranken hemmen lassen, alles von Grund aus beseitigen, was von älteren Komponisten stammt, eine neue Kunstrichtung schaffen und neue Wege einschlagen, so wie es sich für bahnbrechende Geister geziemt.

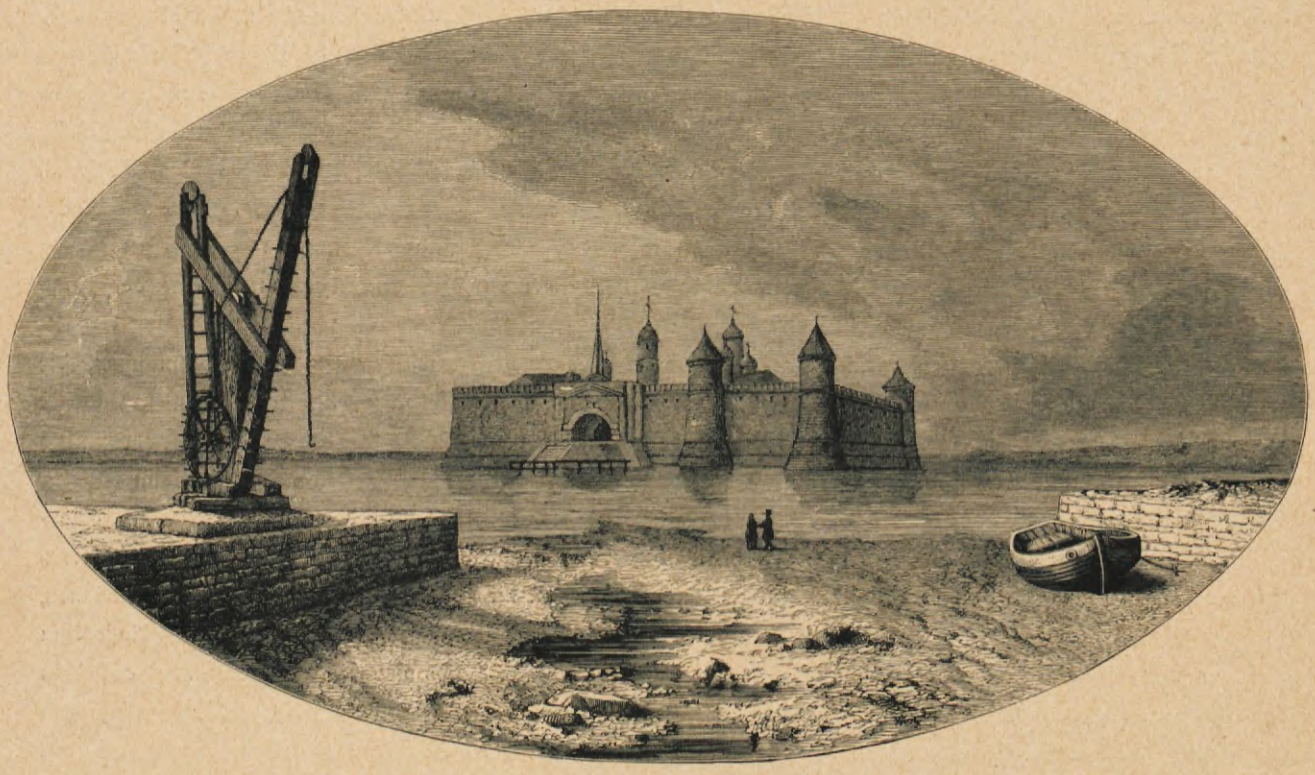
Ihre bedeutendsten Vertreter fand diese Schule in Kyj („Angelo", „Wilhelm Redcliff"), N. Rimsky-Korsakoff („Snjegurotschka", komische Oper „Maiennacht" nach Gogols gleichnamiger Erzählung, „Pskowitjanka") und in G. M. Musorgsky („Boris Godunoff").

In den beiden letzten Jahrzehnten ist das russische Opern-Repertoire bedeutend bereichert worden. Die tüchtigsten unter den neueren Meistern sind Sokalsky („Maiennacht"), P. J. Tschaikowsky („Der Wojewode"), N. F. Solowjew („Bakula-Kusnjétz), Kaschperoff („Der Sturm" und zwei italienische Opern „Maria Tudor" und „Rienzi", in Mailand aufgeführt), D. A. Stolypin („Stenka Rasin"). Glinka, der auch mit seiner zweiten Oper „Ruslan und Ljudmila" großen Erfolg erzielte, hat auf der von ihm betretenen Bahn viele Nachfolger gefunden, die einen Baustein nach dem andern zu dem Gebäude der ersehnten National-Oper hinzufügen. An regem Interesse für solche Schöpfungen ist im Publikum kein Mangel. Das goldene Zeitalter der Künste, welches Rußland und namentlich Petersburg und Moskau in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts erlebten, ist zwar vorbei, aber Petersburg ist auch heute noch eine der kunstsinnigsten Städte Europas.

Petersburg besitzt augenblicklich vier kaiserliche Theater, denen gegenüber Privatunternehmungen, die gleichwohl bestehen, schwer aufkommen können. Das Kaiserliche Große Theater, 3000 Personen fassend, ist für russische Oper und Ballet bestimmt; das Kaiserliche Marien-Theater, 2000 Personen fassend, für russisches Drama und italienische Oper; das Kaiserliche Alexandra-Theater, welches für 1700 Zuschauer Raum enthält, für russisches Drama, und das für 1000 Personen berechnete Kaiserliche Michael-Theater für deutsches und französisches Drama und Lustspiel. Außer dem Michael-Theater wird an bestimmten Tagen auch im Alexandra-Theater deutsch gespielt. Das frühere Kaiserliche Kleine Theater an der Fontanka ist jetzt ein Privatunternehmen, und im Eremitage-Theater, dessen wir schon erwähnten, wird nur bei großen Hoffesten gespielt. Außerdem giebt es noch kleine Theater in Krasnoje Selo, Oranienbaum und Pawlowsk, und im Sommer auf dem Kameny-Ostrow und in Oserki. Die Preise, besonders in den kaiserlichen Theatern, sind nach deutschen Begriffen sehr hoch: Im großen Theater kostet die Bel-Etage-Loge 43 Rubel 75 Kopeken, ein Parketsitz (je nach der Entfernung von der Bühne) bis 10 Rubel; bei den deutschen Vorstellungen im Michael-Theater die Bel-Etage-Loge 16 Rubel 80 Kopeken, Parket 1 Rubel 80 Kopeken bis 3 Rubel 60 Kopeken. Treten fremde Gäste auf, werden die Preise noch bedeutend erhöht; ebenso gelten bei Benefizvorstellungen und an Feiertagen erhöhte Preise.

Nach dem Vorbilde der Hauptstadt entstanden auch in anderen Städten des Reiches musikalische Gesellschaften, viele derselben von Deutschen gegründet. So entstand sogar hoch oben im äußersten Norden, in Archángelsk, 1840 ein deutscher Gesangverein. Drei Jahre vorher hatte Karl Gödicke in Moskau einen deutschen Gesangverein gegründet, der Oratorien, kirchliche Kompositionen von Beethoven, Händel, Haydn und anderen zum Vortrag brachte. Damals gab es wohl in keiner andern Stadt so viel Sinn für Musik wie in Petersburg. Es gab keinen bedeutenden Künstler und keine bedeutende Künstlerin, die Petersburg nicht besucht hätten. Ein Konzert folgte dem andern. In der Zeit vom 3. März bis 6. April 1840 fanden mehr als 40 Konzerte statt, ganz abgesehen von den zahllosen musikalischen Abendunterhaltungen. Die Glanzpunkte bildeten die Hofkonzerte unter der Leitung Schuberts, die Produktionen des von Lomakin geleiteten gemischten Sängerchors des Grafen Scheremetjew, welcher zuweilen bis 150 Mitglieder zählte, und die Konzerte der Philharmonischen Gesellschaft, welche vorzüglich klassische Musik kultivierte, doch auch neuere Kompositionen zum Vortrag brachte.

Die Russen lieben, wie alle Slaven, Musik und Gesang ungemein. Das Volk singt in Rußland nicht nur, um seiner Freude Ausdruck zu geben. Der Gesang ist ihm zur Gewohnheit geworden, und der Arbeiter oder Bauer kann keine Arbeit verrichten, ohne irgend ein Volkslied vor sich hin zu summen. Die schwerste Arbeit wird ihm leicht durch den Gesang; ohne diesen würde sie ihm drückend sein und ihn ermüden. Eine besonders wichtige Rolle spielt aber der Gesang im Heere. Es giebt keine Compagnie, die nicht ihren Sängerchor besitzt, welcher über ein reiches Repertoire von Volksliedern verfügt. In den Feldzügen in Central-Asien hat das russische Volkslied schon oft Wunder gewirkt: wenn auf den beschwerlichen Märschen durch die Wüsten, unter den glühenden Sonnenstrahlen eine Truppe zu ermatten begann, ließen die Führer der Expedition die Sängerchöre der einzelnen Compagnieen an die Spitze des Zuges treten und irgend ein Lied anstimmen, und neu belebt durch die heimatlichen Klänge setzten die Kolonnen ihren Marsch munter fort.



Schlüsselburg.

Man trifft unter dem gemeinen Volk herrliche und in neuerer Zeit meist auch gut geschulte Stimmen, besonders in Kleinrußland, von wo sich früher die kaiserliche Kapelle hauptsächlich rekrutierte, und selbst in den Kirchen kleiner Ortschaften wird man durch Sängerchöre überrascht, deren frische, kräftige Stimmen und tüchtige Schulung sie befähigen würden, auch bei einem streng urteilenden Publikum Beifall zu finden.

Der Kirchengesang ist heute in Rußland zu hoher Vervollkommnung gelangt, doch es gab auch Zeiten, in denen er sehr viel zu wünschen übrig ließ, und auch hier hat wiederum nur die Initiative der russischen Kaiser eine Umkehr zum Bessern bewirkt. Rußland erhielt den Kirchengesang zugleich mit dem Christentum durch die Griechen. Instrumentalmusik war beim Gottesdienst verpönt, nur Gesang gestattet, anfangs sogar nur Solovorträge, monotone Rezitativs ohne Kadenzen, die selten mehr als zwei Töne umfaßten, und zu deren Vortrag ein besonderer Kirchensänger, der Dják, bestimmt war. Im Gefolge der griechischen Geistlichen kamen schon frühzeitig griechische und bulgarische Sänger nach Rußland, deméstwennjiki genannt (abzuleiten von démos, nicht von doméstikos), und nach ihnen erhielten die einfachen Choräle, welche sie sangen, den Namen Deméstwennoje (oder auch stolpówoje) pjónjije. Bis auf Jaroslaw I. (1016—1054) blieb der Gesang

Tokſowo bei Petersburg.

1) Der Kreuzberg. 2) Ausſicht von Tokſowo.
3) Ausſicht von der Tſchainaja gora.
4) Kirche auf dem Kreuzberg. 5) Kreuz auf dem Kreuzberg.

ein monotones Rezitieren teils des Deméstwennjik allein, teils des Volkes oder der anderen Sänger mit ihm, und nur durch ein zeitweiliges stärkeres Anschwellen des Tones kam einige Abwechslung in den Gesang. Jaroslaw führte den dreistimmigen Kirchengesang des hl. Johannes Damascenus in Rußland ein, der neun Jahrhunderte lang sich behauptete, im Laufe der Zeit aber, anstatt weiter ausgebildet zu werden, immer fehlerhafter wurde. Die erste Änderung trat unter dem Patriarchen Nikon ein, der manche dringend nötig gewordenen Verbesserungen im Kirchengesang des hl. Johannes Damascenus einführte, aber seine Neuerung stieß in Großrußland auf den heftigsten Wiederstand, da man ihn ohnehin geheimer Verbindungen mit Rom beschuldigte und nun glaubte, er wolle den römischen Kirchengesang an Stelle des griechischen einführen, was nicht im entferntesten zu befürchten war, da Nikon den griechischen Gesang sehr liebte. Er sah aber doch ein, daß er die westeuropäische Musik nicht völlig entbehren könne, da der griechische Kirchengesang von Fehlern wimmelte. Daß er jedoch die in Rußland an Stelle der griechischen Buchstabennoten gebräuchlich gewordenen eigentümlichen Haken (krjuký) durch die abendländischen Noten ersetzte, war eine Änderung, die den größten Unwillen der Strenggläubigen erregte, und heute noch bedient sich der russische Rasskól nur der alten krjuký.

Der abendländische Einfluß begann sich erst gegen das Ende des 17. Jahrhunderts bemerkbar zu machen. Unter der Regierung des Zaren Feodor wurde der mehrstimmige Gesang in einigen Kirchen eingeführt, und unter Peter dem Großen wurde er für alle Kirchen angeordnet. Der kunstsinnige und aufgeklärte Bischof Theophan Prokopowitsch unterstützte Peter kräftig bei seinen Bestrebungen zur Hebung des Kirchengesanges, auf seine Veranlassung wurden auch Sänger ins Ausland gesandt, um sich dort weiter auszubilden, doch ein origineller russischer Kirchengesang entwickelte sich trotzdem nicht, man kam über die Nachahmung italienischer Vorbilder nicht hinaus. Als unter der Kaiserin Elisabet eine Menge fremder Künstler nach Petersburg kam (Aray, Raupach, Salieri u. a.), wurde der Einfluß italienischer und deutscher Meister noch größer. Die Gesangskräfte waren vorzüglich. Schlözer, der in den Jahren 1761 bis 1765 in Petersburg lebte, weiß die kaiserliche Kapelle, die aus 13 Tenoristen, 13 Altisten, 12 Bässen und 15 Diskantstimmen bestand, nicht genug zu rühmen. Er war entzückt von dem lieblichen Klang der einen, und von der Stärke der anderen Stimmen und schrieb, daß die Pulte bebten, vor denen die Bassisten standen. Der alte Meßgesang mit seinen einfachen Melodieen schwand aber immer mehr. Der größte Meister der russischen Kirchenmusik, Bartnjansky (1751 bis 1825), der „russische Palestrina" genannt, vermochte sich trotz bedeutender Anlagen nicht von dem italienischen Einfluß zu befreien. Von Katarina II. zu seiner Ausbildung nach Italien gesandt, kam er dahin zu einer Zeit, in welcher die Glanzperiode der italienischen Musik mit den großen Meistern längst zu Grabe getragen war und nur die Epigonen derselben seine Lehrer sein konnten. Obwohl die italienische Musik durch ihn erst recht in Rußland Verbreitung fand, so zeichnen sich doch seine Kompositionen durch kernigen Gehalt und Tiefe der Empfindung aus. Er schrieb eine dreistimmige Messe, 35 vierstimmige Kirchenkanzonen und zehn Doppelchöre. Außer Bartnjansky verdient von älteren einheimischen Komponisten nur Dekterew Erwähnung, bei dem jedoch trotz unleugbar sorgfältiger Satzführung die Kirchenmusik schon völlig in modernen Opernklängen aufgegangen ist — und von ausländischen Meistern der schon oben erwähnte Sarti, der durch seine großartigen Messen und das von 500 Sängern in Jassy aufgeführte Tedeum (siehe Seite 84) große Popularität erlangte. In jüngster Zeit hat auch die russische Kirchenmusik unter ihren Vertretern wieder bedeutende Namen aufzuweisen, wie Dawidoff, Koslowsky, Naumoff, Turtschénjew und Lwoff, dessen Name europäische Berühmtheit erlangt hat. Die Kirchenmusik war schließlich so mit modernen italienischen Kompositionen durchsetzt, daß Kaiser Paul sich veranlaßt fand, am 18. Mai 1797 anzuordnen, daß nur alte Gesänge in den Kirchen zum Vortrag gelangen dürfen. Diese Verordnung fruchtete aber wenig, und noch Alexander I. und Nikolaus I. fanden Veranlassung, gegen das Unwesen einzuschreiten. Alexander I. verbot zunächst die Aufführung neuer Kompositionen in seiner Privatkapelle und dehnte dann dieses Verbot auf alle Kirchen aus, so daß fortan nur noch die alten Lieder gesungen werden durften. Unter Nikolaus I. wurde unter dem vom Synod ihm beigelegten Titel Irmologia ein mehrbändiges Gesangbuch herausgegeben, welches die revidierten Texte und Melodieen der alten Kirchengesänge enthielt.

Wir können von der russischen Kirchenmusik nicht scheiden, ohne eines jener kirchlichen Feste geschildert zu haben, bei denen der Gesang einen geradezu überwältigenden Eindruck hervorbringt: das Fest der Recht-

gläubigkeit. Wir folgen hierbei zum Teil der prächtigen Schilderung des czechischen Schriftstellers Karel Havlíček. Der Schauplatz der Scene, welche er uns schildert, ist eine der Kreml-Kathedralen. Harmonischer Chorgesang, der nach jeder Strophe auf einige Augenblicke verstummt, tönt durch die mächtige Kirche, in welcher die Menschenmenge Kopf an Kopf gedrängt steht. Da erdröhnt plötzlich vom Glockenturm der Iwan der Große, die Riesenglocke, und im nächsten Moment stimmen all die hunderte großer und kleiner Glocken auf den unzähligen Glockentürmen Moskaus mit ein, der Gesang verstummt, die drei Thüren des Ikonostás öffnen sich und langsamen Schrittes zieht die Geistlichkeit in die Kirche, ein bunter Zug voll farbiger, mit Gold und Silber gestickter Gewänder, auf denen Perlen und Edelsteine funkeln. Der Metropolit läßt sich auf einem erhöhten Lehnstuhl nieder; vor ihm füllen die Bischöfe und Äbte, ehrwürdige Gestalten mit langen grauen Bärten, zwei Sitzreihen, und hinter ihnen stellt sich die niedere Geistlichkeit auf, die weiße und die schwarze, erstere in farbigen, dem Pluviale ähnlichen Kleidern, letztere schwarz gekleidet, auf dem Kopfe den hohen schwarzen Hut. Nun tritt ein Archidiakon vor und liest einen geeigneten Abschnitt aus der Bibel. Nachdem er das Buch geschlossen, herrscht eine Weile Grabesstille in der Kirche. „Dann," schreibt Havlíček, „breitete sich ein gewisser Ernst über die ganze Gestalt des Archidiakons aus, und mit starker, möglichst tiefer Stimme begann er so zu sprechen: „Wer sich dem Lichte der göttlichen Wahrheit widersetzt und die Finsternis seiner Seele im Volke verbreitet" — und setzte dann nach einer kleinen Pause mit einer Stimme wie Gewittersturm hinzu: „Sei verflucht!" (anáfema, d. i. anathema). Da erhoben sich alle Greise von ihren Stühlen und wiederholten mit zitternder Stimme: „Sei verflucht! Sei verflucht! Sei verflucht!" Dann begann wieder der Diakon: „Wer, wenn ihm Leben und Seelen seiner Brüder anvertraut sind, nicht arbeitet zu ihrem Wohlergehen, sondern zu ihrem Verderben, sei verflucht!" — und alle Väter wiederholten dreimal: „Sei verflucht!" — „Wer," fuhr der Diakon fort, „seinem Vaterlande in der Zeit der Not, welche die Hand des Herrn über dasselbe hereinbrechen ließ, nicht zu Hilfe eilt, sei verflucht!" Und wieder tönte es dreimal gedehnt und dumpf: „Sei verflucht!" — „Wer sich an seinem Volke soweit vergessen hat, daß er Fremden, die unser Vaterland zu vernichten streben, hilft und die Erniedrigung und die Schande seines eigenen Blutes vergrößert, wie es Iwan Maseppa gethan hat, sei verflucht!" — Hier rollte die mächtige Stimme des Diakons wie Donner über die kirchlichen Kleinodien hin und schwebte über den Köpfen des versammelten und zitternden Volkes. Und alle greisen Bischöfe erhoben traurig ihre grauen Häupter und riefen: „Sei verflucht! Sei verflucht! Sei verflucht!" Schüttelfrost überlief mich, als ich leise ihr „Sei verflucht!" wiederholte. Und so ging der Diakon alle Fehler, Sünden und Vergehen, deren man sich gegen Gott, die Menschheit und das Vaterland schuldig machen kann, durch, eines nach dem andern aufzählend, immer beginnend mit: „Wer . . .", und immer den Fluch hinzufügend, den dann die Bischöfe, nachdem sie sich von ihren Sitzen erhoben, dreimal wiederholten. Der Diakon verkündete alles im tiefsten und stärksten Baß, und sein „Sei verflucht!" kam mir vor, als wenn er in jähem Zorn und Abscheu vor der genannten Sünde sie erregt und eilig verfluchte; die ruhige, schwache, vielstimmige Antwort der Bischöfe aber, die den Fluch dreimal wiederholten, erschien mir als unabänderlicher Urteilsspruch nach reiflicher Überlegung und als ein Verdammen unsäglicher Vergehen durch den einstimmigen Beschluß des ganzen Rates . . ."

Der zweite Teil der Ceremonie ist dem Andenken hervorragender Männer gewidmet. Nach jedem Namen preist der Diakon in singendem Ton alle Verdienste des betreffenden Mannes, macht dann eine kurze Pause und ruft endlich: „Ewiges Angedenken! Wjétschnaja pámjat!" (das t in pámjat ist weich zu sprechen, so als ob ein schwaches j darauf folgte.) Und die Bischöfe wiederholen stets dreimal: „Ewiges Angedenken!" „Das versammelte Volk," sagt Havlíček, „war jedesmal erfreut, wiederholte jeden ausgesprochenen Namen mit stillem Flüstern, gleichsam als ob der Geist des verdienten Landsmannes über der Versammlung schwebte. Viele der Anwesenden hoben ihre Kinder in die Höhe, damit sie mit eigenen Augen die Reihen der greisen Bischöfe sehen könnten, welche da stehen und „ewiges Angedenken" rufen den Verdiensten eines hochgeschätzten Mannes. Um beurteilen zu können, wie solche Worte aus dem Munde der Bischöfe auf das Volk wirken können, muß man wissen, mit welcher Ehrerbietung es seinen Bischöfen begegnet, sie schon während ihres Lebens sozusagen gleich Heiligen verehrt, weil sie in der That durch ihr Verhalten, durch das stille, musterhafte, durchaus nicht herrscherhafte Leben, das sie führen, alles Lob verdienen."

So wird dem Bürger Minin und dem Fürsten Posharski, Peter dem Ersten, „dem großen Vermehrer und Förderer des Vaterlandes", „den Kriegern, die bei der Verteidigung des Vaterlandes gegen den Angriff des stolzen fränkischen Eroberers gefallen sind", und vielen anderen „ewiges Angedenken" gewünscht. Dann folgt der dritte und letzte Teil der Feier, der Wunsch der „Mnogaja ljeta! Viele Jahre!" Die Reihe der Beglückwünschten eröffnet der Name des Kaisers, und kaum hat der Diakon mit mächtiger Stimme das „Mnogaja ljeta!" gejubelt und die Bischöfe den Ruf dreimal wiederholt, so donnern draußen die Kanonen, und von den Türmen ertönen die Kirchenglocken. Dann werden die Kaiserin und die Angehörigen des Kaiserhauses, jedes Mitglied desselben einzeln, beglückwünscht; ebenso die ganze Geistlichkeit, das Beamtentum, das ruhmreiche tapfere Heer. Stets wiederholen die Bischöfe dreimal den Wunsch des Diakons, und dann singt

Schuwalowo.

der Sängerchor noch längere Zeit nach einer sehr anmutigen Melodie „Mnogaja ljeta!" Die anwesenden Geistlichen, Beamten, Soldaten u. s. w. verneigen sich stets tief bei dem Glückwunsch, der ihrem Stande gilt, und wenn dann der Diakon, sein Buch schließend, ausruft: „Und euch allen, dem rechtgläubigen russischen Volke, viele Jahre!" — da verneigt sich alles Volk freudestrahlend vor seinen, den Glückwunsch wiederholenden Bischöfen und dankt ihnen für denselben.

Solche Feste gewähren einen Tiefblick in den Charakter des russischen Volkes, wie er sonst nicht leicht bei einer andern Gelegenheit möglich wird. Durch sie finden auch der beispiellose Patriotismus, die Opferwilligkeit ohne gleichen ihre Erklärung, welche den Russen vor allen anderen Nationen auszeichnen. Was sind noch so große Resultate bei uns eingeleiteter Sammlungen gegenüber der Opferwilligkeit in Rußland,

wo der schlichte, ungebildete Kaufmann in edler Begeisterung hunderttausende von Rubeln auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt hat! Aber andererseits muß man auch fragen: Wie ehren wir unsere großen Männer und wie ehrt sie der Russe? Können sich alle unsere Denkmäler von Stein und Erz, die wir unseren großen Männern errichten, mit jener Verehrung vergleichen, welche in Rußland an geheiligter Stätte noch nach Jahrhunderten vor dem versammelten Volke die Thaten seiner Lieblinge preist? Das ist in des Wortes vollster Bedeutung ein „ewiges Angedenken", das ist, sagt Havlíček, „eine beseligende Unsterblichkeit unter den eigenen Angehörigen! Und wo fände man nur einen einzigen Jüngling, der nicht bereit wäre, alles zu wagen und alles zu leiden für eine solche Erwähnung seines Namens — der sich bedenken würde, sein Leben und all sein Gut, sein Teuerstes für die Gewißheit hinzugeben, daß einst über seinen Staub gewordenen Gebeinen Greise im Silberhaar vor dem ganzen Volke seinem Namen und seinen Werken „ewiges Angedenken" wünschen werden!"

In Deutschland hat man solchen Erscheinungen bisher viel zu wenig Beachtung geschenkt und ist durch vornehmes Ignorieren der slavischen Welt glücklich dahin gelangt, daß die gebildeten Kreise Englands und Frankreichs heute über vieles in Rußland besser unterrichtet sind als man es in dessen nächstem Nachbarreiche ist. In jenen Ländern haben Anatole Leroy-Beaulieu, Louis Leger, Murchinson, W. R. S. Ralston und in jüngster Zeit D. Mackenzie-Wallace u. a. wertvolles Material zur Kenntnis Rußlands geliefert. Vergebens suchen wir aber ähnliche objektive, wissenschaftliche Arbeiten in Deutschland, wo man sich in die Geringschätzung des Slaventums so verrannt hat, daß man eines Tages höchst unangenehm durch die Wahrnehmung überrascht werden könnte, daß unsere östlichen Nachbaren doch ein Faktor sind, mit dem man in anderer Weise rechnen muß, als man es bisher gewöhnt war. Weil man in Deutschland die Leistungen Rußlands auf wissenschaftlichem Gebiete nicht kennt, würdigt man sie nicht. Die für den Deutschen schwer zu erlernende Sprache und die fremdartige Schrift sollten aber kein Hindernis sein, die geistigen Errungenschaften Rußlands uns zugänglich zu machen. Die Zeiten sind vorbei, in denen Ausländer allein in Rußland die Wissenschaft repräsentierten, und unter den Männern, die heute dort Bedeutendes leisten, findet man gar viele gutrussische Namen. Dem gegenüber klingt es geradezu komisch, wenn man, wie es so häufig geschieht, die Bemerkung hört, Rußland sollte im eigenen Interesse, um den geistigen Verkehr mit anderen Völkern zu erleichtern, seine eigenartige Schrift aufgeben und die lateinische an deren Stelle einführen. Ein Volk von 70 Millionen kann sich wohl den Luxus eigener Schriftzeichen erlauben und es ruhig abwarten, ob gewisse Umstände sich nicht mächtiger erweisen als die bei irgend einem andern Volk herrschende Abneigung gegen die Erlernung dieser Schrift.

Eigenartig wie die russische Schrift ist ja auch die russische Kultur, deren Existenz alle vornehme Geringschätzung auch nicht aus der Welt zu schaffen vermag. Die traurigen Verhältnisse, unter denen das russische Volk Jahrhunderte lang gelebt, haben demselben eben einen andern geistigen Entwicklungsgang vorgezeichnet als er den durch keine Barbarenherrschaft niedergehaltenen Völkern des Westens möglich wurde. Die Religion hat bei diesem Entwicklungsgang, worauf schon wiederholt hingewiesen worden, eine hochwichtige Rolle gespielt und spielt sie auch heute noch. Mit ihr hat auch Peter der Große, trotzdem er aus dem Kampfe mit der Hierarchie als Sieger hervorging, rechnen müssen, und seine Lieblingsschöpfung ist schon in den ersten Jahren unter den Schutz eines der Nationalheiligen gestellt worden, jenes Alexander Newsky, der siegreich gegen Schweden und Littauer gefochten und durch sein politisches Auftreten gegenüber den Mongolen sein Volk vor der Sklaverei bewahrt, welche die unausbleibliche Folge des Sturzes des alten Herrscherhauses gewesen wäre.

Unter allen kirchlichen Gebäuden Petersburgs bringt keines einen so imponierenden Eindruck hervor wie das Alexander Newsky-Kloster. Mit allen seinen Kapellen und Nebengebäuden von einer starken Mauer umschlossen, sieht es wie eine Festung aus, und in der That war es früher eine, denn in der Zeit, in welche die Gründung des Klosters fällt, mußte man täglich feindliche Überfälle von schwedischem Gebiet her befürchten, und es war daher ein Gebot der Notwendigkeit, die Kirche durch Mauer und Graben gegen Plünderung zu schützen. Der eigentliche Gründer des Klosters war Feodosius (Janowsky), Archimandrit von Chutyn, der während der Kriege Peters mit Karl XII. nach der Newastadt kam. Er machte den Gouverneur der neuen Stadt, den Fürsten Mentschikoff, darauf aufmerksam, wie große Fortschritte die katholische und lutherische Propaganda unter dem gemeinen Volke mache und welch bedeutender Teil der Bewohner Petersburgs einer andern Kirche angehöre als der rechtgläubigen. Diesem Übelstande, meinte er, könne man am besten dadurch

Sturm auf dem Ladoga-See.

Ufer des Onega-Sees.

begegnen, daß Petersburg unter den besondern Schutz jenes Heiligen gestellt werde, dessen Name mit der Newagegend eng verknüpft war: des hl. Alexander Newsky. Mentschikoff, für den Plan gewonnen, teilte ihn Peter mit, der seine Zustimmung gab, als Feodosius auseinandersetzte, wie das Kloster, welches er gründen wolle, eine Pflanzstätte der Wissenschaft werden und so des Zaren Bestrebungen unterstützen solle. Feodosius erhielt für sein Kloster am sogenannten Schwarzen Flüßchen einen Landstrich angewiesen, der den finnischen Namen Wichtula führte. Von den Deutschen wurde dieser Name in Viktory korrumpiert und aus dem letztern später gefolgert, daß das Alexander Newsky-Kloster an derselben Stelle erbaut worden, an welcher Alexander Newsky am 18. Juli 1241 den großen Sieg über die verbündeten Schweden und Ordensritter errungen, doch entbehrt diese Annahme jeder Begründung. Im Jahre 1713 wurde bei dem Kloster nur eine kleine hölzerne Kirche erbaut, aber schon zwei Jahre später begann Peter den Bau der großen Kathedrale, welcher erst 1790 unter Katarina II. vollendet wurde. Die Gebeine des hl. Alexander Newsky wurden 1724 aus Wladjimir, wo sie bisher geruht, in das neue Kloster gebracht, und ruhen nun in einem kostbaren Reliquienschrein der Kathedrale, zu dessen Aufnahme ein 5 Meter hoher pyramidenförmiger Unterbau von massivem Silber errichtet wurde. Die Kaiserin Elisabet hatte dazu 90 Pud (1800 Kilogramm) Silber, das erste Erträgnis des Koliwanschen Bergwerkes angewiesen. Neben dem Katafalk halten zwei Engel Tafeln mit Inschriften, und die Wände des Denkmals sind mit Darstellungen aus dem Leben des Heiligen geschmückt. Vor dem Denkmal steht ein silbernes Pult, in dem sich ein Reliquienschrein befindet, und ein silberner Kandelaber, welche 1806 Alexander I. dem Kloster schenkte. Daß die Schatzkammer große Reichtümer an mit Perlen und Edelsteinen besetzten Gewändern, Mitren, Heiligenbildern, Kelchen u. s. w. birgt, ist bei der großen Verehrung, deren sich das Kloster und sein Heiliger erfreuen, selbstverständlich.

Wie in Moskau das Troitzky-Kloster, so wurde schon frühzeitig in Petersburg das Alexander Newsky-Kloster die Begräbnisstätte des hohen Adels. Neben einigen Mitgliedern des Kaiserhauses — Peter des Großen Schwester Natalie und die Gemahlin Pauls I. — ruhen in der Kirche der Verkündigung Mariä der gewandte Minister Katarinas II. Fürst Besborodko, Pauls I. Erzieher Fürst Panjin und der berühmte Suwaroff, dessen Grabinschrift seinem Wunsche gemäß kurz lautet: „Hier ruht Suwaroff." In der Kirche der Auferstehung des hl. Lazarus ruhen viele Angehörige der Chitroff, Scheremetjew, Schuwaloff, Trubetzkoi und anderer russischen Adelsfamilien.

Das Alexander Newsky-Kloster ist eine sogenannte Lawra, das ist ein Kloster, welches Sitz eines Metropoliten ist und ein geistliches Seminar enthält. Derartige Klöster giebt es in Rußland nur drei: die Troitzko-Sergiewskaja Lawra bei Moskau, das Höhlenkloster bei Kiew und das Alexander Newsky-Kloster.

In Petersburg befindet sich außerdem noch ein Kloster, das sich großer Verehrung erfreut, der Smolny monastýr, am äußersten Nordostende der Stadt gelegen, dort wo die Newa sich in großem Bogen nach Westen wendet. Kaiserin Elisabet erbaute das Kloster an Stelle eines kaiserlichen Palastes und bestimmte es zum Asyl für Waisenmädchen. Unter Katarina II. wurde mit dem Kloster eine Mädchenerziehungsanstalt und später eine Versorgungsanstalt für adelige Witwen verbunden.

Die auf einem Hügel sich erhebenden Klostergebäude sind weithin sichtbar, und die Türme der Kathedrale bemerkt man von den verschiedensten Punkten der Stadt. In der Hauptkuppel derselben hängen 20 Glocken, darunter eine 12000 Kilogramm schwere.

Der Raum jenseits des letzten großen Wasserringes, in dem wir uns nun befinden (im Süden begrenzt vom Nowoobwódny kanál, im Norden und Osten von der Newa, im Westen von der Fontanka), ist an Sehenswürdigkeiten nicht so reich wie die innere Stadt, die Admiralitätskaja, Kasanskaja und Spaßkaja Tschást, aber die Straßenanlagen können an Regelmäßigkeit mit jenen auf dem Wassíly-Ostrow wetteifern, und hier in den weniger vornehmen Quartieren liegen auch die größten Plätze der Stadt: am Wedensky-Kanal der riesige Semenowsky-Platz, der Exerzierplatz des Semenowskyschen Regimentes; der noch seiner Bebauung entgegensehende Alexanderplatz in der Nähe des Alexander Newsky-Klosters; der Preobrashensky-Platz und viele andere. Und auch eine Menge Wohlthätigkeitsanstalten, Schulen und Sammlungen befinden sich in diesen äußersten Stadtteilen: das imposante, 1803 von der Kaiser Marie gegründete Marien-Krankenhaus, für einheimische und Fremde bestimmt, das Katarineninstitut, die Augenklinik der Universität, das Haus der Menschenfreundlichen

Gesellschaft, das von Katarina II. gegründete Stadt-Hospital, das Alexander-Hospital, das Marine-Hospital an der Kalinkin-Brücke — die Rechtsschule, eine Stiftung des Prinzen Peter von Oldenburg, die artilleristisch-technische Schule, die Konstantin-Militärschule, das technologische Institut — das pädagogische und das landwirtschaftliche Museum und das Museum der kaiserlichen technischen Gesellschaft und jenes des technologischen Instituts, die Gemäldegalerie des Grafen Stroganoff mit vielen Bildern bedeutender Meister (Rubens, van Dyck, Rembrandt, D. Teniers, Claude Lorrain, Poussin, Tintoretto), das Museum nebst Bibliothek der freiökonomischen Gesellschaft u. s. w. Auch an Palästen und Denkmälern sind diese Stadtteile trotz ihrer weiten Entfernung vom Stadtcentrum nicht arm. Im äußersten Süden der Stadt, am Ende des an Länge dem Newsky gleichen Sabalkansky-Prospekt erhebt sich die sogenannte Moskauer Triumphpforte, 1833 bis 1839 zur Erinnerung an die Kriege der Jahre 1826 bis 1831 errichtet, und nordwestlich von ihr an der Tarakanowka der Narwa-Triumphbogen, zur Erinnerung an die Kriegsthaten der kaiserlichen Garde in den napoleonischen Kriegen, dessen Kosten in den dreißiger Jahren durch freiwillige Beiträge gedeckt wurden (siehe Seite 68). Von Palästen ist der bemerkenswerteste der Taurische Palast im Roshdestwensky-Stadtteil, nahe dem Preobrashensky-Platz. Nach der Eroberung der Krym schenkte ihn Katarina II. dem Fürsten Patjomkin, dem „Besieger Tauriens", nach dessen Tode er wieder in Kronsbesitz kam.

Zu den großartigen öffentlichen Gebäuden passen die imposanten Privathäuser, unter denen sich manche Riesengebäude befinden. Trotzdem die meisten Häuser wegen des sumpfigen Bodens auf eingerammten Pfählen erbaut und die Baukosten sehr bedeutende sind, trifft man die Raumverschwendung, die man auf den zahlreichen Plätzen anstaunt, welche für 60 000 bis 100 000 Mann Raum zu militärischen Übungen bieten, auch in den großen Mietskasernen Petersburgs. Holzhäuser waren vor wenigen Jahrzehnten noch in den elegantesten Stadtteilen zu finden; jetzt ist die Errichtung neuer untersagt, und man muß schon ziemlich weit an die Grenzen der Stadt und auf die Inseln hinauswandern, wenn man noch Holzhäuser sehen will.

Diesen vielen Holzbauten verdankte Petersburg die große Zahl Brände, von denen es in jedem Jahre heimgesucht wurde; daß aber diese Brände vor 25 bis 30 Jahren oft riesige Dimensionen annahmen, verdankte man der höchst mangelhaften Einrichtung der Feuerwehr. Erst nachdem Trepoff Oberpolizeimeister geworden, begannen sich die Feuerwehrverhältnisse Petersburgs rasch zu bessern, und das Jahr 1866, in welchem das ganze Polizeiwesen neu organisiert wurde, blieb auch nicht ohne Einfluß auf die Organisation der Feuerwehr. Trepoff sah ein, daß das vorhandene Material nicht nur an Qualität, sondern auch an Quantität den Bedürfnissen einer Großstadt nicht genügte, und er drang alsbald nach seinem Amtsantritt darauf, daß größere Summen als bisher für die Petersburger Feuerwehr angewiesen wurden. Für Pferdeankauf waren anfangs 3007 Rubel jährlich angewiesen gewesen, doch schon im Jahre 1862 hatte der damalige Oberpolizeimeister Anenkoff eine Erhöhung auf 8500 Rubel erlangt. Jetzt wurde dieser Jahresbeitrag abermals erhöht und außerdem durch den Minister Walujew 50 000 Rubel zur Anschaffung besserer Maschinen und Gerätschaften bewilligt. Jede Neuerung im Löschwesen, die sich im Auslande bewährt hatte, wurde von jetzt ab auch in Petersburg eingeführt, und die Petersburger Feuerwehr erreichte unter Trepoffs Leitung eine solche Vervollkommnung, daß sie denen anderer Großstädte ebenbürtig ist. Allerdings wurden manche Verbesserungen, die im Auslande eingeführt waren, in Petersburg erst viel später angenommen; so wurde dort z. B. Gallifets Apparat, der das Atmen im dichtesten Rauch ermöglicht, erst im Jahre 1867 eingeführt. Doch dabei blieb Trepoff nicht stehen; das Löschcorps selbst sollte völlig umgestaltet werden. Er lud alle Feuerversicherungsgesellschaften ein, Delegierte zu einer Beratung über die Neugestaltung der Petersburger Feuerwehr zu senden, und auf Grund der von diesen vorgebrachten Wünsche unternahm er die Reform.

Die Petersburger Feuerwehr besteht nicht wie in anderen Städten aus Freiwilligen, die sich zu diesem Dienste anwerben lassen, sondern sie rekrutiert sich aus dem stehenden Heere. Das war auch schon vor Trepoff der Fall, aber man nahm früher auch alte Leute, die zu solchem Dienst nicht mehr taugten, wogegen fortan eine strenge Auswahl getroffen wurde. Durch eine derartige Zusammenstellung ist innerhalb des Corps eine strengere Disziplin ermöglicht, als wenn dasselbe aus Freiwilligen bestehen würde, und die Unterhaltungskosten sind auch bedeutend geringer. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht dürfte jedoch auch eine Änderung der Organisation der Petersburger Feuerwehr nötig machen.

Die Vertreter der Versicherungsgesellschaften hatten auch gewünscht, daß Löschmannschaft zu Fuße, mit den notwendigsten Apparaten versehen, gleich den Schutzleuten in verschiedenen Straßen postiert werde, doch dies glaubte Trepoff ablehnen zu müssen, da dadurch eine Mehrauslage von 14 000 Rubel jährlich, die Miete für die nötigen Wachlokale gar nicht eingerechnet, entstanden wäre, und die zu Fuße nach der Brandstätte eilenden Feuerwehrleute doch nur in sehr seltenen Fällen diese früher erreichen würden als die schnell fahrenden Spritzen, so daß der Vorteil dieser Einrichtung in keinem Verhältnis zu den durch sie veranlaßten Kosten stünde. Dagegen werden im Sommer, wenn während der großen Hitze die Gefahr eines Brandes drohender ist, nach den am meisten derselben ausgesetzten und bevölkertsten Punkten, z. B. Tschernaja Rjetschka, Jemeljanowka u. s. w. Abteilungen der städtischen Feuerwehr gesandt, die dort bis zum Herbste bleiben. Solche Riesenbrände, wie noch vor zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren stattfanden, z. B. jene der Ismailoffschen Kaserne und des Apraxin dwor, sind heute in Petersburg nicht mehr möglich. Die Feuerwehr ist mit Blitzesschnelle am Brandorte, und vorzügliche Maschinen, tüchtige Leitung und eine kühne, vor keiner Gefahr zurückschreckende Mannschaft sichern den Erfolg der Löschungsarbeiten.

Einer der verheerendsten Brände, die Petersburg je erlebt, war jener, der in einer Winternacht des Jahres 1837 den kaiserlichen Palast mit unschätzbaren Kunstschätzen in Asche legte. Ein schöner Charakterzug des Kaisers Nikolaus wird aus jener Schreckensnacht berichtet. Der Kaiser hatte den brennenden Palast nicht eher verlassen, als bis er die Überzeugung erlangt hatte, daß all die tausende seiner Bewohner, unter denen sich auch eine schwer kranke Hofdame befand, gerettet seien. Während die Feuerwehr riesige Anstrengungen machte, den Palast zu retten, kam die Nachricht, auch auf Wassily-Ostrow sei ein Feuer ausgebrochen. Nikolaus, der bei jedem Brand gegenwärtig zu sein und die Löscharbeiten zu beaufsichtigen pflegte, wollte sich sofort nach der andern Brandstätte begeben, und befahl der beim Palast arbeitenden Mannschaft, ihm zu folgen und seinen Palast brennen zu lassen. Der Großfürst Thronfolger suchte ihn zurückzuhalten und erbot sich, selbst nach Wassily-Ostrow zu fahren. „Nein," sagte der Kaiser. „Wenn unser Haus niederbrennt, können wir uns ein neues bauen, ich weiß aber nicht, ob dies auch die Eigentümer des andern Hauses können." Er fuhr nach Wassily-Ostrow, wo das Feuer gelöscht wurde, während sein Palast völlig ausbrannte.

Jetzt bilden eine ernstliche Feuersgefahr nur noch die sogenannten Datschen, kleine hölzerne Landhäuser, in denen die Petersburger die Sommermonate zuzubringen pflegen. Die ersten derartigen Häuser, die eine Eigentümlichkeit Petersburgs sind, wurden bereits in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts erbaut. Den Namen Datsche (Gabe, Geschenk) erhielten sie, weil Katarina II. eine Menge solcher Villen nebst Grundstücken an verdienstvolle Männer verschenkte. Ein großer Teil der Newa-Inseln ist mit Datschen bedeckt, die nebst dem bei ihnen befindlichen Garten im Sommer vermietet werden. Der Petrowsky-, Krestowsky-, Kamenny- und Jelagin-Ostrow, die im Volksmunde speziell „die Inseln" heißen, und die jenseits der Großen Newka gelegene Nowaja und Staraja Derewnja (neues und altes Dorf) besitzen die hübschesten Garten- und Parkanlagen, trotzdem sie in jedem Frühjahr überschwemmt werden. Im Sommer herrscht zwischen ihnen und der Stadt ein reger Verkehr; Droschken, Omnibusse, Pferdebahnen, Barken und Dampfschiffe bringen die Villenbewohner nach der Stadt oder ihren Sommersitzen. Der Landungsplatz der für solchen Lokalverkehr bestimmten Dampfer ist am Sommergarten; jene Dampfer, welche weitere Touren befahren, z. B. nach Kronstadt, haben ihre Landungsplätze am Wassili-Ostrow in der Nähe der imposanten Nikolaus-Brücke, welche 1851 aus Granit und Eisen erbaut wurde und, auf 7 Pfeilern ruhend, die Stadt mit dem Wassili-Ostrow verbindet.

Eine Fahrt nach Kronstadt wird gewiß niemand unterlassen, der Petersburg besucht. Das bunte Treiben im Hafen der 48 000 Einwohner zählenden Stadt, wo die baltische Flotte und die großen Kauffahrer liegen, welche ihres Tiefganges wegen nicht in die Newamündung einfahren können, erlangt durch die echt russischen Volkstypen, denen man da begegnet, auch für jenen großen Reiz, der schon größere Häfen gesehen hat. Wie man sich aber der Stadt zuwendet, wird man sofort daran gemahnt, daß man sich in einem der ersten Waffenplätze Rußlands befindet. Da liegt das große Admiralitätsgebäude, und daran reihen sich Arsenale, Schiffswerften, Kasernen, Vorratshäuser aller Art, Hospitäler, Laboratorien und Schulen, dicht zusammengedrängt in dem sogenannten Admiralitätsteil der Stadt. Die andere Hälfte Kronstadts, der Gouverneursteil, bietet dagegen wenig Bemerkenswertes.

Die Festungswerke auf der Insel Kotlin (der alte finnische Name ist Retusari), auf welcher Kronstadt liegt, haben Millionen und aber Millionen Rubel verschlungen. Seit Peter dem Großen hat kaum einer der russischen Monarchen es unterlassen, Kronstadts Befestigungen zu verstärken, besonders viel hat aber in dieser Beziehung Nikolaus I. gethan, so daß die Kosten der Werke beim Regierungsantritt Alexander II. wohl nicht zu hoch mit 200 Millionen Rubel angegeben wurden. Kronstadt war aber auch bereits eine so starke Feste geworden, daß während des Krymkrieges die Flotte der Alliierten unter Napier, der sich gerühmt hatte, Kronstadt zum Frühstück zu verspeisen und in Petersburg zu Mittag zu essen, nach einer flüchtigen Rekognoszierung sich zurückzog und keinen Angriff wagte. Seitdem sind die Festungswerke durch den bekannten Ingenieur-General Totleben noch bedeutend verstärkt worden. Mitten im finnischen Meerbusen gelegen, sperrt Kronstadt die Einfahrt in die Newamündung vollständig; das nördliche Fahrwasser, ohnehin nicht tief, ist durch Sprengungen völlig unpassierbar gemacht, und die schmale Fahrstraße im Süden beherrschen von der einen Seite die Kanonen des nordischen Gibraltar, von der andern die Forts Risbank oder Fort Paul und Kronslott. Ein Feind, der hier die Durchfahrt erzwingen wollte, müßte über unzerstörbare Schiffe verfügen, denn die Batterieen der Festung sind so angelegt, daß jede Stelle des südlichen Fahrwassers von 20 bis 30 schweren Geschützen ins Kreuzfeuer genommen werden kann.

Kronstadt besitzt 3 Häfen, der mittelste enthält die Schiffswerften und dazu gehörigen Werkstätten, am Südwestende der Insel liegt der Kriegshafen, und am Westende der Kaufmannshafen, groß genug, um 1000 Schiffe aufnehmen zu können. Die schmale Fahrstraße für die Lichterschiffe, welche von dort durch das seichte Wasser zur Newa führt, ist durch Stangen, Flaggen und Tonnen, bei Nacht durch Leuchtschiffe markiert.

Auf dem Kronstadt im Süden gegenüberliegenden Ufer ziehen sich in weitem Halbkreis die Lustschlösser des Kaisers und der kaiserlichen Familie hin: Strjelna, Peterhof, Oranienbaum, Krasnoje Selo, Gatschina, Pawlowsk u. s. w. Hoch über der Meeresküste bei dem Dörfchen gleichen Namens liegt 18 Werst von Petersburg entfernt Strjelna, das Lustschloß des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch. Peter der Große hatte hier durch Leblond 1711 ein Schloß erbauen lassen, das aber zweimal von verheerenden Bränden heimgesucht wurde; das jetzige gotische Gebäude wurde 1804 erbaut. Des Kaisers Nikolaus Bruder, Großfürst Konstantin, weilte gern in Strjelna, das durch ihn sehr verschönert wurde. Es besitzt herrliche Parkanlagen, die von Kanälen durchschnitten werden. Einige Stationen weiter liegt an derselben Eisenbahn Peterhof. Auch dieses Schloß wurde von Peter dem Großen gegründet (1720). Es liegt bei einer kleinen deutschen Kolonie gleichen Namens. Von Katarina II. wurden sowohl das Gebäude als die Parkanlagen vergrößert, und auch Kaiser Nikolaus hat noch viel zur Verschönerung von Peterhof beigetragen. Peterhof ist das russische Versailles; das französische hat wenigstens bei seiner Anlage als Vorbild gedient, und was sich im Norden erreichen ließ, das ist gethan worden, um einen großartigen Park zu schaffen. In dem am Meere gelegenen untern Teil des Schlosses befinden sich eine Orangerie, ein Badehaus und mehrere Lusthäuser. In einem derselben, Monplaisir, welches Peter der Große ganz in holländischem Geschmack erbauen ließ, hat Elisabet Petrowna häufig in der ebenfalls nach holländischem Muster eingerichteten Küche des Amtes der Hausfrau gewaltet und eigenhändig das Mahl für ihre Gäste zubereitet. Eine Menge Fontainen und Kaskaden schmückt diesen Teil des Parkes. Im obern Teil sind künstliche Seeen mit Inseln angelegt worden, auf denen sich reizende kleine Lustschlösser erheben, der Kaiserin- und der Olga-Pavillon genannt. Im Park zerstreut liegen außerdem viele Landhäuser, meist Holzbauten, Oserky, Selsky, das von Guarenghi erbaute Palais Anglais. Auf einem Hügel, von dem aus sich eine weite Fernsicht bietet, ließ Kaiser Nikolaus von Stakenschneider für seine Gemahlin das Schloß Babygon erbauen (auch Belvedère genannt), neben dessen mit Marmorstatuen geschmückter imposanten Freitreppe die bekannten Pferdebändigergruppen des Barons Klodt stehen. In der Mitte der Treppe steht die von Kiß gegossene Gruppe: „Skythe, von einem Panther überfallen", welche König Friedrich Wilhelm IV. dem Kaiser Nikolaus schenkte. Das Schloß Peterhof ist ein dreistöckiges Gebäude mit einem mit Eisenblech gedeckten Dach und vergoldeten Kuppeln, von welchem eine etwa 12 Meter hohe Terrasse sich sanft zum Meer hinabsenkt. Einen herrlichen Anblick gewährt diese Terrasse, wenn die großen Wasserbehälter geöffnet werden und das Wasser sich in schäumenden Kaskaden über die vergoldeten Stufen in ein Bassin herabstürzt, in dessen Mitte eine gleichfalls vergoldete Erzgruppe steht: Simson, der den Rachen des Löwen aufreißt, aus welchem

ein starker Wasserstrahl etwa 25 Meter hoch emporschießt. Die innere Einrichtung des Schlosses entspricht der prachtvollen Umgebung. Die interessantesten Räumlichkeiten sind das Porträtzimmer, in welchem 368 Porträts junger Mädchen aus allen Gegenden des Reiches hängen, welche der Graf Rotari als Begleiter Katarinas II. auf einer ihrer Reisen gemalt; die beiden chinesischen Zimmer; das Toilettenzimmer der Kaiserin Alexandra Feodorowna; der Saal Peter des Großen und der Gardensaal mit Darstellungen der Schlacht bei Tschesme, welche J. Ph. Hackert 1772 in Rom gemalt hat — Graf Orloff ließ bekanntlich, um dem Maler ein in die Luft fliegendes Schiff zu zeigen, in Livorno, wo eine russische Escadre vor Anker lag, eine Fregatte sprengen.

Auf derselben Bahnlinie liegt weiterhin, 39 Werst von Petersburg entfernt, Schloß Oranienbaum, hoch über dem gleichnamigen Städtchen, welches etwa 4000 Einwohner zählt. Im Jahre 1714 erbaut, war das Schloß ein Lieblingsaufenthalt der Kaiserin Elisabet Petrowna und Peters III. In neuerer Zeit weilte dort häufig die Großfürstin Helene, welche das Schloß von ihrem Gemahl, dem Großfürsten Michael, Bruder Nikolaus I., geerbt hatte. Nach ihrem Tode wurde Oranienbaum wieder Eigentum der Krone.

Von der Peterhofer Linie zweigt sich eine Bahn nach Süden ab, die über das weite, wenig Abwechslung bietende Manöverfeld der kaiserlichen Gardetruppen, wo dieselben jährlich im Juli und August ein Lager beziehen, nach Krasnoje Selo führt, einem freundlichen Dorf mit zahlreichen hübschen Villen, einer am Ufer eines Sees gelegenen kaiserlichen Meierei (Farm) und einem Schweizerhäuschen (dworéz, das Schloß, genannt), welche beiden letzteren die Kaiserin Alexandra Feodorowna 1828 erbauen ließ.

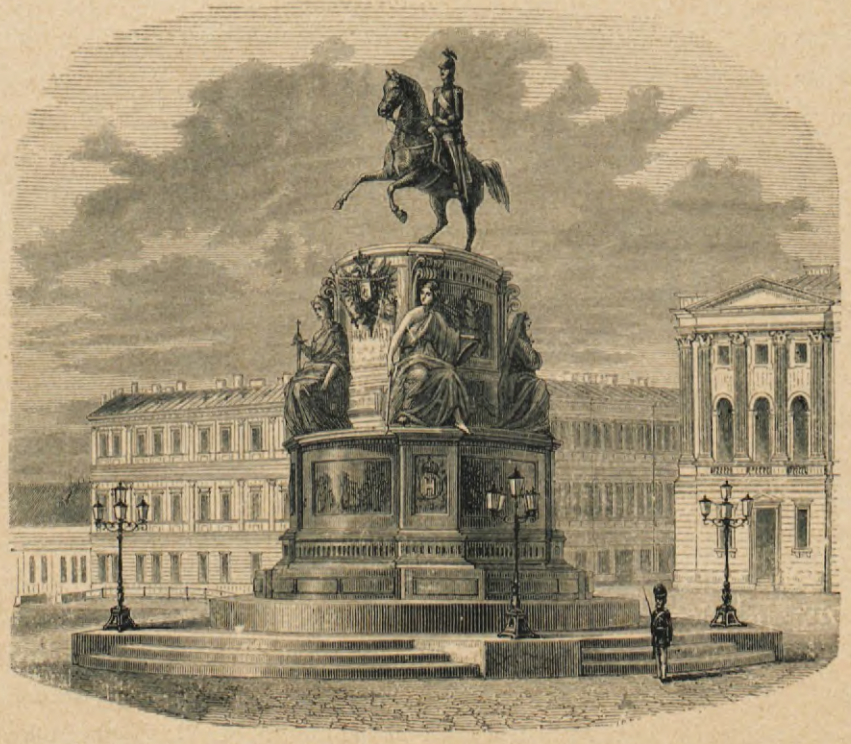
Etwa 44 Werst weiter liegt das Schloß Gatschina, das in jüngster Zeit als zeitweilige Residenz des Kaisers viel genannt worden. Das in edlem Stil erbaute dreistöckige Gebäude, welches durch Kolonnaden mit einstöckigen Seitenflügeln zusammenhängt, wurde auf Befehl Katarinas II. 1770 für den Grafen Orloff erbaut und mit prachtvollen Parkanlagen umgeben, die sich bis zu dem sogenannten Weißen See erstrecken, in welchen die forellenreiche Ishora mündet. Das Schloß enthält nahezu 600 Zimmer und 3 Thronsäle, auch ein Theater und eine Reitbahn. Die Stadt Gatschina zählt 9000 Einwohner und hat ein sehr freundliches Aussehen; die Straßen sind mit Bäumen bepflanzt, die Häuser meist villenartig gebaut. Hier befindet sich auch ein Findelhaus nebst Erziehungsanstalt, in welchem 600 Waisen Aufnahme finden können.

Nordöstlich von Gatschina liegt das 15000 Einwohner zählende Zarskoje Selo, die Lieblingsresidenz Nikolaus I. und Alexanders II. Schon unter Peter dem Großen stand hier ein Haus inmitten eines Tiergartens, die großartigen Anlagen jedoch, die man heute in Zarskoje Selo bewundert, sind Schöpfungen der drei Kaiserinnen, welche im vorigen Jahrhundert auf dem Zarenthron saßen. Für die Pracht, die hier herrscht, ist eine Anekdote bezeichnend, die von Katarina II. erzählt wird. Die Kaiserin hatte den französischen Gesandten eingeladen, das eben vollendete große kaiserliche Schloß zu besichtigen. Nachdem derselbe alle Gemächer durchwandert und dann auf den Schloßplatz hinaustrat, sah er sich nach allen Seiten um, als ob er etwas suchte, und als die Kaiserin ihn deshalb befragte, erwiderte er: „Majestät, ich suche nur die Glasglocke, mit welcher dieses Kleinod bedeckt werden muß." Der Gesandte hatte damit keine leere Schmeichelei gesagt, denn die Ausstattung des Schlosses blendet nicht nur durch die entfaltete Pracht, sondern entzückt auch durch das geschmackvolle Arrangement. Da trifft man ein Zimmer, dessen Wände ganz mit Bernstein bedeckt sind; in einem Saal sind die Wände von Lasurstein, der Fußboden aus Ebenholz. Das Schlafzimmer der Kaiserin hat Wände von feinem weißen Porzellan, welcher durch Säulen von dunkelblauem Glas in Felder geteilt wird, und der Fußboden ist mit Perlmutter ausgelegt. Unter den Gemälden sind viele Bilder niederländischer Meister, herrliche Seestücke von Aiwasowsky, eine Kopie des Brülloffschen Kuppelgemäldes in der Isaakskirche u. s. w. In der zierlichen, 82 Meter langen „Marmorgalerie", einer der ersten Sehenswürdigkeiten des Schlosses, von Cameron erbaut, stehen Bronzebüsten berühmter Männer Griechenlands und Roms. Über eine, von zwei großen Bronzefiguren bewachte breite Treppe steigt man von der Galerie in den Park hinab, der trotz seiner gewaltigen Ausdehnung so mit Sehenswürdigkeiten überfüllt ist, daß man mehrere Tage mit seiner genauen Besichtigung zubringen könnte. Wir können nur im Fluge hindurcheilen, und steigen in eine Droschke, die uns durch den schönsten Teil der Anlagen hindurchführt. Wir sehen die chinesische Brücke, auf deren Geländer, einer täuschenden Korallenimitation, vier Steinfiguren sitzen, Chinesen mit Sonnenschirmen, von denen die Brücke den Namen erhalten hat. Weiterhin finden wir sogar ein ganzes chinesisches Dorf, dessen zierliche Häuschen für

das kaiserliche Gefolge bestimmt sind. An den Ufern des Sees, die an landschaftlichen Reizen überaus reich sind, steht eine 33 Meter hohe Marmorsäule, mit vergoldeten Schiffsschnäbeln geschmückt, ein Seitenstück der columna rostrata vor der Börse in Petersburg, zur Erinnerung an den Seesieg bei Tschesme und zu Ehren des Siegers und kaiserlichen Günstlings, Fürsten Orloff errichtet. Auf den klaren Wellen des Sees schaukelt sich eine kleine Miniaturflotille, für die kaiserlichen Kinder bestimmt, und nahe dem Ufer erhebt sich das Gebäude der Admiralität dieser Flotille, wo eine Menge Schiffsmodelle von der malayischen Piroge und der Gondel Venedigs bis zu den runden Panzerschiffen des Admirals Popoff aufgestellt sind. Halb im Gebüsch versteckt, gewahrt man das türkische Bad Katarinas II., mit vergoldeter Kuppel und schlankem Minaret (siehe Seite 81), dessen innere, streng orientalische Einrichtung aus Adrianopel zur Zeit des dort geschlossenen Friedens nach Rußland gebracht wurde. Auf der gegenüberliegenden Seite des Sees schimmern zwischen dem dunkeln Grün der Tannen und den Ahornbäumen die weißen Mauern eines Kiosk hervor, eines trotz seiner Dimensionen zierlich und kokett aussehenden Gebäudes, das gleichfalls Katarina II. errichten ließ. Kurz, auf Schritt und Tritt erblickt man in dem weiten Park etwas Fesselndes, bald einen Obelisken, bald die Ruinen einer gotischen Kirche, dann wieder Riesenvasen und reizende Bronzefiguren, große marmorne Triumphbögen, eine Granitpyramide, und Pavillons in allen Größen und Baustilen.

So großartig dieser Park ist, so wird er doch von jenem des etwas südlicher gelegenen Pawlowsk noch übertroffen, in dem Natur und Kunst im hohen Norden ein herrliches Stück Erde geschaffen haben (siehe Seite 85). Griechische Tempel — darunter besonders sehenswert der Tempel der drei Grazien — wechseln ab mit zierlichen Schweizerhäuschen, mit lauschigen Grotten und Eremitagen, Wasserfälle stürzen von den Felsen herab und das Klappern von Mühlrädern läßt sich im stillen Waldesgrund vernehmen. Wenige Parks sind so reich an landschaftlichen Schönheiten, an Fernsichten und lieblichen Thälern wie der Pawlowsky-Park, aber auch die Kunstgärtnerei hat hier Herrliches geschaffen; so z. B. die Rosengärten, welche den Pavillon des roses umgeben, die mit Bronzefiguren geschmückten Labyrinthe, die großartigen Treibhäuser und Orangerieen.

Sowohl bei Pawlowsk als bei Zarskoje Selo liegen viele deutsche Kolonieen, von denen die meist aus Badensern und Rheinländern bestehende Kolonie Friedenthal (1820 gegründet) die bedeutendste und durch die hier lebhaft betriebene Fabrikation von Bändern und Baumwollzeugen zu großer Wohlhabenheit gelangt ist.



Rußlands Norden.

Bis zum Ende des elften Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung fließen die Nachrichten über den Norden Rußlands noch sehr spärlich. Es weiß zwar schon Tacitus von einem Volke jenseits der Wohnsitze der Wenden — wahrscheinlich die Lappen — zu berichten, und er erzählt gar manches von der Wildheit desselben, daß es keine festen Wohnsitze habe, sich in Tierfelle kleide und von Jagd und Fischfang lebe, aber das Dunkel, das über jenen Gegenden liegt, beginnt sich doch erst zu lichten, nachdem von der ältesten Stätte slavischer Kultur, der alten Handelsstadt Nowgorod, Kaufleute über den Ladoga- und Onega-See nach Norden vorgedrungen sind, um Handelsverbindungen mit den dort wohnenden Völkerschaften anzuknüpfen. Was später über jene Volksstämme, die heute im Norden wohnen, namentlich über die Finnen (Tschuden) berichtet wird, klärt uns über das Land im Norden nicht auf, da die Grenzen der finnischen Niederlassungen weit nach Süden reichten, bevor dieses Volk von Slaven und Germanen nordwärts gedrängt wurde. Die byzantinischen Schriftsteller erwähnen Rußland nur bei ihren Berichten über Zusammenstöße mit nach Süden gezogenen russischen Raubscharen, der hohe Norden ist aber auch ihnen unbekannt. Rußlands ältester Annalist Nestor

(seit 1073 Mönch im Höhlenkloster bei Kijew) zählt wenigstens bereits einige Völker auf, die nördliche Nachbaren der Slaven sind, und weiß auch einiges über ihre Lebensweise zu berichten, daß sie Ackerbau und Viehzucht treiben und gleich den Slaven in festen Niederlassungen wohnen. An den Ufern des Ladoga-Sees befanden sich nach seiner Erzählung die Wohnsitze der Karelier; weiterhin wohnten andere finnische Völkerschaften, die Jam oder Jem. Soweit beglaubigte Nachrichten reichen, finden wir die Karelier als Freunde der Russen und als Verbündete Nowgorods erwähnt, unter dessen Fahnen sie an manchem Feldzug gegen die Finnen teilnahmen. Als aber Schweden im Norden die Oberhand gewann, unterwarf es sich alle Stämme finnischer Abkunft, und der schwedische König Erich zwang sie im Jahre 1156 mit Feuer und Schwert zur Annahme des Christentums. Die Russen, bald darauf durch die anstürmenden Mongolen in Anspruch genommen, wurden vom hohen Norden für lange Zeit abgedrängt.

Eine noch heute erkennbare Nachwirkung der gewaltsamen Christianisierung Finnlands, durch welche dasselbe beinahe entvölkert wurde, ist das düstere, schweigsame, mißtrauische Wesen der Finnen. In ihren schwermütigen Volksliedern hat sich die Geschichte ihres Unglücks und ihrer Leiden erhalten. Der Finne liebt sein Vaterland ungemein, und wenn die Not ihn zwingt, südwärts zu ziehen und in Petersburg oder anderen Orten als Eishacker oder Butterverkäufer Arbeit zu suchen, trennt er sich nur sehr schwer von der heimischen Scholle. Der Charakter des Finnen ist ein seltsames Gemisch von Rauheit und Weichherzigkeit. Starrköpfig bis zum Trotz, zäh am Althergebrachten festhaltend, ist er dabei doch der gutmütigste Mensch von der Welt. So wie er nie ein ihm widerfahrenes Unrecht oder eine ihm zugefügte Beleidigung verzeiht und ruhelos auf Rache sinnt, so ist er auch dankbar gegen seine Wohlthäter, und seine Dankbarkeit erlischt erst mit seinem Leben. Dort oben im hohen Norden kennt man auch noch die echte Gastfreundschaft, die in anderen Ländern längst zur Mythe geworden, und ohne Sorgen kann der Fremde in der ärmsten Bauernhütte sein Haupt zur Ruhe legen, denn Diebstahl, Einbruch oder Raub sind in Finnland etwas Unerhörtes; das Haupt des Gastfreundes ist dem Finnen heilig, und wie er ohne Bedenken mit dem hungernden Fremdling den letzten Bissen Brot teilen würde, so gäbe er auch sein Leben hin, um das bedrohte Leben des Gastfreundes zu retten.

Schon in Petersburg trifft man Finnen sehr häufig, zu tausenden in den Wintermonaten, in denen sie das Hauptkontingent zu den Eishackern auf der Newa stellen. Wenn man aber die Newa hinauffährt, zu dem majestätischen Ladoga-See, dessen Abfluß sie bildet, befindet man sich bald inmitten finnischer Bevölkerung. Rings um den See erstrecken sich finnische Niederlassungen, und ziemlich die Hälfte seiner Ufer gehört zum Großfürstentum Finnland, der Schweiz des Nordens, wie man das an herrlichen Gebirgsseeen reiche Land genannt hat. Der Ladoga-See, der großartigste aller Seeen des Nordens, ist, obwohl nach der heutigen Landeinteilung seine Ufer nur zum Teil zu Finnland, zum Teil zu den Gouvernements St. Petersburg und Olonetz gehören, gleichsam der äußerste Vorposten jener Legion von Binnengewässern, welche wie ein Netz über halb Finnland sich ausbreiten und das Festland in eine Unmasse von Inseln und Inselchen aufgelöst haben.

Der Ladoga-See ist so genau durchforscht worden wie kein anderer Rußlands und wie nur wenige Europas. Die Bodenformation seiner Südufer, der mit gewaltigen Blöcken angeschwemmten Gesteins bedeckte Sandboden läßt darauf schließen, daß der See sich in früherer Zeit gegen Süden viel weiter erstreckte als jetzt. An einzelnen Stellen, bei den im See zerstreuten Felseninseln, ist das Wasser 100 bis 150 Meter tief, und westlich von den Walaam-Inseln erreicht es sogar eine Tiefe von 223 Meter. Der See, 329 □Meilen groß, 28 Meilen lang und an manchen Stellen 21 Meilen breit, ist einer der größten Binnenseeen Europas und sein Wassergehalt etwa neunzehnmal so groß als jener des Genfer Sees. Man hat ihn annähernd auf 1 631 000 000 000 Kubikmeter geschätzt. Trotz seiner bedeutenden Tiefe enthält der Ladoga-See viele Klippen und Sandbänke, durch welche die Schiffahrt sehr gefährlich wird, besonders wenn Stürme über den See dahinbrausen. Es wurde daher schon unter Peter dem Großen 1718 der Bau des Ladoga-Kanals begonnen, der Schiffen ermöglicht, ohne in den See einzufahren, am Südrande desselben entlang von der Wolchowmündung bis zum Ausfluß der Newa bei Schlüsselburg zu gelangen. Später wurde dieser Kanal noch weiter längs der Seeufer hingeführt: 1766 bis 1801 wurde der sogenannte Sjäsische Kanal angelegt und 1802 die Fortsetzung desselben, der Swir-Kanal, durch welchen Schiffe aus dem Flusse Swir in die Newa gelangen. Der Ladoga-Kanal, der wichtigste von allen, hat gegenwärtig 32 Schleußen, die erste bei Neu-Ladoga, wo die Schiffe zum

Niveau des Kanals, die letzte bei Schlüsselburg, wo sie zum Niveau der Newa gehoben werden. Der Kanal bleibt auch bei bedeutender Dürre befahrbar, da der Wasserzufluß vom Ladoga-See her durch Dampfmaschinen jederzeit reguliert werden kann.

So gefährlich der See zuweilen durch die auf ihm wütenden Stürme wird, so gewährt er doch bei ruhigem Wetter einen herrlichen Anblick. Obwohl sich manches trübe Bergwasser, wie der Wolchow, in ihn ergießt, ist sein Wasser doch so klar und durchsichtig, daß man bis zu 5 Meter alle Gegenstände auf dem Grunde des Sees deutlich wahrnehmen kann. Seiner etwas südlichen Lage und dem Einfluß des Seeklimas verdankt es der Ladoga, daß er nicht so lange mit Eis bedeckt ist wie der Onega-See und die finnländischen Gewässer. Während der Onega-See jährlich durchschnittlich 156 Tage die Eisdecke trägt, ist der Ladoga nur 120 Tage eisbedeckt, und früher als im Dezember friert er höchst selten zu; in manchen Jahren ist die Mitte des Sees völlig eisfrei. Seltsamerweise erlangt die Eisdecke in einem anhaltend strengen Winter keine solche Dicke wie in einem milden, in welchem Frost und Tauwetter abwechseln. Die Ursache dieser Erscheinung ist darin zu suchen, daß der Sturmwind die dünnen Schollen übereinander wirft und sie besonders in der Nähe der Klippen und felsigen Ufer auftürmt, wo sie dann bei wieder eingetretenem Frost zusammenfrieren und oft Eismassen von über 20 Meter Höhe bilden. Das Wasser ist das ganze Jahr sehr kalt; nur im August erwärmen sich die oberen Schichten ein wenig, doch im Juli ist es noch so eisig kalt, daß alle Anwohner sich scheuen, es zu trinken. Trotzdem birgt der See eine sehr mannigfaltige und zahlreiche Tierwelt. In großen Mengen findet man hier eine Robbenart, die auch im Onega- und Peipus-See lebt. Von den Uferbewohnern wird des Felles und Fettes wegen diesen Tieren eifrig nachgestellt, aber im Winter wagen sich oft auch Wölfe auf das Eis und überfallen die Robben, wenn sie durch einen der Risse im Eise an die Oberfläche kommen.

Von den Flüssen und Flüßchen, die sich in den Ladoga ergießen, sind die bedeutendsten der Wolchow und Swir, in der Sage als zwei Schwestern bezeichnet, der erstere vom Ilmen-, der letztere vom Onega-See kommend, die aus dem Saima-See kommende Wuoxa, die Pasche und der Sjaß. Der Wolchow, der wasserreichste von allen, hieß früher „der Trübe" (mutny), denn noch eine gute Strecke in den See hinein ist bei der Mündung sein unreines Wasser zu erkennen. Da der Wolchow in seinem 2000 Kilometer langen Lauf vom Ilmen- zum Ladoga-See beim Durchbrechen des Gebirges eine Menge kleiner Katarakte bildet, deren erster etwa 9 Meter über dem letzten erhaben ist, können nur speziell für den Fluß gebaute Schiffe und Flöße eigener Form denselben befahren.

Eine Menge großer und kleiner Inseln bedeckt die Oberfläche des Sees, zwischen welchen und dem Festlande der Verkehr durch Dampfer vermittelt wird. Die größten Inseln sind Konewez, Keksholm und Walaam. Auf Konewez und Walaam befinden sich Klöster. Das erstere wurde 1393 von einem Mönch Arsinius gegründet, welcher vor den Tataren in die Wälder geflohene Russen sammelte; als er sein Kloster baute, war die Umgegend noch von heidnischen Stämmen bewohnt, die ihren Göttern Uko und Akko Tiere, meistens Pferde, zum Opfer brachten, wovon das Kloster auch seinen Namen ableitet (koń heißt das Pferd). Eine silberne Statue des als heilig verehrten Arsinius veranlaßt alljährlich zahlreichen Pilgerbesuch. Das Kloster Walaam ist viel bedeutender. Es wurde 992 gegründet, seine jetzigen Gebäude stammen aber aus dem Jahre 1783, da es 1754 völlig niederbrannte. Hier soll der schwedische König Magnus Erichson als Mönch Gregorius gelebt haben und auch im Kloster gestorben sein — wenigstens erzählt man dies im Kloster, denn nach anderen Nachrichten ist der König 1374 in Norwegen ertrunken. Das Kloster ist ungemein reich, aber es hat viele schwere Drangsale erdulden müssen. Die Nähe der schwedischen Feste Keksholm ist ihm mehr als einmal verhängnisvoll geworden, Schweden sind auf der Insel gelandet, haben die Mönche erschlagen, die Gebäude geplündert und niedergebrannt. Die herrliche Lage der Insel und die Erinnerungen an die vielen hier erschlagenen Glaubensmärtyrer zogen jedoch immer wieder neue Mönche herbei und das Kloster erstand stets wieder aus den Ruinen, allerdings bald von Stein, bald von Holz, und wiederholt unter anderem Namen. Im 16. Jahrhundert, als das Kloster schon einen bedeutenden Ruf genoß, überfielen es die Polen, mordeten und brannten, und nachher wütete drei Jahre lang eine Epidemie auf der Insel, der viele Mönche zum Opfer fielen. Die Blüte des Klosters datiert erst seit Peter dem Großen, der die 1611 nochmals von den Schweden zerstörten Gebäude wieder aufbaute. Im achtzehnten Jahrhundert

wurden den Mönchen von frommen Leuten viele reiche Stiftungen zugewendet, auch die Regierung unterstützte sie, und Kaiser Alexander, der 1821 die Insel besuchte, erhob Walaam zu einem Kloster erster Ordnung. In jüngster Zeit haben mehrere von Walaam ausgesandte Missionäre auf den Inseln des Stillen Ozeans den Märtyrertod gefunden und durch denselben nicht wenig zur Vermehrung des Ansehens beigetragen, dessen sich das Kloster jetzt weit und breit erfreut.

Bauer und Bäuerin aus Finnland.

Auf der etwa 100 Werst entfernten Insel Keksholm liegt ein Städtchen gleichen Namens mit etwa 1200 Einwohnern. Schon im Jahre 1293 wurde auf der in der Mündung der Wuoxa gelegenen Insel eine Festung angelegt, die später im Frieden von Stolbowa (1617) an Schweden abgetreten wurde. Im Jahre 1710 wurde Keksholm von den Russen belagert und mußte sich ergeben. Eine Zeit lang hat dann die Festung als Staatsgefängnis gedient, in dem u. a. auch die Töchter des Rebellen Pugatscheff bis zu ihrem

Am Saima-Kanal.

Tode gefangen gehalten wurden. Die Stadt treibt lebhaften Handel mit Petersburg — Butter, Fische, Wildpret, Holz — und besitzt auch Fabriken für Porzellan und Fayencen.

Der Swir führt dem Ladoga die Wasser des Onega-Sees zu, der nach ihm das größte unter den russischen Binnengewässern ist, 70 Meilen lang bei einer Breite von etwa 7 Meilen. Der Onega-See wird nach allen Richtungen von Dampfschiffen befahren, obwohl er nicht minder tückisch ist als der Ladoga und viele Klippen und Untiefen der Schiffahrt Hindernisse bereiten (siehe Seite 101). Die ungeheuren Wassermassen, die sich im Ladoga-Becken aus dem Ilmen- und Onega-See und den finnländischen Seeen ansammeln, wären eine immerwährende Gefahr für Petersburg, das bei plötzlichem Hochwasser in den Wellen seinen Untergang finden müßte, wenn der Abfluß des Ladoga nicht schon von der Natur so reguliert wäre, daß die gewaltigen Wassermassen, die er in jeder Sekunde dem Meere zusendet, sich ohne Schaden anzurichten bei der Stadt vorbeiwälzen. Nur wenn heftiger Sturm vom Meere aus das Wasser in die Newa zurücktreibt, daß es sich innerhalb der Stadt zu stauen beginnt, droht ernstlich Gefahr, und solche Fälle sind allerdings schon eingetreten. Die Wassernot der Jahre 1824 und 1879 ist heute noch in Petersburg nicht vergessen, denn damals war fast die ganze Stadt unter Wasser.

Zur Sicherung der Schiffahrt hatten die Hanseaten des russischen Nordens, die Nowgoroder, schon im Jahre 1323, als sie mit Schweden Krieg führten, an der Mündung der Newa im Ladoga-See eine Festung angelegt, welche sie Orechowetz nannten. Von den Schweden erobert, verloren und wiedergenommen, kam Nöteburg, wie die Schweden den alten Namen in ihre Sprache übersetzt hatten (orech heißt Nuß; Orechowetz Nüssestadt), endlich definitiv unter russische Herrschaft, als Peter der Große es 1702 trotz hartnäckigen Widerstandes der schwedischen Besatzung erstürmte. Peter gab der Festung, deren Werke er bedeutend verstärkte, den Namen Schlüsselburg, weil sie für ihn der Schlüssel zum Newagebiet war, welches durch ihren Fall den Schweden verloren ging. Später diente die Festung wiederholt als Gefängnis für wichtige Gefangene.

Die Stadt Schlüsselburg, Hauptort des gleichnamigen Kreises, zählt etwa 8000 Einwohner und ist jetzt ein nicht unbedeutender Handelsplatz. Die Schiffahrt auf dem Ladoga-See, noch mehr aber jene auf dem Ladoga-Kanal, durch welche der ganze Schiffsverkehr vom Kaspischen Meer nach Petersburg bei Schlüsselburg vorbeigeleitet wird, bringen ein reges Leben in die Straßen des freundlichen Städtchens. Ein nicht minder lebhafter Handelsplatz ist das unweit Schlüsselburg am Ausfluß des Wolchow gelegene Neu-Ladoga (etwa 4000 Einwohner), das 1704 von Peter dem Großen gegründet wurde. Zwei längs der Seeufer laufende Kanäle, deren einer bereits unter Peter angelegt wurde, verbinden die beiden Städte. Auf diesen Kanälen wird die Ausbeute der großen Steinbrüche von Putilowo (fast 1 Million Rubel jährlich), welche Petersburg mit Bau- und Pflastersteinen versorgen, nach dieser Stadt gebracht.

Große Steinbrüche befinden sich auch am Nordende des Ladoga-Sees, 39 Werst vom Städtchen Serdobol, beim Dorfe Ruskijal. Von dort kam der prächtige Marmor, der beim Bau der Isaakskirche verwendet wurde. Die Ausnutzung dieser Steinbrüche wurde jedoch aufgegeben, weil die Kosten des Transportes der Steine zu groß waren. Um die großen Blöcke, welche man zum Bau der Isaakskirche brauchte, ans Seeufer zu bringen, waren oft 140 Pferde — nach russischer Art eines hinter dem andern — vor einen Schlitten gespannt worden. Jetzt ruhen dort ungenützt riesige Werte und harren der Zeit, bis auch durch jene Gegend die Eisenbahnschienen sich hinziehen und den Verkehr erleichtern werden. Indessen brennen die Bauern der Umgegend aus dem Marmor Kalk, der seiner Güte wegen sehr gesucht ist. An die frühere Thätigkeit in den Steinbrüchen, wo während des Baues der Isaakskirche bis 800 Arbeiter beschäftigt waren, für die man dort Häuser und auch eine kleine Kirche erbaut hatte, erinnern heute nur noch die Gräber der Arbeiter, welche hier den Tod fanden und bei der Kirche begraben wurden. Jedes Grab schmückt ein kleines Marmordenkmal oder eine Marmorplatte — das geschätzte Material war ja hier nicht so teuer wie anderswo. In dem Steinbruch liegt auch noch ein riesiger behauener Block, auf dem die Jahreszahl 1632 zu lesen ist, ein Zeichen, daß die Marmorbrüche schon frühzeitig bekannt waren. Außer dem weißen und grünen Marmor liefert die Umgegend Serdobols auch den vortrefflichen Granit, der zu den Gebäuden Petersburgs verwendet wird, und ein der Steinkohle ähnliches Mineral, den Serdobolit, im Auslande als Serdovatit bekannt (nach dem finnischen Namen des Ortes: Serdovala). Aus diesem ziemlich spröden Mineral werden allerlei Schmuckgegenstände gefertigt.

Die malerischen, stellenweise wildromantischen Umgebungen des Ladoga-Sees werden leider sowohl von Petersburgern als von Ausländern nicht so häufig besucht als sie es verdienten; man beschränkt sich auf den Besuch der Ufer und Inseln, welche man mit dem Dampfschiff erreichen kann, weil man bei Partieen landeinwärts auf die Post angewiesen ist und, nachdem man Strecken von 40 bis 50 Werst zurückgelegt, nicht immer mit Sicherheit darauf rechnen kann, ein Obdach zu finden, wie es der ermüdete Reisende wünscht. Wenn der Petersburger Ausflüge nach dem Norden unternimmt, benutzt er daher lieber die finnländische Eisenbahn, die ihm an der Strecke Petersburg-Wyborg auch eine Fülle landschaftlicher Schönheiten bietet, die jedoch leichter zu erreichen sind als jene jenseits des Ladoga, so z. B. das freundliche Schuwalowo (siehe Seite 97), in dessen Umgebung viele Petersburger Familien sich an den Ufern der beiden Susdalschen Seeen Villen erbaut

Schloß Monrepos bei Wyborg.

haben und wo inmitten finnischer und russischer Dörfer auch eine deutsche Kolonie liegt — oder die sogenannte „Petersburger Schweiz" bei dem Dorfe Toksowo (siehe Seite 93), die sowohl von Petersburg zu Wagen über Murino als auch von der Bahn aus leicht zu erreichen ist. Eine kleine Strecke hinter der 30 Werst von Petersburg entfernten Station Bjelo Ostrow oder Walkeasaari überschreitet die Bahn die russisch-finnische Grenze und betritt das Gouvernement Wyborg, jenen Teil des Großfürstentums, welcher zuerst, schon unter Peter dem Großen, Rußland einverleibt worden, während die übrigen Teile nach und nach, der letzte im Frieden von Fredrikshamn (1809) abgetreten wurden.

Das Großfürstentum Finnland bedeckt heute einen Flächenraum von 365 522,6 □ Kilometer, wozu noch Finnlands Anteil am Ladoga-See mit 8013,5 □ Kilometer zu rechnen ist, und zerfällt in 8 Gouvernements:

Abo-Björneborg, Kuopio, Nyland, St. Michel, Tawaſtehus, Uleaborg, Waſa und Wyborg mit 2 020 000 Einwohnern (im Jahre 1879). Die Gouvernements (finniſch Län genannt) zerfallen in Härader, welche unter der Leitung von Kronvögten ſtehen, und die Härader ſind in Länsmansdiſtrikte eingeteilt. Im Rahmen des großen ruſſiſchen Reiches haben die Finnen das erreicht, was ſie zur Zeit ihrer völligen Selbſtändigkeit nicht zu erreichen vermochten: ein wohlgegliedertes Staatsweſen zu bilden. Als der Sturm der Völkerwanderung ſich verzogen hatte, war immer noch der ganze Norden und Nordoſten Rußlands von den Quellen der Wolga bis zu ihrem mittlern Lauf von Finnen oder wie ſie ſich in ihrer Sprache nannten: Suomalaiſet (Suo = Moraſt; alſo „Moraſtmänner") bewohnt, und zerſtreute kleine finniſche Niederlaſſungen hatten ſich auch noch im untern Wolgagebiet erhalten, aber Staatenbildung war ihnen unbekannt geblieben, und zerſtreut in einzelnen Stämmen,

Statue Wäinämöinens im Park von Monrepos.

ohne feſten Zuſammenhang, wurden ſie leicht die Beute des erſten beſten Eroberers. Nur ein einziges Mal haben die Finnen ſich zur Bildung eines großen Staates aufgerafft, und es entſtand das Reich Biarmia oder Perm an der Kama und Wjatka, welches lebhafte Handelsverbindungen mit Chaſaren und Bulgaren, ja bis nach Byzanz und mit den Arabern unterhielt (beſonders mit Pelz und Wallroßzähnen), aber dem nach Abſchüttlung des Tatarenjoches gewaltig ſich äußernden Ausdehnungsdrang der Slaven ebenſowenig zu widerſtehen vermochte wie die Stammverwandten im Weſten. In dem Kampf der ſlaviſchen mit der finniſchen Welt, der nun entbrannte, unterlag die letztere. Die Slaven dringen vom Ilmen-See zur Newa vor, drängen die Tſchuden nach Eſthland, die Jämen nach Finnland zurück; ſie brechen ſich Bahn zur nördlichen Dwina und zum Weißen Meer, vertilgen mit Feuer und Schwert die Finnen an der Dwina und treiben nach Weſten die Karelier in die Sumpfgebiete der Newa und nach Oſten die Ingrelier und Samojeden in die Tundra der Petſchora;

damit ist die große Kette finnischer Niederlassungen, die sich vom Finnischen Meerbusen bis zum Ural hinzieht, gesprengt, und bald reizen nun auch das reiche Perm, die Goldgruben des Ural und das in sagenhaftes Dunkel gehüllte Land jenseits desselben die Eroberungssucht der Russen, das Reich Perm fällt, und die russischen Kolonisten drängen sich wie ein Keil zwischen die finnischen Stämme. Eine gewaltige Völkerwanderung ist die Folge des Vordringens der Russen: vor ihrem Ansturm weichen die Syrjanen nach Süden zurück, wo sie sich mit den Samojeden verbinden, Ostjaken und Wogulen aber verlassen den Erdteil und suchen neue Wohnsitze jenseits des Urals. Nur die Permjaken und Wotjäken bleiben in ihrem Land, anfangs in den dichten Urwäldern verborgen, bald aber mit Gewalt zur Annahme des Christentums gezwungen, und schon im Jahre 1375 ist Groß-Perm ein Bistum, als dessen erster Bischof und Bekehrer der eingeborenen Bevölkerung ein gewisser Stephan genannt wird. Durch diese slavischen Vorstöße wurden die Finnen in jene vier großen Gruppen geteilt, in denen wir sie heute noch finden. Die nördlichste Gruppe bilden die Lappen, die eigentlichen Finnen im Großfürstentum und die Karelen im Gouvernement Olonetz. An diese schließen sich südwestlich die Tschuden in Esthland und Nordlivland, östlich die Uralstämme an, die Samojeden (Archangelsk und Nord-Sibirien), die Wogulen (Gouvernement Tobolsk), die Ostjaken, Wotjäken (Gouvernement Wjatka), Permjaken (Gouvernement Perm), die mit Baschkyren vermischten Meschtscheriaken (Gouvernement Orenburg) und die Syrjanen (Gouvernement Wologda). Längs der Wolga treffen wir die vierte Gruppe in den Gouvernements Kostromá, Njishegorod, Kasan, Simbirsk, Pensa, Saratow und Samara: die uns schon bekannten Mordwinen und Tscheremissen und die mit Tataren vermischten Tschuwaschen.

Das Land, in welchem sich bis heute die Finnen noch als herrschender, unvermischter Stamm erhalten haben, unterscheidet sich von den angrenzenden Gebieten ebensosehr, wie die Finnen sich von allen ihren Nachbaren unterscheiden. Wie die Finnen gleich einem verlorenen Posten zwischen der germanischen und slavischen Welt stehen, so liegt Suomen-maa, das „Land der Sümpfe", zwischen den wilden Gebirgslandschaften Schwedens und den weiten Ebenen Rußlands. Man trifft dieselben Granitfelsen in Finnland wie in Schweden, Seeen und Wasserfälle, aber die gewaltigen bewaldeten Höhenzüge Schwedens sucht man in Finnland vergebens, und während die Sümpfe der Newagegend noch tief in Finnland ihresgleichen finden, zeigen sich nur im Süden dieses Landes einige Ausläufer der großen russischen Ebenen. Das ganze Land gleicht einem riesigen vorsintflutlichen Trümmerfeld, aus welchem mächtige Granitfelsen emporragen, teils kahl, teils mit Moos und Flechten bedeckt, teils mit Fichten, Tannen und Birken, jedoch nur dünn, bewachsen. Die Geologen haben festgestellt, daß die Granitfelsen Finnlands als Inseln schon lange aus dem Meer emporragten, bevor die angrenzenden Länder sich aus demselben erhoben. Das „Land der Sümpfe" ist demnach vielleicht das älteste Stück Erde in ganz Europa, und hier gab es bereits Vegetation, als die weiten Ebenen Rußlands noch Meeresboden waren. Früher waren aber Finnlands Felsen höher als jetzt, und seine Thäler waren tiefer, wie man aus dem vielen Schutt und den gewaltigen Trümmern, welche den Boden der letzteren bedecken, schließen kann. Von Nordost nach Südwest hereinbrechende Gletschermoränen, deren verheerende Bahnen man noch erkennen kann, haben in grauer Vorzeit die Felsen umnagt und ihre Wände glatt gewaschen, die Thäler mit Sand und Gerölle gefüllt.

Eine Eigentümlichkeit Finnlands sind die riesigen Wanderblöcke, die man nirgends so groß findet als dort. Sie bilden oft weite Steinmeere, und die Dimensionen einzelner sind so groß, daß auf diesen Steinen, die einst durch Wassergewalt vielleicht hunderte von Meilen fortbewegt wurden, Häuser erbaut worden sind. Man hat aber auch Blöcke von solcher Größe gemessen, daß es ganz undenkbar ist, daß dieselben einst angeschwemmt wurden, und man nur annehmen kann, sie seien durch gewaltigen Druck vom Norden vorgeschobener Eismassen gleichsam entwurzelt und umgestürzt worden.

Die Küste Finnlands ist ebenso reich an Buchten und Einschnitten wie die gegenüberliegende schwedische, und vor ihr liegt in ihrer ganzen Ausdehnung eine Kette von Inseln und Inselchen, am dichtesten zwischen Abo und Stockholm, wo die Alandsinseln und der Archipel von Quarken in einigen tausend Jahren sich wohl zu Festland vereinen und den Bottnischen Meerbusen in einen Binnensee verwandeln werden. In strengen Wintern stellt schon jetzt der Frost die Verbindung zwischen Finnland und Schweden her, indem das Meer in der Gegend der Alandsinseln bis auf den Grund zufriert, und diese Eisdecke ermöglichte es im Jahre 1809, daß Kosaken über den Meerbusen drangen und das schwedische Städtchen Grisselhamn überfielen. An der Südküste Finnlands aber,

im Finnischen Meerbusen (Suomen lahti), befindet sich noch ziemlich tiefes Fahrwasser, doch die vielen, zwischen den Inseln zerstreuten Klippen gefährden dort die Schiffahrt sehr. Einige Inseln liegen mitten im Golf: Hochland, Lavensari, Penisari, Groß- und Klein-Tütters, Seskär u. a. Hochland bezeichnet die Grenze zwischen dem Süß- und Seewasser im Finnischen Meerbusen; an der Ostküste ist das Wasser noch trinkbar, während es an der Westküste schon ziemlich stark mit Salz durchsetzt ist. Über eine interessante Erscheinung auf dieser Insel berichtet Köppen: über singende Steine, die er auf dem höchsten Berge, dem Haukkavuori (Falkenberg) beobachtete, wo die Luft in den Felsspalten Töne hervorbrachte, welche jenen der Orgel glichen.

Eigentliche Gebirge sind in Finnland nicht vorhanden. Der Maanselkö (Landesrücken), der das ganze Land durchzieht, ist ein sandiger Höhenzug, der nur eine Höhe von 300 bis 500 Fuß erreicht. Größere Berge findet man erst im Norden Lapplands, wo der Gunastuntur eine Höhe von 1931 und der Peldoivi von 2000 Fuß erlangt. Die Natur hat aber trotzdem dem Menschen in Finnland nicht viel Raum zur Anlage von Wohnungen gelassen. Die Niederungen zwischen den Granit-, Gneis-, Porphyr- und Basalt-Felsen sind zum großen Teil durch Seeen und Sümpfe ausgefüllt. Die Ausläufer des Maanselkä teilen das Land in fünf große Wassersysteme: im Norden liegt der Enara-See, welcher durch den Patsjokifluß mit dem Eismeer in Verbindung steht; im Nordwesten der Uleå, und die Flüsse Torneälf, Jijoki, Kemijoki, Uleå und Kyrijoki; südwestlich der Pyhäjärvi inmitten vieler großen Seeen, aus dem sich der Kuno in den Bottnischen Meerbusen ergießt; östlich der Enonvesi, um den sich ebenfalls große Seeen gruppieren, die durch den Saima-See und die Wuoxa ihr Wasser in den Ladoga senden; und in der Mitte des Landes eine Gruppe Seeen, deren bedeutendster der Päjäne ist, aus welchem der Kymmenefluß in den Finnischen Meerbusen fließt.

Zu den vielen Wasserstraßen, welche die Natur dem Lande beschеert hat, wurde in jüngster Zeit noch eine künstliche hinzugefügt, der Saima-Kanal (siehe Seite 113), welcher 55½ Werst lang von dem Städtchen Willmanstrand bis Wyborg läuft und die große Seeengruppe Ostfinnlands mit dem Finnischen Meerbusen verbindet. Schon im 16. Jahrhundert war die Anlage eines solchen Kanals geplant worden, aber erst in den Jahren 1843 bis 1856 kam der Plan zur Ausführung. Der schwedische Ingenieur Erickson leitete den Bau. Der Kanal, dessen Ufer mit Quadersteinen ausgelegt sind, ist 12 Meter breit und 3 Meter tief. Durch ihn ist eine bequeme Verbindung zwischen dem äußersten Norden und dem Süden Finnlands hergestellt, und Dampfschiffe, Flöße und Barken fahren nach Wyborg hinab, wo die Produkte Finnlands, vorzüglich Eisen und Schiffbauholz, nach Petersburg verladen werden, wogegen die zurückkehrenden finnischen Schiffer als Rückfracht Korn und Salz mitnehmen. Von ähnlichen Verkehrsstraßen Rußlands unterscheidet sich der Saima-Kanal vorteilhaft durch die Solidität seiner Anlage, wie denn überhaupt der Herstellung guter Verkehrsstraßen in Finnland viel mehr Sorgfalt zugewendet wird als im übrigen Rußland. Die Vorteile, welche der Saima-Kanal gewährt, waren die Veranlassung, daß die Anlage eines zweiten Kanals in Angriff genommen wurde, welcher, etwa 500 Kilometer lang, vom Bottnischen Meerbusen zum Top-osero im Gouvernement Archángelsk und von diesem zum Weißen Meer führen wird.

Die Erleichterung des Verkehrs innerhalb des Landes und mit dem Auslande hat jedoch nur auf einen Teil der Bevölkerung einen sichtbaren Einfluß ausgeübt, auf die Finnen in den Küstengebieten, wo schon seit Jahrhunderten unter schwedischer Herrschaft finnisches Blut sich mit germanischem gemischt hat. In Karelien aber und in Tavastland, dem Herzen Finnlands, in seinen schönsten Gegenden, hat sich finnisches Wesen rein und unberührt von fremden Einflüssen erhalten, und in der stillen Abgeschlossenheit jener Thäler haben fremde Sitten nicht Eingang gefunden. Dort findet man noch das alte finnische Wohnhaus, die „Pörte", aus roh behauenen Baumstämmen errichtet, eine einzige große Stube enthaltend, in welcher das Tageslicht, das durch die schmalen, niedrigen Fenster eindringt, nur ein trübes Halbdunkel zu erzeugen vermag. Wie in den russischen Bauernstuben nimmt einen großen Teil des Wohnraumes der auf Balken ruhende, aus Steinen zusammengefügte Ofen ein, dessen Rauch sich in der Stube ansammelt und nur, wenn er lästig zu werden beginnt, durch Öffnen einer am Dach angebrachten Klappe in den hölzernen, mit Weidenzweigen umwundenen Schornstein geleitet wird, ein Übelstand, dem die vielen Augenkrankheiten zuzuschreiben sind, an denen die finnische Landbevölkerung leidet. Ein Tisch, einige Bänke und ein Schrank, in welchem das Hausgerät verwahrt wird, bilden die Einrichtung einer solchen rauchgeschwärzten Stube, welche die Familie im Winter auch mit den

Haustieren teilt. Bei keiner Pörte fehlt jedoch die Badestube, in der sich im Sommer täglich, im Winter mindestens einmal wöchentlich die ganze Familie und das Gesinde zusammenfindet, um sich dem Genuß jenes Dampfbades hinzugeben, das wir schon in den russischen Bauerndörfern kennen gelernt haben. Hier wie dort wird durch Aufgießen von Wasser auf erhitzte Steine Dampf erzeugt, und wenn derselbe den Badenden den Schweiß aus den Poren treibt, wobei noch durch Schlagen mit Ruten nachgeholfen wird, begießen sie sich mit kaltem Wasser oder eilen ins Freie, um sich im Schnee zu wälzen und dann wieder in die Badestube zurückzukehren und dieselbe Prozedur von vorn zu beginnen. Die alten Pörten werden jedoch auch im Tavastland immer seltener, und Hütten, welche zwei Stuben und eine Vorstube enthalten, treten an ihre Stelle. Finnischen Ursprungs sind übrigens die Pörten kaum; sie haben wahrscheinlich von Schweden her Eingang gefunden, wo man ähnliche Wohnhäuser noch jetzt findet. Die ursprünglichen Wohnungen der Finnen waren wohl die „Jurten", in denen heute noch ihre Stammverwandten, die Lappen, die Samojeden und Ostjaken wohnen, zeltartige Hütten von konischer Form, aus zusammengebundenen Stangen gebildet, die mit einem Mantel von Birkenrinde oder Torf umgeben werden (siehe Seite 124), den man, um das Eindringen von Feuchtigkeit zu erschweren, mit einer dichten Lage Moos überkleidet. Solche primitive Hütten sind neben den hölzernen noch im äußersten Norden des Tavastlandes vorhanden, wo sie wie bei den Lappen „Kota" heißen, jedoch nur als Sommerwohnung oder als Küche dienen. Der Herd einer solchen Küche ist höchst einfach, nur aus einigen Steinen zusammengefügt, über denen der Kochtopf an einer Querstange aufgehängt wird. Der Rauch zieht durch eine Öffnung an der Spitze des Baues ab. Außer diesen beiden Gebäuden trifft man in finnischen Dörfern, in deren Umgebung sich viel Wald befindet, wo man also Holz genug zur Verfügung hat, große überdachte Trockenplätze für das Getreide, Ria genannt, die besonders in regnerischen Erntezeiten, die im finnischen Norden sehr häufig sind, das Getreide vor dem Verderben sichern.

In diesen, nichts weniger als wohnlich aussehenden Hütten führt der finnische Bauer im Tavastland ein einförmiges Leben voll Arbeit und Entbehrungen. Die aufgehende Sonne findet ihn bereits in den Kleidern, und nachdem das Frühstück — gesalzener Fisch, Brot und saure Milch — eingenommen ist, beginnt die Arbeit, die bis 9 Uhr abends währt. Arbeitspausen bilden nur die verschiedenen Mahlzeiten: das zweite Frühstück, zwischen 8 und 9 Uhr, aus Fischsuppe, mit Kartoffeln oder Roggenmehlbrei oder saurer Milch bestehend, worauf eine Stunde geschlafen wird; das Mittagessen um 2 Uhr, gewöhnlich wie beim ersten Frühstück gesalzene Fische mit Brot und saurer Milch, worauf wieder eine Stunde Siesta gehalten wird; und schließlich das Abendbrot, aus Fisch, Kartoffeln, Roggenmehl- oder Gerstenbrei bestehend. Solche „lukullische Mahlzeiten" können sich jedoch nur die Wohlhabenderen gestatten; je weiter man gegen den Norden des Tavastlandes vordringt, desto einfacher, ärmlicher wird die Lebensweise, und sogar Salzfisch, Kartoffeln und Brot werden zu kostbaren Leckerbissen, die nicht täglich auf dem Tische erscheinen können.

All die Mühe und Not, mit welcher der Finne im Leben zu ringen hat, spiegelt sich in seinen Volksliedern wieder. Düstere, schwermütige Weisen sind es, mit denen schon das Kind in der Wiege von der Mutter in den Schlaf gesungen wird:

Schlaf', schlaf', mein bleiches Kind,
In der schwarzen Wiege!
Niedrig, dunkel ist die Stube,
Schlaf', schlaf'!
Mutters Hand ist schwarz und schwielig!
Schlaf', schlaf'!
Schlumm're, schlumm're, bleiches Kind,
In der schwarzen Wiege.

Schlaf', schlaf', mein bleiches Kind,
Die grüne Wiese wartet!
Gras ist so grün und weich,
Schlaf', schlaf'!
Kind das ist so trüb und bleich,
Schlaf', schlaf'!
Schlumm're, schlumm're, bleiches Kind,
Die grüne Wiese wartet.

Schlaf', schlaf', mein bleiches Kind,
Schlaf' in Todes Armen!
Bald dich Manas Jungfrau'n wecken,
Schlaf', schlaf'!
Tuonis Kinder die Hand Dir reichen,
Schlaf', schlaf'!
Schlumm're, schlumm're, bleiches Kind,
Schlaf' in Todes Armen!

Schlaf', schlaf', mein bleiches Kind,
Bei Tuoni ist es besser!
Bess're Wiege, bess'rer Garten,
Schlaf', schlaf'!
Bess're Mütter Dich dort warten,
Schlaf', schlaf'!
Schlumm're, schlumm're, bleiches Kind,
Bei Tuoni ist es besser.

Der Imatrafall.

Nur zwei Feste bringen einige Abwechslung in das trübe Einerlei des finnischen Lebens: das Erntefest und die Feier des Johannistages. Auch beim Erntefest herrscht jedoch, obwohl es drei Tage lang gefeiert wird, keine so ausgelassene Fröhlichkeit, wie sie unsere Landbevölkerung kennt. Der Finne kann ohne Klage großes Leid ertragen — seine Geschichte liefert genug Belege dafür — er ist aber überhaupt ein schweigsamer Gesell, ernst und düster wie das Land, das ihn umgiebt. Ein Erntefest in Finnland bietet auch nur selten durch den Ertrag der Ernte Anlaß zur Freude. Den „Wagen kornbeladen", von dem der Dichter spricht, sucht man da vergebens. An einem Bergabhang, wo die Saat gegen die Frühjahrsfröste besser geschützt ist als im Thal, liegt das Stück Ackerfeld, welches der Finne gewann, indem er eine Waldstrecke niederbrannte. Zwischen verkohlten Baumstümpfen und großen Steinblöcken ragen die Halme empor, hier zu einem dichten Büschel vereint, dort vereinzelt, vom Winde geknickt, so unregelmäßig über das Feld verteilt, daß ein mit den Verhältnissen des Landes nicht Vertrauter hier nichts weniger als ein Ackerfeld vermuten würde. Im ersten Jahre giebt der durch den niedergebrannten Wald gedüngte Boden noch ein leidliches Erträgnis, dann aber werden von Jahr zu Jahr der Ähren weniger, so daß der Anbau sich bald nicht mehr lohnt und der Bauer ein anderes Stück Wald niederbrennt, um ein neues Ackerfeld zu gewinnen. Zur Ernte der spärlichen Frucht, bei der das Getreide mit Sicheln geschnitten wird, zieht die ganze Bevölkerung eines Dorfes gleichzeitig aus, und sobald die Arbeit vollendet ist, beginnt mit Musik und Tanz das Fest. Die Bauernstube wird zum Tanzsaal, wo beim matten Schein einer Talgkerze alt und jung sich nach den Klängen einiger verstimmten Geigen oder einer Ziehharmonika im Kreise dreht, Walzer und Polka oder die schwedische Quadrille tanzt. Seltsam genug geht es auf diesem Tanzboden zu. Der tanzlustige Bursch hält Umschau unter den geputzten Schönen, und die ihm am besten gefällt, die winkt er zu sich heran und tritt mit ihr zum Tanze an; hat er sich müde getanzt, wird die Tänzerin ohne Umstände stehen gelassen, denn der Finne ist kein Freund vieler Komplimente. In den Zwischenpausen wird den Getränken wacker zugesprochen, von den Männern dem Branntwein, von den Frauen und Mädchen dem Kaffee, oder vielmehr jenem Getränk von undefinierbarer Farbe, das in Finnland diesen Namen trägt, aber nichts als reine Cichorie ist — gleich dem Branntwein, der früher in Finnland ebenfalls unbekannt war, erst in jüngster Zeit dort eingeführt, aber ziemlich rasch eingebürgert, so daß man sich heute einen Finnen ohne ein Schälchen Cichorienkaffee ebensowenig denken kann wie einen echten Russen ohne Samowar.

Lustiger als beim Erntefest geht es am Johannistag zu. Der Tag, welcher demselben vorangeht, wird der schwarze Tag genannt, und der Vorabend des Johannistages ist durch allerlei Aberglauben, der mit ihm zusammenhängt, in den Augen des gemeinen Mannes mit dem Nimbus des Geheimnisvollen umgeben. In der Nacht zum Johannistag kann man die in der Erde verborgenen Schätze heben; kleine Flammen, die aus dem Erdboden emporzüngeln, verraten die Stellen, wo Schätze verborgen liegen, aber diese Flammen kann nur Jener erblicken, der vom Dach eines Gebäudes, das dreimal nach einer andern Stelle versetzt worden ist, Ausschau hält — ein Aberglaube, der viele veranlaßt, ihre Hütte oder doch wenigstens eines der auf ihrem Grund und Boden stehenden Gebäude, den Speicher oder die Badestube, zweimal nach einer andern Stelle zu versetzen, um ihm die begehrenswerte Eigenschaft des Schätzeweisers zu verleihen. Selbstverständlich ist in Finnland auch kein Mangel an Sagen, in welchen vergrabene und in der Johannisnacht zum Vorschein kommende Schätze eine große Rolle spielen, und es wird von manchem glücklichen Schatzgräber berichtet, aber auch von solchen, die das Gold, das sie bereits gehoben hatten, noch im letzten Augenblick unwiederbringlich zwischen ihren Fingern verschwinden sahen. Man muß sich nämlich hüten, beim Schatzgraben zu fluchen, denn nichts beleidigt die unterirdischen Mächte so sehr als ein Fluch. Einst hatte ein Mann einen Schatz bereits halb gehoben, als ihm die Last zu schwer wurde und er einen leisen Fluch ausstieß; sofort verschwand der Schatz und wurde trotz eifriger Nachgrabungen an derselben Stelle nicht mehr gefunden.

Wie überall werden in der Johannisnacht auch hier auf den Bergen große Feuer angezündet. Man zündet auch mit Pech bestrichene Fässer an und wälzt sie den Bergabhang hinab, wobei alt und jung jubelnd hinterher eilt, oder läßt solche Fässer auf den See hinausschwimmen. Die Jugend bleibt die ganze Nacht wach, sitzt um die Feuer herum und lauscht den Erzählungen alter Sagen oder singt und belustigt sich mit Tanz und Spiel. Das fröhliche Treiben, das in der Nacht geherrscht hat, dauert den ganzen folgenden Tag

fort, der mit Spielen, Gesang und Tanz verbracht wird. Die Seeen und Berghöhen Finnlands sind nie so belebt wie am Johannistag, denn aus den Städten strömt alles, wie bei uns zu Pfingsten, auf das Land hinaus, um sich an dem Wiedererwachen der Natur zu erfreuen. In manchen Gegenden wird die Stube sorgfältig gescheuert, ein Feuer im Ofen angemacht, der Tisch gedeckt, und dann verläßt die ganze Familie das Haus, damit der Hausgeist — der Domowoi der Russen — darin ungehindert schalten und walten könne.

Bei den Ausflügen, welche am Johannistag die Stadtbevölkerung aufs Land hinaus unternimmt und von denen sie am Abend nach Hause zurückkehrt, wird ein Übelstand nur wenig empfunden, unter welchem Fremde bei Ausflügen ins Innere des Landes sehr zu leiden haben: der Mangel auch nur halbwegs guter Hotels und Gasthäuser in den kleineren Orten, wo dieselben immer seltener werden, je weiter man gegen Norden vordringt. In den Dörfern ist für ein Unterkommen so gut wie gar nicht gesorgt, und der Reisende

Eine Jurte der Lappländer.

muß trachten, vor Anbruch der Nacht wenigstens ein Kirchdorf zu erreichen, wo er im Pfarrhause einer herzlichen Aufnahme sicher ist, denn die Gastfreundschaft der finnischen Pastoren ist fast sprichwörtlich geworden. Was Küche und Keller zu bieten vermögen, wird aufgetischt, und neben der reichen Auswahl von Speisen, welche die Pfarrersfrau bietet, fehlt der Kaffee ebensowenig wie das Gläschen Branntwein, welches der Finne, ein Freund starker Getränke, gern vor Tische trinkt und durch das er auch während der Mahlzeit den Appetit anzuregen sucht. Der joviale Pfarrherr trinkt dann wohl mit seinem Gaste noch ein Glas Wein oder Punsch, wobei er es nicht vergißt, auf die Gesundheit des Fremden anzustoßen, und ein freundliches Zimmer mit sauberem Bett, das dem Gaste als Nachtlager angewiesen wird, läßt denselben völlig vergessen, daß er sich in der einsamen Wildnis finnischer Berge befindet. Am Morgen wird ihm dann von der Magd der Kaffee zum Bett gebracht, den in Finnland jedermann trinkt, bevor er das Lager verläßt.

Die meisten Pastoren sind pekuniär so gut gestellt, daß die Ausübung einer solchen Gastfreundschaft ihnen nicht schwer fällt. Es giebt Pfarreien mit einem Jahreseinkommen von 3 bis 4000 Rubel, und nur in den nördlichen ärmeren Distrikten sinkt das Einkommen der Pastoren unter 1000 Rubel. Das Pfarrhaus — finnisch pappilu genannt — liegt stets in der Nähe der Kirche, und in dem bescheiden, aber freundlich aussehenden, geräumigen Gebäude fehlt gewiß die Gaststube nicht, in welcher ein Bett für etwaigen Besuch bereit steht. Zu jedem Pfarrhof gehören einige Felder, die jedoch der Pastor, der Papi, wie ihn der Finne nennt, nicht selbst bewirtschaftet, sondern an die Bauern verpachtet. Das Gebiet, in welchem einem Pastor die Seelsorge obliegt, das Kirchspiel, ist oft ziemlich groß, da die Dörfer in Finnland weit von einander liegen. In solchen Fällen steht dem Pastor, sobald im Alter die Last ihm zu schwer wird, ein Gehilfe zur Seite, der Adjunkt, der außer freier Verpflegung aus den Einkünften des Pfarrers einen Gehalt von 2 bis 300 Rubeln

Schlittenfahrt in Lappland.

bezieht. Auch hat man in den ausgedehntesten Kirchspielen in einzelnen, vom Pfarrdorf sehr weit entfernten Gemeinden, kleinere Kirchen erbaut, „Kapellen", welche zwar von der „Mutterkirche", wie im Schwedischen die Kirche am Sitz des Pastors heißt, abhängen, wo aber der Gottesdienst und die kirchlichen Handlungen von dort ansässigen Geistlichen, den Kaplänen, verrichtet werden. Trotzdem ist es allgemein Sitte, fast alle religiösen Ceremonieen nur an Sonn- und Feiertagen vorzunehmen, und es ist dann gar nichts seltenes, daß der Pastor nach dem Gottesdienst noch mehrere Taufen, Trauungen und Beerdigungen zu vollziehen hat.

Die Gemeindeangehörigen begegnen dem Pastor mit der größten Achtung, die in grellem Kontrast steht zu der Stellung, welche in russischen Dörfern der Pope einnimmt. Der Pastor ist ihnen Berater in allen wichtigen Angelegenheiten, er ist Advokat und Richter, Arzt und Lehrer in einer Person. Er erhebt die Staatssteuern in seiner Gemeinde, er vertritt dieselbe, wenn sie sich mit einer Bitte an die Regierung wendet,

er schlichtet in der Gemeinde ausgebrochenen Streit, an ihn wendet man sich, wenn ein Familienglied erkrankt, und er sorgt für den Unterricht der Kinder. Alle Bildung, welche der gemeine Mann in Finnland besitzt, verdankt er seinen Pastoren, und man muß gestehen, daß trotz der vielen Pflichten, welche diesen obliegen und ihre Kräfte in Anspruch nehmen, die von ihnen erzielten Erfolge sehr erfreuliche sind. Man wird selten einen Finnen finden, der nicht lesen und schreiben kann. Der Wissensdrang der Finnen, ihr Streben, sich weiter auszubilden, hat namentlich die rasche Entwicklung des finnischen Zeitungswesens begünstigt. Es giebt Zeitungen, die tausende von Abonnenten unter der Landbevölkerung haben, und wenn man am Abend durch ein Dorf geht, da wird man an gar manchem Fenster einen Bauer sitzen sehen, der beim letzten Schimmer des schwindenden Tageslichtes noch seine Zeitung liest. Ein Beweis dafür, daß die finnischen Bauern den Wert der Bildung richtig zu schätzen wissen, sind die vielen Bauernsöhne, welche das Gymnasium und später die Universität in Helsingfors besuchen, die vielen Bauernsöhne unter den Pastoren, Professoren, Advokaten, Richtern und Kaufleuten, die sich alle mit der dem Finnen eigenen zähen Ausdauer zu einer höhern Lebensstellung emporgearbeitet haben. Die finnische Landbevölkerung ist allerdings auch vor dem entwürdigenden Joch der Leibeigenschaft bewahrt geblieben. Nur in einem kleinen Teil des Landes, in Wyborg und seiner Umgebung, das zuerst mit Rußland vereinigt wurde, hatte der Adel versucht, ähnliche Rechte über die Bauern zu erlangen, wie sie seine Standesgenossen im übrigen Rußland besaßen. Dafür ist aber auch bei dem finnischen Bauer die Anhänglichkeit an seine heimatliche Scholle hoch entwickelt. Da ist keine Spur von jenem Hang zum Nomadentum, der dem russischen Bauer noch immer in den Gliedern steckt. Um keinen Preis würde er die Heimat verlassen, um im fremden Land das Glück zu suchen, das ihm zu Hause nicht winkt. „Es ist besser, im eigenen Lande Wasser aus dem Schuh zu trinken, als im fernen, fremden Land Honigtrank aus einer goldenen Schale", heißt es in dem Nationalepos der Finnen, der „Kalewala". Im Norden des Tavastlandes, wo über der Bevölkerung ständig das Damoklesschwert der Hungersnot schwebt, lebt ein großer Teil derselben von Brot, welches zu zwei Dritteilen aus zerriebener Birkenrinde besteht, aber wenn auch die Not noch größer würde, fände man doch nur wenige bereit, das Land zu verlassen. Ein gewisser Stoicismus hilft dem Volke über alle Drangsale des Lebens hinweg. Die aus Birkenrinde geflochtenen, mit Heu oder Tuchlappen ausgestopften Schuhe des Finnen können das Eindringen des Wassers nicht verhindern, aber er tröstet sich damit, daß das Wasser durch dieselben Öffnungen, durch die es eindrang, auch wieder abfließt, und wandert munter mit nassen Füßen fürbaß. In gleicher Weise wandelt er durchs Leben, resigniert bis zum Fatalismus.

Daß der schwere Kampf ums Dasein nicht bloß den Charakter, sondern auch das ganze Äußere des Finnen beeinflußt, ist selbstverständlich. Im Tavastland ist das Volk von kräftigem Körperbau, untersetzt und breitschultrig; die Augen sind graublau, die Gesichtsfarbe ist licht, aber den fast viereckigen Kopf, der mit flachsfarbenem Haar bedeckt ist, verunstaltet die kleine, eingedrückte Nase und das unschön geformte Kinn mit dem dünnen Bartwuchs. Im übrigen Finnland, besonders in Karelien, ist das Volk schlanker, aber auch weniger kräftig, im großen und ganzen ein schöner Menschenschlag mit dunklem lockigen Haar, starkem Bartwuchs, dunkelblauen Augen, das Gesicht lang und schmal, die Nase regelmäßig geformt. Unter den Frauen trifft man viele schöne Gestalten. Gesprächig und zum Frohsinn geneigt, ist der Karelier aber auch in Bezug auf Arbeitsleistung und Kraft das gerade Gegenteil seines schweigsamen, aber mit zäher Ausdauer begabten Stammesgenossen im Norden. Im Jahre 1850 schätzte Castrèn die Karelier auf 830 000 Seelen, heute aber dürften sie bereits eine Million zählen. Überhaupt vermehren sich die Finnen sehr rasch. Trotzdem daß im Jahre 1868 der Hungertyphus über 100 000 Menschen hinwegraffte, hat sich die Bevölkerung Finnlands seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts fast vervierfacht, seit dem Jahre 1815 fast verdoppelt: im Jahre 1750 zählte Finnland nur 550 000 Einwohner, 1815 schon 1 095 950, und im Jahre 1878 war die zweite Million beinahe erreicht (1 912 650). Durch Auswanderung vermindert sich die Bevölkerung fast nur in den Grenzgebieten, von wo viele nach Petersburg ziehen, das etwa 18 000 Finnen beherbergt, oder nach dem Norden Schwedens und nach Lappland. In jüngster Zeit ist auch in Amerika eine finnische Kolonie entstanden, in der Stadt Hannock in Michigan, wo sogar eine Zeitung in finnischer Sprache erscheint.

An den Küsten wohnen auch noch viele Schweden, Ruothaläiset von den Finnen genannt, die nur unter sich heiraten und sich völlig unvermischt erhalten haben. Ein Teil der Aland-Inseln hat schon seit

1130 schwedische Bevölkerung, und in der Umgebung von Abo, ferner südlich von Gamla Karleby und etwa 30 Kilometer gegen Westen von Forsby am finnischen Meerbusen trifft man noch Schweden. Um Nyland haben sie jedoch bereits viel von ihren nationalen Eigentümlichkeiten eingebüßt und sprechen finnisch.

Um Wyborg herum findet man auch einzelne russische Dörfer. Die Gesamtzahl der im Großfürstentum lebenden Russen dürfte, die Beamten mit eingerechnet, 6000 betragen. Deutsche sind etwa 1000 in Finnland ansässig, meist Kaufleute und Fabrikanten. Außerdem nomadisieren in den südlichen Grenzgebieten Finnlands noch etwa 1000 Zigeuner, die vom Ladoga-See herüberkommen.

Die finnische Landbevölkerung lebt heute fast ausschließlich vom Ertrag des Ackerbaues. Der Fischfang, der früher sehr eifrig betrieben wurde, ist in jüngster Zeit zurückgegangen, seitdem der Fischreichtum der finnischen Seeen sich bedeutend vermindert hat. Der nächsten Zeit bleibt es vorbehalten, durch Ausbau des Eisenbahnnetzes und Eröffnung neuer Dampfschiff-Routen die ärmeren Distrikte in den Weltverkehr einzubeziehen und der Bevölkerung neue Erwerbsquellen zu erschließen. Finnland ist reich an Naturschätzen aller Art, an Gold, Eisen, Kupfer, Zink und Zinn, seine Berge liefern vortrefflichen Granit, Marmor und Porphyr, aber diese Schätze bleiben ungehoben, weil der Transport zur Küste zu schwierig ist. Am meisten wird noch auf Eisen gebaut, aber die Eisenwerke ziehen sich in neuerer Zeit immer mehr gegen Norden, und in den südlichen Gegenden ist infolge dessen in vielen Eisenbergwerken der Bergbau eingestellt worden. Die Steinbrüche aber werden nur dort ausgebeutet, wo man den gebrochenen Stein sofort auf Schiffe laden und auf einem See, Fluß oder Kanal weiter transportieren kann. Wie sich bei guten und billigen Verkehrsmitteln rasch Handel und Industrie beleben, sieht man deutlich längs jener Wasserläufe, welche durch Regulierungen und Kanalisierungen mit dem Meere in Verbindung gebracht wurden, namentlich an jenem Komplex von Seeen, welches der Saima-Kanal mit dem finnischen Meerbusen verbindet.

Dieses größte der finnischen Wassersysteme, das östliche, welches einen Raum von 6000 □Meilen bedeckt, sammelt alle seine Wasser in dem bedeutendsten der Seeen des Landes, dem Saima, der 60 Werst lang, 30 Werst breit ist und 256 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Sein Abfluß ist die Wuoxa, welche dem Ladoga zufließt, anfangs in ziemlich ruhigem Lauf, eine Menge lieblicher Inselchen bildend; je weiter sie sich aber vom Saima entfernt, desto ungestümer wird sie; bald teilt sie sich in mehrere Arme, bald bildet sie kleine Wasserfälle, bis sie endlich zu tosen und zu brausen beginnt, ihre schaumbedeckten Wellen sich hoch aufbäumen, so wie Meereswogen, vom Sturm gepeitscht, und dann mit dumpfem Geräusch in einen tiefen Thalgrund hinabstürzen. Das ist der Wasserfall Tainionwirta oder der kleine Imatra. Hinter diesem erweitert sich das Flußbett, und der Lauf des Flusses wird wieder ruhiger, doch nur für kurze Zeit, denn bald beginnt er wieder zu brausen und zu schäumen und stürzt sich abermals über Felsen hinab. Unterhalb derselben führt die Wuoxa den Namen Lautta-Suwanto, das ist „das stille Wasser", denn sie fließt nun wieder so ruhig weiter, daß es möglich war, hier eine ständige Überfuhr einzurichten. Brücken findet man längs des ganzen Laufes der Wuoxa nicht, denn das Wasser ist meist so tief und reißend, daß den Brückenbauten sehr große Schwierigkeiten im Wege stehen. Allmählich ändert sich nun das ganze Aussehen der Flußufer. Das Flußbett verengert sich, Felsen schließen es ein, und mächtige Felsblöcke ragen aus dem Wasser empor, über welche dieses in Schaum zerstiebend hinwegschießt. Und nochmals ändert sich die Landschaft. Hinter einer Gruppe Inseln erschließt sich eine entzückende Fernsicht. Die wilden Felsformationen sind verschwunden, und zu beiden Seiten des Flusses erblickt man wohlbebautes Land, Ackerfelder und Wiesen, auf denen Herden weiden, deren Glockengeläute bis zum Ufer herüberdringt. Doch plötzlich schlägt ein dumpfes Brausen an unser Ohr, das Wasser wird bewegt, erweitert sich zur Breite eines kleinen Sees, und pfeilschnell schießt es einer Öffnung zwischen den Granitfelsen zu, von welcher das Brausen herübertönt. Wir stehen beim großen Imatrafall (siehe Seite 121).

Die herrliche Scenerie, die man da vor sich erblickt, läßt sich im engen Rahmen eines Bildes schwer wiedergeben. Leider sind die angrenzenden Felsen nicht hoch genug, um von ihnen den ganzen Fall übersehen zu können, und die scharfe Biegung, in welcher der Fluß sich zwischen den Felsen hindurchwindet, hindert sowohl auf- als abwärts die Fernsicht. Der Imatra ist kein Wasserfall wie der Niagara mit von hohen Felsen sich herabstürzenden Wassermassen, und auch mit dem Rheinfall bei Schaffhausen kann man ihn nicht vergleichen, aber doch überrascht der Anblick dieses Falles, des reißenden Wassers, dem bald hier bald dort

Felsen und Klippen den Weg zu versperren suchen, an denen es wie in wildem Zorn zischend emporwogt und einen Sprühregen von Schaum in die Lüfte sendet. Es ist eigentlich kein Wasserfall, sondern eine, etwa eine halbe Meile lange Stromschnelle, durch welche sich aber so kolossale Wassermassen dahinwälzen, daß man den Imatra mit vollem Recht den größten Wasserfällen zur Seite stellen kann. Man hat berechnet, daß durch die Felsschlucht in der Sekunde 18 223 1/3 Kubikfuß Wasser hindurchschießen, in der Stunde also 67 765 600 Kubikfuß, während die Wassermasse, welche über den Niagarafelsen in einer Stunde herabstürzt, nur auf 42 000 000 Kubikfuß geschätzt wird.

Die Wuoxa und der Imatrafall sind noch nicht überbrückt wie der Niagara, aber eine Verbindung der beiden Ufer über den Fall hinweg ist doch hergestellt, und zwar eine recht originelle, vollkommen passend zu der wild romantischen Umgebung. Man hat über das Wasser im Jahre 1872 ein starkes Drahtseil gespannt, das in einer Londoner Fabrik angefertigt wurde und eine Last von 7000 Pfund zu tragen vermag. An diesem Seil hängt ein Korb, groß genug, daß zwei Personen bequem darin sitzen können, während er mit Seilen von einem Ufer zum andern gezogen wird. Eine solche Luftfahrt über den Imatra, 20 Fuß über dem Wasserspiegel, hat unbedingt mehr Reiz als ein Ueberschreiten des Niagara auf solid gebauter Brücke.

In der Nähe eines der am Ufer erbauten Pavillons befinden sich die sogenannten Teufelssteine, welche das Volk als das zerbrochene Butterfaß des Teufels bezeichnet. Sie sollen dadurch entstanden sein, daß kleine Steine auf größeren durch einen Wasserwirbel so lange im Kreise gedreht wurden, bis in denselben ein tiefes Loch entstand; wahrscheinlicher ist die Annahme, daß es sogenannte Gletschermühlen sind und ihre Entstehung in jene Urzeit zurückdatiert, in welcher sich die Gletscher noch tief nach Finnland hinein erstreckten. Eine andere seltsame Steinformation sind die Imatra-Steine, welche von Kindern den Reisenden zum Kauf angeboten werden; Parrot erklärte sie für petrifizierte Muscheln, wahrscheinlicher jedoch ist, daß sie ihre seltsamen Formen (die Kreisform oder die Form einer 8) durch das Wasser erhalten haben.

Beide Ufer längs des Wasserfalles sind, eine große Seltenheit in Finnland, mit dichtem Wald bewachsen, vom rechten Ufer neigen Trauerweiden ihre Zweige zum Wasser herab, am linken ragen Tannen und Fichten empor. Die Feuchtigkeit, welche der Wasserfall verbreitet, hat zwischen den Bäumen eine üppige Vegetation hervorgerufen, und bunte Feldblumen und Erdbeersträucher sprießen in Menge hervor. Im Jahre 1871 wurde am rechten Ufer an Stelle des elenden Wirtshauses, das früher dort stand, ein freundliches Hotel in gotischem Stil erbaut, denn der Fremdenbesuch nimmt mit jedem Jahre zu, und es vergeht kaum ein Tag, an dem nicht Fremde hierher kommen, um Finnlands größtes Wunder, den Stolz des Landes, anzustaunen, dessen Lob schon in der Heidenzeit gesungen wurde. Schon das berühmte Nationalepos der Finnen, die „Kalewala", preist den Imatrafall als den größten Wasserfall des Landes, und seitdem haben ihn viele Dichter besungen, und das am Fall ausliegende Fremdenbuch ist angefüllt mit dichterischen Ergüssen, in denen der Imatra in allen Sprachen gepriesen wird.

Nach Eröffnung der Eisenbahn von Helsingfors (im Jahre 1870) bildete sich in Wyborg eine Aktiengesellschaft, welche den Besuch der Imatrafälle in jeder Weise zu erleichtern sucht, und ihr ist es zu danken, daß sich der Touristenzug nun auch den Ufern der Wuoxa zugewendet hat. Dampfschiffe und bequeme Diligencen stehen den Reisenden zur Verfügung, die Straßen wurden ausgebessert, Hotels errichtet, in denen man zu mäßigen Preisen vorzügliche Verpflegung findet, und für 7 Rubel fährt man heute von Wyborg zum Imatrafall und wieder zurück. Die ganze Strecke von Wyborg zum Imatrafall, mag man sie nun zu Wasser oder zu Wagen zurücklegen, ist ungemein reich an Naturschönheiten — bald grotteske Felsformationen, weit überhängende Granitmassen, die jeden Augenblick herabzustürzen drohen und sich von beiden Seiten oft so sehr nähern, daß man zwischen ihnen hindurch kaum noch ein Stück Himmel erblickt, bald wieder entzückende Fernsichten über Wälder, Wiesen und Seeen.

Beide Endpunkte dieser Strecke, der Imatrafall sowohl als Wyborg, gehören zu den schönsten und sehenswertesten Gegenden Finnlands. Wyborg ist jetzt Gouvernementsstadt; früher war es die Hauptstadt Kareliens. Im 13. Jahrhundert von dem schwedischen Reichsverweser Torkel Knutson gegründet, wurde es bald als Schlüssel der von Finnland nach Rußland führenden Straßen ein wichtiger Platz und stark befestigt. Fürst Wassil Schuisky, der Feldherr Iwan I., belagerte drei Monate lang die von Knut Posse tapfer ver-

teidigte Stadt und mußte sich endlich, nachdem er in vergeblichen Stürmen tausende seiner Leute verloren, zurückziehen. Auch Peter der Große belagerte Wyborg einmal vergeblich; erst bei der zweiten Belagerung im Jahre 1710 ergab sich die Stadt, welche bald darauf im Frieden von Nystadt an Rußland abgetreten wurde. Achtzig Jahre später wurde die von Gustav III. persönlich geleitete schwedische Schären- und Linienflotte in der Bucht von Wyborg von der russischen Flotte eingeschlossen und schlug sich am 3. Juli 1790 nach fast vierwöchentlicher Blockade nur mit schweren Verlusten durch. Seitdem ist Wyborg stark befestigt worden, sowohl nach der See- als nach der Landseite, im Jahre 1859 wurden aber die Befestigungen auf der Landseite demoliert, und die Seebefestigungen sind jetzt meist so verfallen, daß sie neueren Geschützen kaum nennenswerten Widerstand zu leisten imstande sein dürften.

Wyborg ist heute der Bevölkerungszahl nach die dritte Stadt Finnlands (es zählt 13 466 Einwohner), aber der erste Seehafen des Landes. Schiffe von großem Tiefgang müssen allerdings etwa 13 Kilometer südlich von Wyborg, auf der Rhede von Transund, vor Anker gehen, doch sind sie auch dort unter dem Schutz der Kanonen der Festung, da die Werke sich bis dorthin erstrecken. In Wyborg stationiert auch stets ein Teil der baltischen Flotte. Der Handel ist bedeutend; ein Hauptausfuhrartikel sind die Bretter, welche die Sägemühlen im Kuopio-Län liefern, und die Erzeugnisse der in der Stadt gelegenen Fabriken, unter denen eine Maschinenbauanstalt und eine Gießerei besonders erwähnenswert sind. Viele Deutsche, Schweden und Russen sind in der Stadt ansässig, und man trifft in Wyborg, sowie ziemlich überall in Finnland, selten in den gebildeten Kreisen jemand, der des Deutschen nicht mächtig ist; schwedisch bildet jedoch die Umgangssprache der Gebildeten, und finnisch bleibt auf den Verkehr mit den niederen Klassen und der Landbevölkerung beschränkt. In Wyborg residiert der Län-Gouverneur, der Präsident des Hofgerichts und ein griechischer Erzbischof. Das Gymnasium wurde schon 1641 gegründet; in neuerer Zeit erhielt Wyborg auch eine Navigationsschule, und seit den vierziger Jahren bestehen dort eine litterarische und eine landwirtschaftliche Gesellschaft.

Lappenfamilie auf der Reise.

Ein Kranz hübscher Villen mit Gärten umgiebt die Stadt, Sommerwohnungen Petersburger Familien, welche sich jetzt immer zahlreicher hier niederlassen, seitdem durch die Petersburg-Wyborger Bahn die Verbindung mit der Residenz erleichtert ist. Einer der schönsten Punkte in der Umgegend Wyborgs ist Schloß Monrepos, ein Besitztum des Barons von Nikolay. Es liegt 2 Werst nördlich von der Stadt auf einer kleinen Insel, welche das Volk Wanka Wiipuri (Alt-Wyborg) nennt, weil der Sage nach die Stadt Wyborg früher auf dieser Insel angelegt war. Der großartige Park, der sich jetzt dort befindet, wurde gegen Ende

des vorigen Jahrhunderts durch den Gouverneur Wyborgs, General Stupeschin, angelegt, durch Kaiserin Marie später bedeutend vergrößert, und 1811 wurden Schloß und Park durch Schenkung Eigentum des bekannten Dichters Baron Ludwig von Nikolay, dessen Nachkommen sie noch heute gehören. Der Park ist reich an romantischen Stellen und schönen Fernsichten. Unter den Bauwerken und Denkmälern, die ihn schmücken, sind die sehenswertesten die Ludwigsburg, ein Schlößchen in gotischem Stil, auf der Spitze eines steilen Felsens am Meeresufer erbaut (siehe Seite 116), der Marienturm, in dessen Innerem die Einrichtung noch völlig so erhalten ist wie sie zur Zeit der Kaiserin Marie war, ein Obelisk zur Erinnerung an die bei Austerlitz und Kulm gefallenen Schwäger des Barons Nikolay, die Herzöge von Broglio, und die Statue Wäinämöinens, von Johann Takanen nach einem leider zu Grunde gegangenen Werk des Dänen Borup verfertigt: in einer Felsennische sitzt dieser Gesangesheros der alten Finnen auf einem Felsblock, im Schoße die Kantele, das nationale Musikinstrument, mit lebhafter Gebärde der erhobenen Linken Spiel und Gesang begleitend (siehe Seite 117).

Es war ein guter Gedanke, Wäinämöinen im gesangliebenden Karelien ein Denkmal zu errichten. Musik und Gesang wird nämlich in Finnland nur in Karelien gepflegt, die Tavastländer haben keinen Sinn für Poesie. Bei den Kareliern entstanden schon in heidnischer Zeit jene herrlichen Gesänge, die man später zu einem großen Nationalepos, der „Kalewala" oder richtiger „das Land des Kalewala" (Heldenheim) zu verbinden suchte, welches J. Grimm ein würdiges Seitenstück der Iliade genannt hat. Bis in die dreißiger Jahre hatten sich diese Gesänge nur durch mündliche Überlieferung im karelischen Landvolk erhalten. Im Jahre 1835 begann sie Elias Lönnrot zu sammeln, versuchte sie zu ordnen, und auf langen Reisen durch alle von Finnen bewohnten Gebiete brachte er bis zum Jahre 1849 eine Sammlung zusammen, welche 50 Runen oder Gesänge enthält, jeder zu 2 bis 500, durch allitterierende Hebungen gebundenen Versen, zusammen 22 800 Verse, die mit Ausnahme des letzten (50.) Gesanges, welcher erst nach Einführung des Christentums entstanden sein kann, alle aus der heidnischen Zeit des Volkes stammen. Einzelne Runen waren zwar im vorigen Jahrhundert in Druck erschienen, 1819 gab Schröter und 1822 Topelius eine Sammlung derselben (in 5 Bändchen) heraus, aber erst durch Lönnrots Arbeiten wurden die zerstreuten Teile zu einem Ganzen vereinigt, wobei der Herausgeber thätig durch die finnische Litteraturgesellschaft unterstützt wurde. Der Hauptheld des Epos, um den sich die ganze Handlung gruppiert, ist Wäinämöinen, der Orpheus des Nordens, dessen Gesang zu den Klängen der Kantele Lebendes und Lebloses zu rühren vermag. Die Mehrzahl der Gesänge füllt die Erzählung der Abenteuer Wäinämöinens und Ilmarinens auf ihren Zügen ins Nordland, wo sie um des Nordlands Jungfrau freien wollen. Des Nordlands Wirtin verspricht dem in der Schmiedekunst erfahrenen Ilmarinen die Hand ihrer Tochter, wenn er ihr den Sampo schmieden könne. Ilmarinen schmiedet den Sampo, aber nachdem des Nordlands Wirtin diesen in den Steinberg eingeschlossen, weigert sich die Jungfrau, Ilmarinen nach seiner Heimat zu folgen, und dieser kehrt schlechtgelaunt allein nach Hause zurück. Die zehnte Rune schildert dies in folgenden Versen:

Louhi, sie, des Nordlands Wirtin,
Nordlands zähneloſe Alte,
Ging geschwinde in die Stube,
Redet Worte solcher Weise:
„Meiner Töchter allerjüngste,
Du das beste meiner Kinder,
Kleid' Dich auf das beste heute,
Lege an die schönsten Röcke,
Schmück' Dich mit den schönsten Perlen,
Mit dem Schönsten Deinen Busen,
Mit dem Nettsten Deinen Nacken,
Mit dem Bunt'sten Deine Schläfen,
Sorge Du für rote Wangen,
Für den Glanz des Angesichtes.
Schon gekommen ist der Schmieder,
Der geschickte Ilmarinen,
Daß er uns den Sampo schmiede,
Uns den bunten Deckel hämm're."

Nordlands wunderschöne Tochter,
Eine Zier von Land und Wasser,
Nahm die ausgewählt'sten Kleider,
Der Gewänder allerreinste,
Schichtet fünfe auf einander,
Legt zurecht den Schmuck des Hauptes,
Thut sich um das Kupferbändchen,
Schmückt sich mit dem gold'nen Gürtel.

Kam vom Vorratshaus zur Stube,
Von dem Hofe in die Stube,
Ist voll Schönheit an den Augen,
An den Ohren hochgestaltet,
Mit gar strahlendem Gesichte,
Mit der Wangen schöner Röte,
Gold erglänzte an dem Busen,
Silber schimmert' auf dem Haupte.

Nordlands Wirtin führte selber
Ilmarinen, ihn, den Schmieder,
In des Nordlands Wohngebäude,
In das Haus von Sariola,
Sättigt dort den Mann mit Speisen,

Giebt ihm auch genug zu trinken,
Und bewirtet ihn gar trefflich;
Fing drauf also an zu sprechen:
„O Du Schmieder Ilmarinen,
Ewig tücht'ger Schmiedekünstler,
Kannst Du mir den Sampo schmieden,
Mir den bunten Deckel hämmern
Aus der Schwanenfeder Spitze,
Aus der Milch der güsten Stärke,
Aus dem kleinen Korn der Gerste,
Aus des Sommerschafes Wolle,
So erhältst die Maid zum Lohne,
Für das Werk Du meine Tochter."

Sprach der Schmieder Ilmarinen,
Redet' selber diese Worte:
„Werde wohl den Sampo schmieden,
Dir den bunten Deckel hämmern,
Aus der Schwanenfeder Spitze,
Aus der Milch der güsten Stärke,
Aus dem kleinen Korn der Gerste,
Aus des Sommerschafes Wolle,
Da den Himmel ich geschmiedet,
Ich der Lüfte Dach gehämmert,
Ohne den geringsten Anfang,
Ohn' ein Bändchen vorzufinden."

Ging den Sampo dann zu schmieden,
Ging den bunten Deckel hämmern,
Fragte nach der Schmiedestätte,
Suchte nach dem Schmiedezeuge,
War dort keine Schmiedestelle,
Keine Schmiede, keine Bälge,
Keine Esse und kein Amboß,
Keine Hämmer, keine Klopfer.

Sprach der Schmieder Ilmarinen,
Redet' Worte solcher Weise:
„Alte Weiber nur verzweifeln,
Schufte lassen 'was zur Hälfte,
Nicht ein Mann, ein schlecht'rer selber,
Nicht ein Held von wen'gern Kräften!"

Suchte für die Ess' ein Plätzchen,
Für die Bälge eine Stelle
Auf den dortgen Landesstrecken
An dem Rand der Nordgefilde.

Suchte einen Tag, den zweiten,
Endlich an dem dritten Tage
Kam ein buntgestreifter Steinblock,
Kam ein Fels ihm zu Gesichte.
Dahin läßt der Schmied sich nieder.
Dort bereitet er sich Feuer,
Einen Tag stellt er die Bälge,
An dem andern Tag die Esse.

Ilmarinen, er, der Schmieder,
Dieser ew'ge Schmiedekünstler,
Drängt die Stoffe in das Feuer,
In die Esse seine Arbeit,
Stellte Knechte an den Blasbalg,
Stellt sie hin, um stets zu schüren.

Hastig trieben sie den Blasbalg,
Schürten voller Fleiß die Kohlen
Drei der schönsten Sommertage,
Drei der Sommernächte emsig,
Steine wuchsen an den Fersen,
Blöcke an der Zehen Spitzen.

An dem ersten Tage beugte
Selbst der Schmieder Ilmarinen
Sich herab, um zuzuschauen
Auf dem Boden seiner Esse,
Was wohl aus dem Feuer käme,
Aus der Flamme sich erhöbe.

Aus dem Feuer drang ein Bogen
Mit dem Goldesglanz des Mondes,
Golden ganz mit Silberspitzen,
An dem Schaft von buntem Kupfer.

Schön von Anblick ist der Bogen,
Aber leider bösgeartet;
Fragt nach einem Kopfe täglich,
Zwei verlangte er am Festtag.

Selbst der Schmieder Ilmarinen
Freut sich seiner keinesweges,
Bricht den Bogen von einander,
Wirft ihn wieder in das Feuer;
Ließ die Knechte wieder blasen,
Ließ sie unverdrossen schüren.

An dem zweiten Tage beugte,
Selbst der Schmieder Ilmarinen
Sich herab, um zuzuschauen
Auf dem Boden seiner Esse;
Aus dem Feuer drang ein Nachen,
Drang ein Boot mit braunem Scheine,
Golden ist der Bord verzieret,
Kupfern sind die Ruderhaken.

Schön von Anblick ist der Nachen,
Aber leider bösgeartet:
Zieht ganz ohne Not zum Kampfe,
Ohne Anlaß zu dem Streite.

Selbst der Schmieder Ilmarinen
Freut sich seiner keinesweges,
Bricht das Boot in tausend Trümmer,
Wirft es wieder in das Feuer;
Ließ die Knechte munter blasen,
Ließ sie unverdrossen schüren.

An dem dritten Tage beugte
Selbst der Schmieder Ilmarinen
Sich herab, um zuzuschauen
Auf dem Boden seiner Esse;
Eine Kuh dringt aus dem Feuer,
Golden strahlen ihre Hörner,
An der Stirn der Bär vom Himmel,
Auf dem Kopf das Rad der Sonne.

Schön von Anblick war die Kuh wohl,
Aber leider bösgeartet:
Schlief beständig in dem Walde,
Ließ die Milch herab zum Boden.

Selbst der Schmieder Ilmarinen
Freut sich ihrer keinesweges,
Schneidet sie in kleine Stücke,
Wirft sie wieder in das Feuer;
Läßt die Knechte munter blasen,
Läßt sie unverdrossen schüren.

An dem vierten Tage beugte
Selbst der Schmieder Ilmarinen
Sich herab, um zuzuschauen

Auf dem Boden seiner Esse;
Aus dem Feuer drängt ein Pflug sich,
Golden strahlet seine Spitze,
Kupfern ist der Schaft desselben,
Silbern ist der Knopf am Schafte.

Schön von Anblick ist der Pflug wohl,
Aber leider bösgeartet,
Er durchwühlt die fremden Felder
Und durchfurcht die schönsten Wiesen.

Selbst der Schmieder Ilmarinen
Freut sich seiner keineswegs,
Bricht den Pflug gar rasch in Stücke,
Wirft ihn wieder in die Esse;
Läßt die Winde kräftig blasen,
Läßt den Sturm das Feuer schüren.

Rasch erbrausten da die Winde,
Ostwind blies und Westwind brauste,
Kräftig war des Südwinds Blasen,
Gar gewaltig stürmt der Nordwind,
Blasen einen Tag, den zweiten,
Blasen fort am dritten Tage,
Aus dem Fenster sprüht das Feuer,
Aus der Thüre fliegen Funken,
Auf zum Himmel Staubgewölke,
Mit den Wolken mischt der Rauch sich.

Ilmarinen, er, der Schmieder,
Beugte an dem dritten Tage
Sich herab, um zuzuschauen
Auf dem Boden seiner Esse;
Sah den Sampo schon entstehen,
Sah den bunten Deckel wachsen.

Ilmarinen, er, der Schmieder,
Dieser ewge Schmiedekünstler,
Schmiedet mit behenden Schlägen,
Klopfet mit gar kräftgem Hammer,
Schmiedet gar geschickt den Sampo,
Daß er Mehl auf einer Seite,
Auf der zweiten Salz er mahlet,
Auf der dritten Geld in Fülle.

Frisch geschmiedet mahlt der Sampo,
Schaukelt hin und her der Deckel,
Mahlt ein Maß beim Tagesanbruch,
Mahlt ein Maß, daß man es esse,
Mahlt ein zweites zum verkaufen,
Mahlt ein drittes zum verwahren.

Freudvoll war des Nordens Alte,
Brachte dann den großen Sampo
Nach des Nordlands Felsenberge,
In den festen Berg von Kupfer
Hinter neun der besten Schlösser,
Wurzeln läßt er dorten schießen,
Neun der Klaftern in die Tiefe,
Eine Wurzel in die Erde,
Eine an den Rand des Wassers,
In des Hauses Berg die dritte.

Darauf bittet Ilmarinen
Gar bescheiden um die Jungfrau,
Redet Worte solcher Weise:
„Wirst Du nun die Jungfrau geben,
Da der Sampo fertig worden
Und gar schön der bunte Deckel?"

Nordlands wunderschöne Tochter
Redet selber diese Worte:
„Wer würd' wohl im nächsten Jahre,
Wer im übernächsten Sommer
Hier zum Ruf den Kuckuck bringen,
Wer die Vöglein hier zum Singen,
Wenn ich in die Fremde zöge,
Ich, die Beer', in fremde Länder!

„Ging das Hühnchen hier verloren,
Und verirrte sich das Gänslein,
Ging der Mutter Kirsch' von hinnen
Und die rote Preiselbeere,
Würd' der Kuckuck ganz verschwinden,
Hastig fort die Vöglein flattern
Von dem Gipfel dieses Hügels,
Von dem Rücken dieser Höhe.

„Werde in der Welt wohl nimmer
Diesen schönen Mädchentagen,
Werd' der Arbeit nie entsagen,
Nie den sommerlichen Sorgen,
Ungepflücket blieb' die Beere,
Unerfüllt vom Sang das Ufer,
Undurchwandelt blieb' die Waldung,
Nicht würd' in dem Hain ich spielen."

Ilmarinen, er, der Schmieder,
Dieser ewge Schmiedekünstler,
Schlechtgelaunt, gesenkten Hauptes,
Seine Mütze schief geschoben,
Fing nun an zu überlegen,
Hielt gar lange es im Kopfe,
Wie er sollt' nach Hause reisen,
In bekanntes Land gelangen
Aus dem nimmerhellen Nordland,
Aus dem düstern Sariola.

Sprach die Wirtin von Pohjola:
„O du Schmieder Ilmarinen,
Weshalb bist Du schlechter Laune,
Schiebest schief Du Deine Mütze,
Treibet Dich Dein Sinn zu gehen
Nach dem frühern Heimatlande?"

Sprach der Schmieder Ilmarinen:
„Dahin gehen die Gedanken,
Nach der Heimat, dort zu sterben,
In dem Land zur Ruh zu kommen."

Nordlands Wirtin drauf verpflegte
Wohl mit Speis' und Trank den Helden,
Setzt ihn an des Bootes Ende,
Hin zum kupferreichen Ruder,
Ließ den Wind dann kräftig wehen,
Ließ den Nordwind heftig blasen.

Ilmarinen, er, der Schmieder,
Dieser ewge Schmiedekünstler,
Reist nach seinem Heimatlande
Auf dem blauen Meeresrücken;
Reiste einen Tag, den zweiten,
Endlich an dem dritten Tage
Kommt der Schmied nach Hause glücklich,
Nach dem Ort, wo er geboren.

Spiele der Samojeden.

In späteren Runen werden dann die Thaten Wäinämöinens, Ilmarinens und Lemminkäinens besungen, die ausziehen, um den Sampo aus dem Nordland zu entführen. Aus den Backenknochen eines riesigen Fisches, den sie unterwegs fangen, verfertigt Wäinämöinen seine Kantele, und alles, was auf der Erde, in der Luft und im Meere lebt, eilt herbei, um seinem Spiel zu lauschen. Im Nordland angekommen, versetzt er durch sein Spiel das ganze Volk in tiefen Schlaf, geht dann mit seinen Brüdern zum Steinberg, in welchem der Sampo verwahrt ist, bemächtigt sich desselben und bringt ihn in sein Boot. Auf der Rückfahrt haben aber die Argonauten des Nordens, die Sampofahrer, schweres Ungemach zu erdulden. Des Nordlands Wirtin sendet ihnen einen Sturm nach, der sie so lange aufhält, daß sie von den Verfolgern eingeholt werden. Es kommt zwischen Nordland und Kalewala zum Kampf auf offenem Meere, doch Kalewala geht aus demselben als Sieger hervor. Der Sampo zerbricht während des Kampfes; einige Stücke fallen ins Meer und begründen den Reichtum desselben, andere werden von der Flut ans Ufer getrieben. Wäinämöinen sammelt die Sampotrümmer und setzt sie

Auf die nebelreiche Spitze
Auf dem waldungsreichen Eiland,
Daß sie wüchsen und sich mehrten,
Daß sie sich gestalten möchten
Dort zu Gerste für die Biere,
Dort zu Roggen für die Brote.

Die letzte Rune, welche, wie schon erwähnt, erst in christlicher Zeit entstanden ist, schildert uns, wie Wäinämöinen, im Mißmut darüber, daß der Sohn der Jungfrau Marjatta trotz seines Widerspruches zum König von Karjala getauft wird, sein kupfernes Boot besteigt und fortsegelt. Er verschwindet am Horizont, wo sich Himmel und Erde berühren, aber er läßt seine Kantele und seine Lieder zurück,

Zu des Volkes ewger Freude,
Schönen Sang den Suomikindern.

„Kalewala" ist die größte finnische Volksdichtung, aber es giebt außer ihr noch viele kleinere, die ihr an Wert nicht nachstehen, teils mythischen, teils lyrischen Inhalts. Eigene Sänger, die Ruonalainen, haben diese alten Lieder oder Runen von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt und sie zu den Klängen der nach der Sage von Wäinämöinen erfundenen Kantele, eines mit fünf Metallsaiten bespannten Instrumentes, gesungen. E. Lönnrot, der Herausgeber der „Kalewala", hat auch die übrigen Erzeugnisse der Volkspoesie gesammelt. Es erschienen: unter dem Titel „Kanteletar" 592 lyrische Lieder und 60 Balladen, ferner das 7077 Sprichwörter enthaltende „Suomen kansan sanalaskuja" und „Suomen kansan arwoituksia", 2188 Rätsel enthaltend. In den fünfziger Jahren erschien die erste Sammlung Volkssagen. Immer noch vermehrt sich aber der reiche Schatz finnischer Volkspoesie durch neue Schöpfungen. Unter den neueren Volksdichtern ist der bedeutendste der Bauer Paul Korhonen, dessen Lieder ebenfalls durch Lönnrot gesammelt und herausgegeben wurden.

Die Gründung der Finnischen Litteraturgesellschaft bezeichnet einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte der finnischen Sprache und Litteratur. Die nationale Propaganda, welche durch diese Gesellschaft ins Leben gerufen wurde, richtet ihr Streben darauf, die finnische Sprache ebenso zur Sprache aller Gebildeten im Lande zu machen, wie es die russische Sprache in den Gouvernements mit russischer Bevölkerung ist; sie sucht die Sprache zu läutern, vorhandene Härten zu beseitigen, damit sie auch für moderne Poesie, vor allem aber auch für wissenschaftliche Prosa verwendbar werde. Bis jetzt besteht die Prosalitteratur fast nur aus religiösen oder speziell für das Volk bestimmten, populären Schriften.

Die finnische Sprache ist ungemein reich an Vokalen und Diphthongen, und infolge dessen sehr wohlklingend und biegsam. Zu den einfachen Vokalen, bei denen die Dehnung durch Verdopplung angezeigt wird — a, ä, e, i, o, ö, u, y (unserem ü entsprechend) — kommen die Diphthonge ai, au, äi, äy, ei, eu, iu, oi, ou, öi, öy, ui. Von den Konsonanten fehlen c, f und q. Unter den Sprachen des altaischen Sprachstammes ist die finnische nächst der magyarischen am meisten entwickelt. Die Deklination weist 14 Casus auf und ist ziemlich schwierig; man kennt Nominativ, Genitiv, Infinitiv, Essiv (Qualitiv), Faktiv (Qualifikativ), Illativ, Allativ, Inessiv, Adessiv, Elativ, Ablativ, Caritiv, Suffixiv und Adverbial. Es giebt eine Deklination für Worte, deren

Nominativ auf einen Vokal, und für solche, bei denen er auf einen Konsonanten endigt. Die Possessiva werden durch Suffixe ersetzt: aus isä, Vater, wird durch Suffixe isäni, mein Vater, isäs, dein Vater, isänsä, sein Vater u. s. w. Das Verbum hat ein Activum und Passivum, 2 Numeri, 3 Personen, 2 einfache Tempora (Präsens, Praeteritum) und 5 Modi (Indikativ, Imperativ, Konjunktiv, Infinitiv und Participium).

Samojeden.

Die finnische Sprache zerfällt in eine Menge Dialekte; die bedeutendsten derselben sind der karelische und tavastische. Der erstere wird von den eigentlichen Kareliern (Karjalaiset) im Nordosten des Großfürstentums und von einem großen Teil der Bevölkerung Ingermanlands gesprochen, der letztere von den Tavasten (Hämeelaiset) im südwestlichen Finnland, den Liven, Tschuden, Esten und der finnischen Bevölkerung am Bottnischen Meerbusen. Aus dem letztern, wie er um Abo und Helsingfors gesprochen wird, hat sich vorzüglich die Schriftsprache herausgebildet, und in den Gebieten, in denen er verbreitet ist, wirkt die eine Vervollkommnung der Sprache erstrebende nationale Propaganda am erfolgreichsten. Sehr zu statten kommt dabei den Finnen

die bevorzugte Ausnahmestellung, die sie im russischen Reiche einnehmen. Finnland ist zwar mit Rußland nicht bloß durch eine Personalunion, sondern auch durch die gemeinsame Vertretung nach außen und durch die Gemeinsamkeit verschiedener staatlicher Einrichtungen verbunden, aber es hat sich doch seine alte Verfassung nach schwedischem Muster bewahrt. Der Kaiser aller Reußen und Großfürst von Finnland ist in Helsingfors durch einen Generalgouverneur vertreten, und am Hofe des Kaisers weilt ein Minister für Finnland, der über alle Angelegenheiten, die der kaiserlichen Entscheidung vorbehalten sind, Bericht zu erstatten hat. Der kaiserliche Gouverneur ist Vorsitzender der höchsten Behörde des Landes, des Senats. Der Landtag, der mit dem Landesfürsten gemeinsam die gesetzgebende Gewalt ausübt, tritt alle fünf Jahre zusammen; er ist eine etwa 200 Mitglieder zählende Versammlung von Delegierten der vier Stände: Adel, protestantische Geistlichkeit (welcher auch

Am Weihnachtsabend.

alle Professoren beigezählt werden), Bürger und Bauern. In den Städten entfällt auf etwa 6000 Bürger ein Landtagsabgeordneter; die Bauern eines jeden der 59 Gerichtsbezirke wählen einen Abgeordneten. Die Stände tagen nicht vereint, sondern jeder für sich; bei wichtigen Angelegenheiten können zwar alle Stände zu einer gemeinsamen Sitzung zusammentreten, jedoch nur gemeinsam beraten, nicht auch beschließen. Zur Verhandlung kommen nur die von der Regierung eingebrachten Vorlagen, und Gesetzeskraft erlangen nur solche Beschlüsse, für welche sich sämtliche vier Stände erklärt haben. Ohne Zustimmung aller Stände kann auch keine Rekrutenaushebung stattfinden. Die eigene Armee Finnlands soll dem Gesetz nach 10 000 Mann zählen, doch wurde sie auf ein Corps von 800 Mann reduziert, welches nur im Lande selbst Verwendung findet. Der Landtag des Großfürstentums tritt in Helsingfors, der Hauptstadt desselben, zusammen, doch nicht

in einem gemeinsamen Landtagsgebäude; Adel und Geistlichkeit tagen im sogenannten Ritterhaus, die Deputierten der Bürgerschaft im Rathaus, während der Bauernstand kein bestimmtes Versammlungslokal besitzt, sondern für die Landtagsdauer irgend einen Saal mietet.

Das in Finnland geltende Recht ist mit geringen Abänderungen das alte schwedische Gesetzbuch von 1734. Die Todesstrafe besteht noch, aber seit mehr als einem halben Jahrhundert ist kein Todesurteil vollstreckt worden. Eine große Schattenseite der finnischen Zustände ist die Intoleranz gegen andere Glaubensbekenntnisse. Neben der lutherischen Staatskirche genießt nur die griechische Kirche gleiche Rechte, alle anderen Religionen und Konfessionen haben es höchstens zur Duldung gebracht; die 500 Juden z. B., die sich in Finnland aufhalten, sind nicht naturalisiert, ein Jude kann überhaupt nur für kurze Zeit die Bewilligung zum Aufenthalt innerhalb der Grenzen Finnlands erlangen.

Helsingfors liegt an einer der wenigen Buchten, welche das Meer an der von Schären umlagerten Südküste Finnlands bildet. Die Bevölkerung, 43 142 Seelen, ist meist schwedischer Abkunft. Bis zum Jahre 1808, in welchem es der russische General Burhöwden besetzte, gehörte Helsingfors zu Schweden, von dem es bald nach der Besetzung durch die Russen im Frieden zu Frederikshamn (17. September 1809) an Rußland abgetreten wurde. Von Gustav Wasa war die Stadt 1550 am Ufer des Flusses Wanda gegründet worden, wo man noch Überreste jener alten Ansiedlung, Gammelstaden, die alte Stadt genannt, sieht; unter Königin Christine wurde sie, da jene Lage sich für ihr Gedeihen nicht günstig erwies, nach der Stelle verlegt, welche sie jetzt einnimmt, aber trotzdem blieb sie unter schwedischer Herrschaft ein unbedeutender Platz. Was Helsingfors heute ist, seinen ganzen überraschenden Aufschwung verdankt es seiner Verbindung mit Rußland. Nicht mit Unrecht hat man das durch schöne, breite Straßen und große Plätze mit stattlichen Gebäuden ausgezeichnete Helsingfors mit seinem lebhaften Fremdenverkehr und dem regen geistigen Leben Klein-Petersburg genannt. Als Hauptstadt des Großfürstentums, als Sitz des General- und Civil-Gouverneurs des kaiserlichen Senates und aller Centralstellen der Landesverwaltung, ferner als Universitätsstadt, als Handelsplatz und als Seebad besitzt es so viele Quellen zur Wohlhabenheit, daß ein rasches Aufblühen unter umsichtiger Verwaltung gar nicht ausbleiben konnte. In diesem Jahrhundert ist Helsingfors durch imposante Prachtbauten verschönert worden: durch das kaiserliche Palais, in dessen Nähe eine Denksäule an den Besuch der Kaiserin Alexandra Feodorowna erinnert; die lutherische St. Nikolai-Kirche und die neue russische Kirche; die Universität, die Universitäts-Bibliothek, das Studentenhaus (welches eine Bibliothek, ein Restaurant, einen Musik- und Billard-Saal enthält); das Ritterhaus, in welchem während der Sitzungen des Landtags Adel und Geistlichkeit (letztere in einem der Vorsäle) tagen; das schöne Stadttheater u. s. w. Die Universität, ein großartiges Gebäude mit schöner Freitreppe, wurde 1828 von Alexander I. gegründet, dessen Bronzebüste die Aula ziert. Die Vorlesungen an den vier Fakultäten werden von 700 Studenten besucht. Die Zahl der inskribierten Universitätshörer ist jedoch viel größer, da viele ihr ganzes Leben lang als Studenten eingeschrieben bleiben, dabei jedoch sich gar nicht in Helsingfors aufhalten. Mit der Universität sind verbunden eine Münzsammlung, eine Bibliothek mit 120 000 Bänden, ein ethnographisches Museum, ein physikalisches Kabinet und chemisches Laboratorium, ein anatomisches Museum, ein magnetisches Observatorium und ein Turnsaal.

Alle diese stattlichen Prachtbauten und die vielen schönen Anlagen, der reizende Stadtpark, der Ulrikasborg-Park mit den vielen Villen, der Tölö-Park an der Tölö-Bucht, machen Helsingfors zur schönsten Stadt Finnlands. Auch seine Umgebung ist nicht ohne Reize, besonders der Archipel, der sich zwischen Helsingfors und Borgå ausbreitet. Auf einer jener Inseln liegt die starke Festung Sweaborg, die man mit dem Dampfer in einer halben Stunde erreichen kann.

Als Schweden im Frieden zu Åbo (1743) einen großen Teil seiner Besitzungen am Finnischen Meerbusen abtreten mußte, wurde Helsingfors in einen Waffenplatz ersten Ranges umgewandelt. 25 Millionen Riksdaler kosteten die Werke, welche unter der Leitung des Generals Grafen Ehrenswärd und des berühmten Architekten Thunberg errichtet wurden. Im Jahre 1770 waren sie vollendet, aber die fast uneinnehmbare Festung fiel im Jahre 1808 durch Verrat in die Hände der Russen, in deren Besitz sie seitdem geblieben ist. Im Jahre 1855 wurde Sweaborg von der vereinigten französischen und englischen Flotte bombardiert, aber das Bombardement blieb wirkungslos, und die Flotte zog sich nach einem gleichfalls erfolglosen

Landungsversuche zurück. Seitdem wurden auf den Inseln neue Forts und Batterieen errichtet und Sweaborg noch mehr befestigt. Die Inseln, auf denen Befestigungen angelegt sind, bilden gleichsam eine Kette vor der Bucht von Helsingfors, in welche nur an der Ost- und Westküste zwei Eingänge offen stehen. Die stärksten Werke liegen auf den durch Brücken mit einander verbundenen Inseln Vargö, wo der Festungskommandant wohnt, Stora-Öster-Svartö, Lilla-Öster-Svartö, Vester-Svartö, und der kleinen Insel südlich von Vargö, auf der sich Fort Gustavssvärd befindet. Zwischen Vargö und Stora-Öster-Svartö liegt der Kriegshafen, auf Vargö die Arsenale und Magazine mit Material zur Ausrüstung der Schiffe. In Friedenszeiten hat die Festung 6000 Mann Besatzung, außerdem etwa 1000 Einwohner.

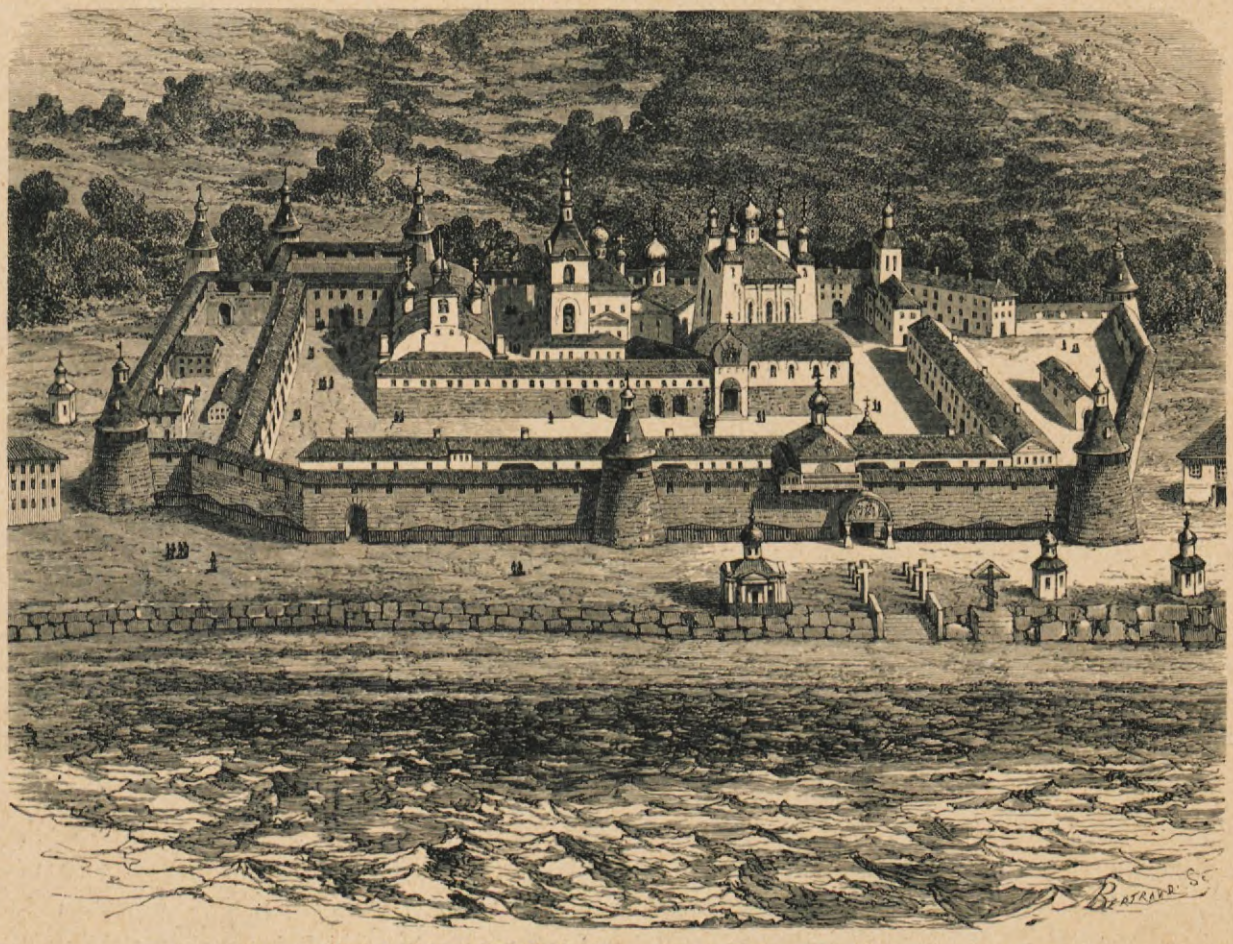
Trotz des Schutzes durch die Kanonen Sweaborgs ist der Handel von Helsingfors nicht so zur Blüte gelangt wie jener Wyborgs. Es werden hier zwar jährlich noch für 35 bis 40 Millionen Waren umgesetzt, aber die Petersburger Bahn, welche viele Fremde als Besucher der Seebäder brachte, ist für den Seehandel von Helsingfors eine gefährliche Konkurrentin geworden. Der Schiffsverkehr zieht sich immer mehr nach Westen, nach Hangö, wo der Finnische und Bottnische Meerbusen sich mit der Ostsee vereinen, und wo das Meer nicht wie bei Helsingfors von Dezember, ja oft schon von November bis Mai mit Eis bedeckt ist. Helsingfors ist aber immer noch der Hauptmarkt für das nächste Hinterland, namentlich für die beiden Städte Tavastehus und Tamerfors. Letztere Stadt, das „Manchester Finnlands" genannt, ist die größte Fabrikstadt des Großfürstentums (Baumwollspinnerei, Papierfabrikation). Schon im Anfang der zwanziger Jahre hat man in Tamerfors begonnen, die gewaltige Wasserkraft des die Stadt durchfließenden Tampereenkoski, welcher auf einer Strecke von 3 Werst etwa 20 Meter fällt, im Dienste der Industrie auszunutzen, und gegenwärtig steht an beiden Ufern des Flusses Fabrik an Fabrik. Tamerfors zählt etwa 13 000 Einwohner, und ist auch als Handelsplatz von großer Bedeutung, wird jedoch als solcher weit übertroffen von Abo (sprich: Obó), welches mit seinen 23 000 Einwohnern nach Helsingfors die größte, zugleich aber auch die älteste Stadt des Großfürstentums und unter allen Handelsstädten an der finnischen Küste die bedeutendste ist.

Der Hafen Abos liegt auf der Insel Hirvinsala bei Båckholm, wo alle großen Schiffe vor Anker gehen; bis zur Stadt können durch einen dieselbe mit dem Meer verbindenden Kanal nur kleine Schiffe mit geringem Tiefgang fahren. Zur Ausfuhr gelangen hier hauptsächlich Getreide, Mehl, Holz, Pottasche, Eisen, Häute, Wildpret, Fische und Butter; die Einfuhr besteht besonders in Kleidungsstoffen, Glas, Salz, Zucker, Wein, Kaffee und Früchten. Reges Leben herrscht auf den Werften, wo sowohl die großen Dampfer der amerikanischen Schiffahrtsgesellschaft als auch Kriegsschiffe gebaut werden.

Abos Gründung wird in das Jahr 1157 verlegt. Erich der Heilige, der die Finnen gewaltsam zum Christentum bekehrte, soll hier auf einem Felsen am rechten Ufer des Aurajoki, auf dem noch jetzt Schloß Abo (Abohus) steht, eine Burg angelegt haben. Wiederholt von den Russen geplündert und niedergebrannt, begann Abo erst in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts sich zu heben. Im Jahre 1628 gründete hier Gustav Adolph ein Gymnasium, welches Christine 1640 in eine Universität umgestaltete, die später einen bedeutenden Ruf erlangte, aber 1827 nach Helsingfors verlegt wurde. Im Jahre 1783 wurde in Abo zwischen Rußland und Schweden jener Friede geschlossen, durch welchen der zwei Jahre vorher auf Betreiben der Partei der Hüte von Schweden begonnene unheilvolle Krieg ein Ende fand, während dessen das schwedische Heer bei Willmanstrand geschlagen, der General Wrangel gefangen und ganz Finnland von den Schweden verwüstet wurde. Schweden trat damals alles Land bis zum Kymmenefluß ab. 1808 wurde, nachdem sich Sweaborg ergeben hatte, auch Abo von dem russischen General Buxhöwden besetzt. Durch den Friedensschluß fiel ganz Finnland an Rußland, und der Sitz der Regierungsbehörden wurde von Abo nach Helsingfors verlegt, welches seine alte Nebenbuhlerin nun rasch überflügelte. Von dem schweren Schlag, der Abo dadurch und durch die Verlegung der Universität traf, hat es sich lange nicht erholen können, und erst seit dem Aufschwung des Seehandels beginnt es allmählich seine frühere Wohlhabenheit wieder zu erlangen.

Abo war schon frühzeitig Bischofssitz. Bischof Magnus I. ist der Erbauer der großen Kathedrale (Domkyrkan) in spätromanischem Stil, die auf einem kleinen Hügel inmitten des Kathedralen-Platzes steht. Das Bistum blieb auch nach Einführung der Reformation bestehen und wurde 1817 in ein protestantisches Erzbistum verwandelt.

Von Abo nach Norden liegen an der Küste noch mehrere größere Städte mit teilweise ziemlich bedeutendem Handel, zunächst Nystadt, wo 1721 der bekannte Friede mit Schweden geschlossen wurde, in welchem dieses Estland, Ingermanland, Livland und einen Teil Kareliens an Rußland abtrat. Ein Telegraphenkabel verbindet jetzt von hier aus die finnische Küste mit der schwedischen. Dann folgen Björneborg, am schiffbaren, lachsreichen Kumo gelegen, eine rasch aufblühende Industriestadt mit nahezu 9000 Einwohnern; Kristinestadt (2700 Einwohner); Wasa oder Nikolaistadt (etwa 6300 Einwohner), eine alte Stadt, in deren Umgebung sich viele Eisenwerke, Glashütten und Pulvermühlen befinden; Jakobstadt; Gamla Karleby, eine alte Handelsstadt, die jedoch etwa 2 Werst von ihrem Hafen entfernt liegt; Braheſtad und Uleåborg (sprich: Uleoborg). Die letztere, romantisch am Uleå-Elf gelegene Stadt macht trotz ihrer Holzhäuser einen freundlichen



Kloster Solowetzk. (Nach einem alten russischen Gemälde.)

Eindruck, als Handelsstadt hat sie jedoch viel von ihrer Bedeutung eingebüßt, da sich der Seehandel immer mehr nach den südlichen Plätzen Finnlands zieht. Schon am Anfang dieses Jahrhunderts wurde hier ein lebhafter Handel mit Holz und Teer getrieben, trotzdem die vielen Sandbänke und Klippen im Uleå-Elf die Schiffahrt sehr gefährden, und diesem Handel verdankte die Stadt ihren abermaligen Aufschwung, als sie 1822 völlig niedergebrannt war.

Die nördlichste Stadt Finnlands am Bottnischen Meerbusen ist Torneå (sprich: Torneo), am Torne-Elf gelegen, der aus dem gleichnamigen See in Schweden kommt und 400 Werst weit die Grenze zwischen Schweden und Rußland bildet. Am andern Ufer des Flusses, Torneå gegenüber, liegt das schwedische Städtchen Haparanda. Beide Städte werden von vielen Touristen besucht, namentlich im Juni, da 67 Werst nördlich, auf der finnischen Seite des Torne-Elf der Berg Avasaksa liegt, von dem aus am 24. Juni das großartige

Archángelsk.

Schauspiel der Mitternachtssonne beobachtet wird. Der Reisende findet sowohl in Haparanda als in Torneå gut eingerichtete Hotels, und Mangel an Comfort wird ihn hier sicher nicht daran erinnern, daß er an der Nordgrenze des civilisierten Europa steht. Der Ackerbau beschränkt sich hier, nahe dem 66. Grad nördlicher Breite, bereits auf den Anbau von Gerste und Kartoffeln, doch sind Jahre, in denen eine auch nur mittelmäßige Ernte erzielt wird, selten. Beim 69. Breitengrade hört der Ackerbau überhaupt völlig auf, und es beginnen jene traurigen weiten Schneeflächen, die sich wie ein endloses weißes Leichentuch von Sibirien her längs des Weißen Meeres bis zur Nordgrenze Schwedens ausdehnen.

Torneå ist der Hauptmarkt für die Lappen im Großfürstentum; dorthin bringen sie das wenige, was ihr Land bietet, Rentierfelle und Fische, um dafür andere Bedarfsartikel einzutauschen.

Bis hinauf zur nördlichen Grenze des Erdteils, im Nordwesten nach Schweden, im Nordosten tief in das Gouvernement Archángelsk hinein erstrecken sich die Wohnsitze der Lappen. Es ist eine eigene, fremdartige Welt, die wir da betreten, doch ein und derselbe Charakter der Landschaft von den Bergen Schwedens bis zum fernen Ural. Rauh und unwirtlich ist das Land, bald mit kahlen Gebirgen, bald mit dichtem Urwald bedeckt, und obwohl seine Seeen und die gewaltigen Ströme, die es durchschneiden, vortreffliche Verkehrsstraßen bilden, solange sie der Winterfrost nicht mit einer Eisdecke überzieht, so haben sich doch Handel und Verkehr nur schüchtern zu dieser ultima Thule heraufgewagt. Welch riesiges Gebiet, fast doppelt so groß als das Deutsche Reich, doch wie dünn gesäet die Bevölkerung! Im Gouvernement Wasa kamen noch 7 Menschen auf den □Kilometer; in Uleåborg, dem größten der finnischen Distrikte (165 640,9 □Kilometer), zählt man nur noch 1,1 auf den □Kilometer, in Olonetz 2, ebenso in Wologda, und im Gouvernement Archángelsk gar nur noch 0,4! Im Gouvernement Wjatka, das bereits eine Übergangsstufe vom rauhen Norden zu dem gemäßigten Klima Kasans bildet, kommen noch nicht mehr als 16 Menschen auf den □Kilometer. Das Gouvernement Archángelsk ist fast viermal so groß als das auch nicht dicht bevölkerte Königreich Ungarn, und doch kommen in letzterem mehr als 1000 mal soviel Menschen auf die □Meile als in jenem.

Ein buntes Gemisch finnischer Stämme lebt in diesem riesigen Gebiet, die Lappen, Karelier, Tschuden, Samojeden und Sirjänen.

Der Volksstamm, dem wir im hohen Norden zunächst begegnen, die Lappen, führt diesen Namen erst seit der Zeit des Saxo Grammaticus, der um 1190 unter ihnen lebte; früher hieß das Volk Sirit-Finnen. Die Lappen sind zweifellos die Ureinwohner des Landes, aber schon frühzeitig drangen die unternehmungslustigen Kaufleute Groß-Nowgorods bis zum Lappenlande vor und erlangten eine Art Oberhoheit über die zerstreuten Stämme, die ihnen noch im Jahre 1264 durch einen Vertrag bestätigt wurde. Damals erstreckten sich aber die Wohnsitze der Lappen noch viel weiter nach Süden als jetzt, da sie noch nicht durch die Slaven nach dem höchsten Norden zurückgedrängt waren.

Düster und traurig ist der lappländische Norden. Schroff und steil steigen die Felsen empor, wie ein mächtiger Damm, der dem Meer das weitere Vordringen wehrt, chaotische Granitmassen, die selbst einem versteinerten Meer ähnlich sind. Tief im Schoße der Gebirge liegen kleine Seeen, aber keine grünende Insel spiegelt sich in den klaren Wellen, und kein Laut unterbricht die Totenstille, die über der Gegend lagert. Selten gewahrt das Auge spärlichen Pflanzenwuchs oder auf einem Berggipfel einige einsame Tannen und Fichten. Trotzdem hat dies Land eine Zukunft, und es war kein sinnloses Beginnen, daß die Regierung finnische und russische Kolonisten an die Meeresufer verpflanzte, denn die an Buchten reiche Küste, das nie zufrierende Meer und der große Fischreichtum der Seeen sind Eigenschaften des hohen Nordens, die vieles ersetzen, was ihm fehlt.

In den südlicheren Gegenden Lapplands sieht es etwas freundlicher aus, aber auch dort ist der Kampf ums Dasein, den die Bevölkerung zu führen hat, noch ein sehr schwerer. Die Dörfer der Lappländer bestehen aus ärmlichen Holzhütten von ovaler oder konischer Form; Steingebäude trifft man, trotzdem kein Mangel an Baumaterial ist, sehr selten. Wenn der Herbst kommt, werden die Sommerhütten verlassen und die für den Winter bestimmten bezogen, aber unsauber und nach unseren Begriffen unbehaglich sind die einen wie die anderen. Die vom Rauch des Herdfeuers erfüllte, durch die Ausdünstung der vielen, sich darin aufhaltenden Menschen verpestete Luft dieser Hütten, in denen die Familie auf Rentierfellen schläft, ist so schlecht, daß man

dort, wie das russische Sprichwort sagt, kein Beil gern aufhängen möchte. Die Hauptnahrung der Lappländer ist, da der Boden, auf dem sie leben, sie nicht ernähren kann, eine animalische: Fische, Rentierfleisch und Schneehühner, doch während andere Völker im hohen Norden, so z. B. die Samojeden, das Fleisch roh verzehren, wird es von den Lappländern nur gekocht oder gebraten genossen. Brot hat erst seit etwa 40 Jahren allgemein als Nahrungsmittel Aufnahme gefunden und wird aus einer Mischung von Mehl und zerriebener Fichtenrinde gebacken. Dagegen gewinnt der Genuß geistiger Getränke, besonders aus Norwegen herübergebrachten Rums, auch bei den Lappländern von Jahr zu Jahr an Verbreitung.

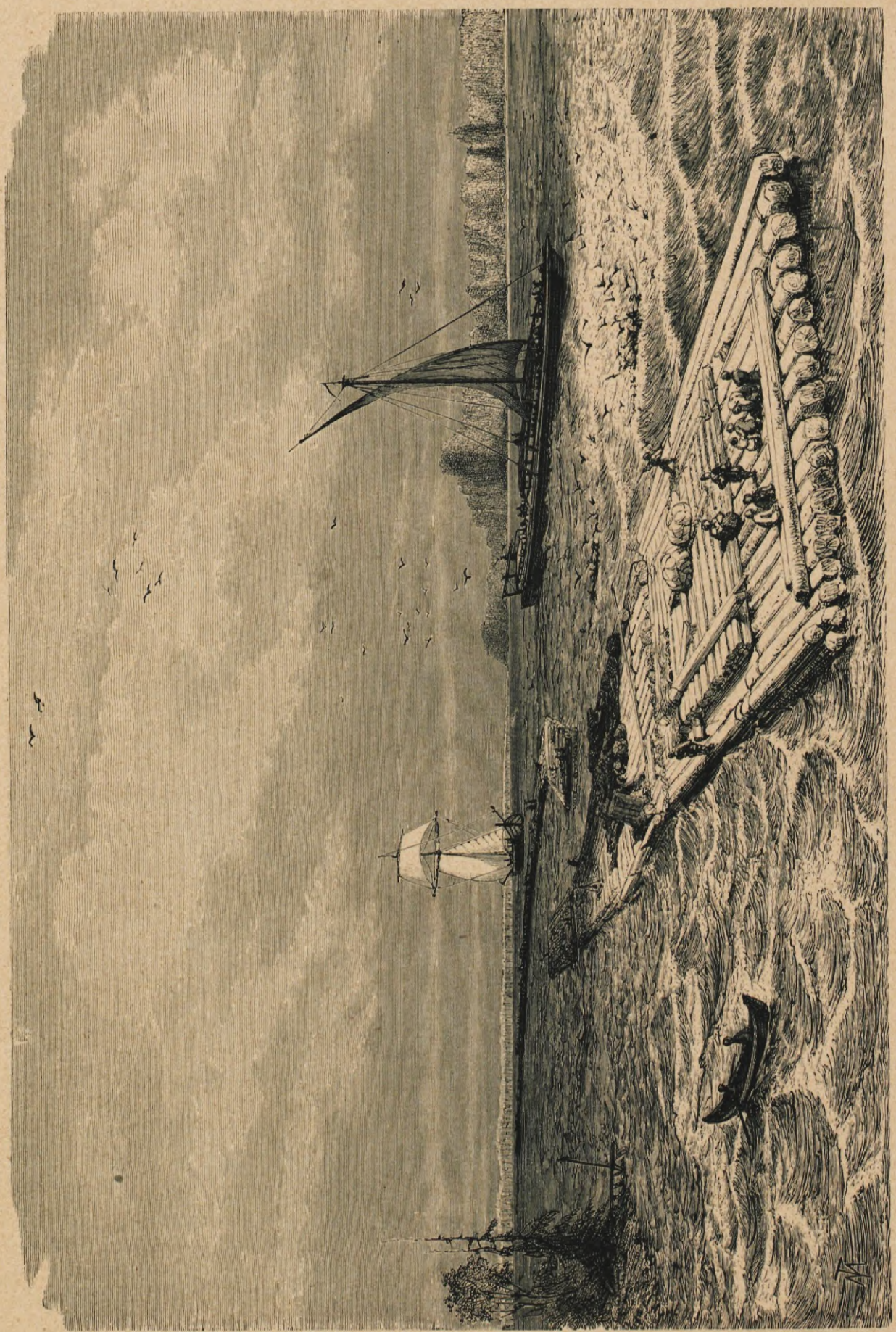
Der Reichtum der Lappländer beruht auf ihren Rentierherden, doch so große Herden wie in Schweden und Norwegen, wo sie nach Tausenden zählen, trifft man in Lappland nicht; selten besitzt ein Lappländer mehr als 8 bis 900 Tiere. Der Futtermangel ist das größte Hindernis der Rentierzucht. Man läßt die Tiere frei weiden und sich ihr Futter selbst suchen, wobei jedoch viele sich verlaufen oder von Wölfen zerrissen werden. Diejenigen, die man als Zugtiere braucht, werden mit Hilfe von Hunden zusammengetrieben und mit Wurfleinen gefangen.

Jedem Kinde wird bei der Geburt ein Rentierweibchen geschenkt, und alle Jungen, die dieses später zur Welt bringt, werden sein Eigentum, so daß jeder herangewachsene Lappe schon über eine Herde verfügt. Rentiere werden auch der Braut als Brautgeschenk überbracht.

Die Lappen heiraten meistens unter sich; Ehen mit Russinnen oder Norwegerinnen sind höchst selten. Will ein junger Mann ein Mädchen freien, so schickt er den Eltern desselben durch Verwandte einige Geschenke und erwartet vor dem Hause den Bescheid. Dem Vater der Braut wird ein Glas Branntwein angeboten; wenn er dasselbe annimmt, gilt die Verlobung für geschlossen, andernfalls ist der Freier abgewiesen. Während der Brautzeit besucht der Lappe seine Auserwählte täglich, bringt ihr häufig Geschenke und singt selbstgedichtete Lieder zum Preis ihrer Schönheit und ihrer sonstigen Eigenschaften, die jedoch nichts weniger als melodiös sind, denn musikalisches Verständnis scheint die Natur den Lappländern versagt zu haben. Ihr Gesang bei Festmählern klingt geradezu ohrenzerreißend; Chorgesänge kennen sie nicht, es singt daher jeder das Lied, das ihm am meisten gefällt, und die rauhen Stimmen, welche da durcheinander ertönen, haben dann viel Ähnlichkeit mit dem Geheul eines Rudels Wölfe.

Die Lappen sind Christen; in Norwegen wurden sie durch König Friedrich V., im Gouvernement Archangelsk gegen Ende des 16. Jahrhunderts durch die russischen Heiligen Feodorit und Trifon bekehrt. Trifon erbaute auf der Halbinsel Kola die erste christliche Kirche im Lappengebiet, bei welcher später ein Kloster entstand, das jedoch von den diese Gegend häufig plündernden Norwegern niedergebrannt wurde. Trotzdem sie aber schon Jahrhunderte lang Christen sind, hat sich unter den Lappen noch viel Aberglaube aus heidnischer Zeit, auch noch Opfer zur Versöhnung der bösen Geister, erhalten. Über dem Grabe eines Kindes, welches keinen Namen erhalten, heult in stillen Winternächten ein böser Geist, und das schauerliche Konzert findet nicht früher ein Ende, als bis man dem begrabenen Kind nachträglich noch einen Namen gegeben hat.

In ihrer heidnischen Vorzeit verehrten die Lappen eine Unzahl Gottheiten höhern und niedern Ranges, gute und böse Geister, die im Himmel, in der Luft, im Wasser, auf und unter der Erde walteten. Die höchsten Götter waren der im Himmel wohnende Radien und sein Sohn Sioraw-Radien. Des Erstern Tochter führte die Seelen der Verstorbenen nach Rata, in das Land der ewigen Finsternis, aus dem es keine Wiederkehr gab. Als Vierter gesellte sich zu diesen obersten Göttern Rawonanekda, der Schutzgeist alles auf Erden Lebenden, der auch dafür sorgte, daß es den Rentieren nie an Nahrung fehlte. Außer diesen verehrten die Lappen die Sonne, als Ernährer und Wärmespender, und brachten dem Sonnengott die besten Fleischstücke zum Opfer, ebenso wie dem bösen Donnergott, der die Menschen tötet und den man deshalb sich günstig stimmen mußte. Leib-Olmai war der Gott der Jagd, dem am Morgen und am Abend unter Absingen von Lobhymnen geopfert wurde. Die Frauen beteten besonders zu Maderakko und ihren Töchtern, deren einer als der Beschützerin der Geburten, welche den Schmerz der Gebärenden zu lindern vermochte, Milchopfer dargebracht wurden, während man ihr zu Ehren Branntwein trank. Schlechte Menschen mußten die unterirdischen Götter fürchten, die unter der Erdoberfläche in bodenlosen Abgründen hausten, wohin nach dem Tode auch die Seelen aller jener kamen, die auf Erden wider die Gebote der Götter gehandelt hatten. Man opferte ihnen die



Floß auf der Dwina.

Knochen, die Ohren und die Eingeweide der Rentiere. Auf den Gipfeln der höchsten Berge thronte Sakwo-Almak, der Gott der Zauberer und Wahrsager. Den südlicher wohnenden Slaven galt der hohe Norden schon frühzeitig als die eigentliche Heimat aller Zauberer und Wahrsager. Iwan der Schreckliche ließ bekanntlich, als er im Jahre 1584 immer schwächer wurde und das Erscheinen eines Kometen ihn ängstigte, Zauberer und Sterndeuter aus Lappland kommen, die ihm seinen Tod nach 12 Tagen, auf den 18. März, vorausſagten. Solche Zauberer tranken von dem Wasser der Quelle, welche auf dem Berge ihres Gottes entsprang, und mit dem Wasser ging alle Kraft und alles Wissen des Gottes auf sie über, sie konnten Krankheiten heilen, aber auch durch ihren Zauber Menschen töten oder ihnen böse Krankheiten senden, die ohne ihren Beistand nicht zu heilen waren. Nur zwei Personen gegenüber ist der Zauberer machtlos. Diese beiden sind der Ispráwnjik (Kreisrichter) und der Stanowói (Polizeibeamte).

Von Tempeln, welche die russischen Lappen ihren Göttern errichteten, ist uns nichts bekannt. Sie opferten denselben auf den Gipfeln bestimmter Berge oder bei großen Steinen, die dann häufig selbst für Gottheiten gehalten wurden. In Zeiten der Not flehte man zu diesen: „Heiliger Stein, steh' uns bei!" In Norwegen stand in grauer Vorzeit ein berühmter Tempel am Ufer eines Sees, und dorthin kamen auch Lappen aus dem russischen Gebiet. Die den Göttern geheiligten Orte wurden sorgsam vor Entweihung bewahrt. Niemand durfte sich dort länger als einen Tag aufhalten, und während dieser Zeit durfte man nichts thun als beten oder Opfer darbringen. Kindergeschrei wurde an solchen Orten nicht geduldet, weil es die Ruhe der Götter störte, und Frauen mußten, wenn sie vorüberkamen, die Augen mit der Hand bedecken, um den heiligen Berg oder Stein nicht durch ihren Blick zu beflecken.

Die Lappen sind jetzt Unterthanen dreier Reiche: Norwegens, Schwedens und Rußlands. Zu derselben Zeit, als die Nowgoroder in ihr Land vordrangen, unterwarfen sich die Norweger alles Gebiet bis zum Waranger Fjord, und im 13. Jahrhundert kam der letzte noch freie Rest des Volkes durch die Unterwerfung Österbottniens an Schweden. Auf russischem Gebiet leben etwa 10000 Lappen. Auf der Halbinsel Kola im Gouvernement Archángelsk, der östlichsten Grenze ihres Gebietes, haben sie sich bereits an feste Wohnsitze gewöhnt und wohnen in Dörfern bei einander. Mit der Tracht der russischen Bauern haben sie dort auch den Hang zur Trunksucht angenommen, aber sie lieben die Reinlichkeit, verwenden viel Sorgfalt auf ihre Kleidung und waschen sich, was man nicht von allen Nordländern sagen kann, auch im Winter täglich und mit großer Sorgfalt. Alle Lappen, die längs der Ufer des Eismeeres wohnen, sprechen auch russisch, da die meisten in Diensten russischer Unternehmer stehen und für dieselben auf den Fischfang ausziehen. Wir können aber auch nicht unerwähnt lassen, daß an den Ufern des Nördlichen Eismeeres und des Weißen Meeres heute noch eine Art weißer Sklaverei besteht, die jeden freiern Aufschwung des Volkes hindert. Die russischen Unternehmer bezahlen für die in ihren Diensten stehenden Lappen die Abgaben, liefern ihnen alles was sie zum Lebensunterhalt und zum Betriebe des Fischfanges brauchen, aber alle Ausbeute des Fischfanges gehört ihnen. Durch die empfangenen Vorschüsse, die er nie völlig abzuarbeiten vermag, wird der Lappe für Lebenszeit zu ihrem Sklaven. Es sind ähnliche Verhältnisse, wie jene, denen wir bereits im I. Bande bei Besprechung der Hausindustrie in den Gouvernements jenseits der Wolga begegneten, und wir werden ihnen bei unserer Wanderung durch den Norden Rußlands nochmals begegnen bei den Samojeden, bei denen die Sklaverei eine noch viel unheilvollere ist als an den Ufern des Weißen Meeres.

Im äußersten Nordosten des Gouvernements Archángelsk, dann jenseits des samojedischen Ural bis über den Jenisei nomadisieren die Samojeden. In Europa bildet die Grenze ihres Gebietes im Westen der Fluß Mesen, im Süden der Posa, ein Nebenfluß des Mesen, im Osten der Ural, im Norden das Meer. Die Horden, die dort mit ihren Rentieren herumziehen, sind nicht groß, und ihre Zahl schmilzt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr zusammen; Köppen berechnet sie auf 4500 in Europa, 5000 in Asien. Klein von Gestalt, mit gelblich-brauner Gesichtsfarbe, niedriger Stirn, schwarzem walzenförmigen Haar, schief stehenden Augen und platter Nase sind die Samojeden getreue Ebenbilder der Mongolen; Castrén hält sie für ein finnisch-mongolisches Mischvolk, andere zählen sie zu den brachycephalen Mongolen. Auch durch ihre ganze Lebensweise unterscheiden sie sich sehr unvorteilhaft von allen ihren Nachbaren, sowohl in Europa als in Asien. Selten hat ein Reisender etwas zu ihrem Lobe zu berichten gewußt, alle schilderten die entsetzliche Unreinlichkeit,

die Faulheit, Gefräßigkeit und Trunksucht der Samojeden in den grellsten Farben. Als Milderungsgrund ihrer moralischen Verkommenheit läßt sich jedoch das schauerlich öde Land anführen, in dem sie leben. „Es giebt wohl wenig Gegenden auf Erden," schreibt Wrangel, „welche mehr dazu geeignet wären, das Gemüt zum Trübsinn und zur Schwermut zu stimmen, als diese Wüsten des Eismeeres. Landwärts nichts als öde, unübersehbare Ebenen ohne Baum oder Strauch oder sonst irgend einen Gegenstand, an welchem der durch unsägliche

Die Heiligen Sabatius und Zosimus im solowetzkischen Kloster.

Einförmigkeit ermüdete Blick haften könnte. An der Meeresküste rauhe, düstere Felsenberge und Eisblöcke, von denen herab weiter nichts zu sehen ist als auf der einen Seite dieselbe endlose Wüste Tundri, und auf der andern die noch ödere unbegrenzte Eisfläche des Meeres. Totenstille rund umher, keine Spur von Mitmenschen und selten ein Anzeichen, daß es hier noch einiges tierisches Leben giebt. So ist die Gegend während des größten Teiles des Jahres beschaffen; nur in der kurzen Periode des sogenannten Sommers belebt sich das ungeheure Grab der Natur hier und da durch Rentier- und Gänseherden."

Im Petschoragebiet.

1) Ufer des Podscherem.
2) Berg Sablja.
3) Troitzky Uljanow monastyr.
4) In der nördlichen Mylwa.
5) Felsenthor im Schtschugorfluß.

Die Samojeden nennen sich selbst Nénetz (Menschen) oder auch Chassow (Männer); über den Ursprung des Namens Samojeden ist man nicht einig: ob derselbe vom finnischen suoma, Sumpf (also Sumpfbewohner) abzuleiten sei, oder ob man russischen Ursprung annehmen solle (Samojedy, Autophagen). Von den Russen werden sie auch Sirojedy (rohes Fleisch Essende) genannt. Sie sind noch nicht lange zum Christentum bekehrt, und wenn auch das Neue Testament in ihre Sprache übersetzt worden ist, Kirchen in ihrem Gebiet gebaut wurden und sie äußerlich allen Anforderungen der griechischen Kirche Genüge leisten, so ist doch der Fetischismus, dem sie früher anhingen, unter ihnen noch nicht ausgerottet, und insgeheim werden immer noch die alten Götter angebetet. Da die Götzenbilder, die sie mit zäher Ausdauer immer wieder aufrichteten, so oft sie auch von den Russen zerschlagen oder verbrannt wurden, schließlich doch vor den christlichen Missionären nirgends sicher waren, verzichteten die Samojeden auf die Errichtung großer, weithin sichtbarer Götzenbilder und begnügen sich nun mit kleinen Bildern in Talismanform, die sie in ihren Zelten oder in den Kleidern verborgen mit sich führen. Besonders am Ural hat sich der Götzendienst und mit ihm der Glaube an die guten und bösen Geister noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Freiherr von Sterneck, der 1872 durch das Petschoragebiet reiste, fand in einer Samojedenhütte neben einem Bilde des heiligen Nikolaus ein Götzenbild. Als die ersten christlichen Sendboten zu den Samojeden kamen, war das Land noch mit Götzenbildern förmlich besäet. An die Opfer, die den Göttern dargebracht worden waren, erinnerten zahllose, von der Sonne gebleichte Renntierschädel, die in weitem Kreis um das Götzenbild aufgeschichtet waren, bei Bildern der guten Götter die Augen nach Osten, bei jenen der bösen nach Westen gerichtet. Außer den Renntieren, welche auf der Opferstätte von den Priestern erdrosselt wurden, opferte man auch Bären. Als Stephen Burrough im Jahre 1556 Waigatsch, die „heilige Insel" besuchte, fand er am Nordkap um ein großes Bild des Götzen Vesako nicht weniger als 420 kleinere Götzenbilder aufgestellt. Im Jahre 1824 waren dieselben noch vorhanden, wurden aber dann von den Missionären teils zerstört, teils fortgeführt, und auf der Spitze des Nordkaps thront jetzt das Kreuz. Eine ähnliche Opferstelle befand sich in der Nähe von Mesen, und nur schwer gelang es den Missionären, die von den Samojeden immer wieder aufgerichteten Götzenbilder endlich zu beseitigen.

Das höchste Wesen der Samojeden ist Num oder Jlibambärtje, der Beschützer der Herden, der über den Wolken wohnt, von wo er Regen und Schnee herabsendet. Der oben erwähnte Vesako ist der Vertreter des bösen Prinzips und Gemahl der „mächtigen Mutter" Kadako, der Erde. Ihn und alle bösen Geister verehrt der Samojede mehr als das höchste Wesen, um das er sich im großen und ganzen recht wenig kümmert. All sein Streben geht nur dahin, die Geister sich günstig zu stimmen, die ihm schaden können, wenn er sie erzürnt, und von deren Gunst er große Vorteile erwartet. Dem kleinen Jdol, das der Samojede in der Tasche mit sich herumträgt, ergeht es aber zuweilen doch recht schlecht, wenn der Samojede in allen Hoffnungen, die er gehegt hat, sich getäuscht sieht. Offenbar ist der Götze daran schuld, daß der Jäger ohne Beute und der Fischer mit leeren Netzen heimgekehrt ist, und er muß dafür büßen: er wird geschlagen, und wenn ihn die Prügel nicht bessern, in Stücke zerbrochen und weggeworfen, und der Samojede verfertigt sich einen neuen Talisman, den jedoch gewöhnlich über kurz oder lang dasselbe Schicksal ereilt.

Nach diesen seltsamen Glaubensbegriffen kann man schon erkennen, daß die Samojeden auf keiner hohen Bildungsstufe stehen. Wenn man die Bildungsstufe, welche ein Volk erstiegen hat, nach der Achtung beurteilen kann, deren sich bei demselben die Frau erfreut, so steht der Samojede wohl unter allen in Europa wohnenden Völkern am tiefsten. Die Frau gilt den Samojeden für unrein, und sie darf den Sinikui, jenen Platz in der Hütte, wo der Samojede sein bestes Besitztum verwahrt, nicht betreten, da eine Berührung durch ihre Hände die dort verwahrten Gegenstände verunreinigen würde. Inmitten der nackt auf dem Boden hockenden, schmutzigen Kinder sitzt die Frau da und näht Gewänder für ihren Mann oder verfertigt aus Renntiersehnen Bindfaden; das ist Jahr aus Jahr ein ihre Beschäftigung. Ihr Mann hat sie vielleicht schon in ihrem 13. Lebensjahre gekauft, denn die Samojedenmädchen werden schon sehr früh verheiratet, und sie ist in seinen Augen nun nicht mehr als eine Sklavin, die den Kaufpreis, der für sie gegeben wurde, dem Mann wieder verdienen muß. Daß sich unter solchen Umständen nie ein Familienleben entwickeln kann, ist selbstverständlich. Es wird dies auch noch dadurch erschwert, daß viele Samojeden gar kein eigenes Heim besitzen, sondern oft 2 oder 3 Familien in einem Zelt beisammenwohnen. Jn diesen kegelförmigen Zelten (Mjä, russisch

Tschum genannt) spottet die Unreinlichkeit aller Beschreibung. Noch mehr zuwider als durch diese werden aber die Samojeden durch ihre echt mongolische Gefräßigkeit. Sie können riesige Mengen rohen Fleisches verschlingen, wobei sie die Fleischstücke in das im aufgeschnittenen Leib des geschlachteten Tieres angesammelte Blut wie in eine Sauce tauchen. Noch dampfendes Rentierfleisch und warmes Blut sind ihre größten Delikatessen, und das Schlachten eines Rentieres ist stets ein Fest für den ganzen Stamm. Dazu gesellt sich ihre Leidenschaft für Tabak und Branntwein. Die Tabakblätter werden zerrieben und in großen Mengen von Männern, Weibern und Kindern geschnupft. Im Branntweintrinken jedoch ist sogar der russische Bauer dem Samojeden gegenüber nur ein Stümper. Wenn Branntwein zur Hand ist, trinken Männer und Frauen bis sie niederfallen, und sobald der Rausch ausgeschlafen ist, beginnt das Gelage von neuem. Man findet zuweilen die Bevölkerung eines ganzen Dorfes wie entseelt am Boden liegen, wo sie ihren Rausch ausschläft.

Frau aus dem Gouvernement Archángelsk.

Die Händler, welche mit den Samojeden verkehren, besonders die schlauen Sirjänen, kennen diese schwache Seite des Volkes sehr wohl und wissen sie auszunützen. Das Feuerwasser leistet in den Schneefeldern am Ural dieselben Dienste wie in den Prairieen Nord-Amerikas. Wenn der Samojede einige Gläser Branntwein im Leibe hat, giebt er für frischen Branntwein leicht alles hin, was er besitzt, Fuchs-, Bären- und Rentierfelle, ja sogar die lebenden Rentiere seiner Herde, und vielleicht gar noch einen Schlitten, damit der Händler die für den zehnten Teil ihres Wertes erworbenen Gegenstände fortschaffen kann. Der Rausch eines einzigen Abends, der sich auf die ganze Familie, die Kinder mit eingerechnet, erstreckt, kostet dann oft alles, was der Samojede in mehreren Wochen mühsam auf der Jagd erworben hat, aber er beklagt, wenn der Rausch verflogen ist, niemals den Verlust, ärgert sich höchstens, daß er dem Händler nicht noch etwas mehr Branntwein abgepreßt hat.

Bei solcher Wirtschaft ist es erklärlich, daß das Samojedenvolk immer tiefer sinkt. Dem Dämon Alkohol verfallen, geht es langsam, aber unaufhaltsam seinem Untergang entgegen, denn die Zahl der Todesfälle nimmt in demselben Verhältnis zu, wie die Zahl der Geburten abnimmt. Dabei verarmt das Volk immer mehr. Durch die gewissenlosen Händler immer wieder zum Branntweintrinken verleitet, wird der Samojede, der kein Geld zum Bezahlen desselben besitzt, ihn aber doch nicht entbehren will und kann, nur zu leicht der Schuldner des Händlers, und sobald er erst nur einmal von diesem einen Vorschuß auf später zu liefernde Felle oder Renntiere angenommen hat, wird er in seinem ganzen Leben den Gläubiger nicht mehr los. Mit Weib und Kindern ist er der Sklave desselben geworden und wird ausgebeutet, soweit seine Kräfte reichen. Große Renntierherden gehören bei den Samojeden daher schon längst zu den Seltenheiten; man berechnet die Durchschnittszahl ihrer Herden auf 16 bis 17 Tiere. Die Zeit ist nicht fern, wo man nur noch in ethnographischen Museen Spuren finden wird, daß einst Samojeden gelebt haben, wenn dann nicht noch irgend ein Sprachforscher sich veranlaßt findet, sich mit der Poesie des untergegangenen Volkes zu beschäftigen.

Bauernhaus im Norden.

Poesie der Samojeden! Es klingt kaum glaublich, und doch hat auch dieses verkommene Volk seine Heldengesänge, Überbleibsel aus vergangenen besseren Tagen, monotone Rezitationen, der starren Ruhe des eisigen Nordens angemessen. In manchen zeigen sich Anklänge an die Kalewala der benachbarten Karelier. Es giebt eigene Sänger, die im Vortrag dieser Lieder geübt sind und deren Gesang die Samojeden oft stundenlang lauschen. Trotz der tiefen Verkommenheit des Volkes entstehen auch jetzt noch immer neue Volkslieder.

Die Spiele, mit denen die Samojeden sich zu belustigen pflegen, sind sehr einfach. Man wirft Speere nach einem eisernen Ring, und wessen Speer in dem Ring stecken bleibt, der ist Sieger. Auch eine Art Kegelspiel ist bei den Samojeden gebräuchlich: durch einen Querstab verbundene Stäbe werden in die Erde gesteckt und nach diesen ein Knüttel geschleudert, um sie umzuwerfen (siehe Seite 141).

Die Sirjänen, die so verhängnisvoll für die in der geistigen Entwicklung zurückgebliebenen Samojeden geworden sind, haben schon frühzeitig als Handelsvolk eine Rolle gespielt und lebhaften Verkehr mit Sibirien unterhalten, ja bis nach Persien und Indien erstreckten sich ihre Verbindungen. Sirjänenstraßen hießen die alten Handelsstraßen, die über den Ural führten. Nach jenen, welche mit den Samojeden in Berührung kommen, darf man jedoch nicht das ganze Volk beurteilen: sie sind schlau, hinterlistig und allezeit zu Betrug geneigt, während die weitaus größere, südlicher wohnende Masse des Volkes sich durch Wahrheitsliebe, Recht-

schaffenheit und Biederkeit auszeichnet. Die Sirjänen sind bereits so russifiziert, daß sie sich fast gar nicht von den Russen unterscheiden. Unter den vielen Völkerschaften, welche in Rußland leben, sind sie eine der talentvollsten. Schon in der Schule zeichnen sich die Sirjänen durch ihr Fassungsvermögen und ihre Lernbegierde aus, und im Seminar zu Wologda sind meist die besten Schüler Sirjänen. Trotz ihrer angeborenen Neigung zum Handel, die sich auch in der überraschenden Schnelligkeit dokumentiert, mit welcher Sirjänenkinder im Rechnen Fortschritte machen, sind sie auch tüchtige Jäger, die sich nicht scheuen, den Bär in seiner Höhle aufzusuchen. Zuweilen ist die ganze Bevölkerung eines Dorfes auf der Jagd oder beim Fischfang und die Frauen verrichten indessen zu Hause die Arbeiten der Männer. Bären, Füchse, Eichhörnchen, Schneehühner sind die Beute, welche die Sirjänen von der Jagd heimbringen; der Fischfang in den fischreichen Flüssen liefert Lachse, Hechte, Störe, Sterlets (Acipenser rathenus), Schnäpel (Coregonus), Kaulbarsche u. s. w. in Menge. Durch den Fischfang, dem der Sirjäne gewöhnlich im Dienste eines Unternehmers obliegt, verdient er 60 bis 80 Rubel. Viel einträglicher ist die Jagd: ein glücklicher Schuß bringt oft dem Jäger ein in diesen Gegenden bedeutendes Kapital ein, wenn ihm z. B. der Zufall einen Zobel oder einen Silberfuchs in den Weg führt, denn für Pelze aus diesen seltenen Fellen werden in Rußland tausende von Rubeln gezahlt. Mehr als der gute Ertrag der Jagd trägt aber die rationell betriebene Renntierzucht zu der meist großen Wohlhabenheit der Sirjänen bei. Herden von 6 bis 7000 Tieren gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Im Sommer, während der Sirjäne der Jagd oder dem Fischfang obliegt, läßt er seine Herden unter der Obhut eines samojedischen Knechtes zurück, im Winter aber, wo Überfälle durch Raubtiere mehr zu befürchten sind, übernimmt er selbst die Beaufsichtigung der Herden. Selten wird ein junges Tier geschlachtet, da der Sirjäne den Wert des Felles eines ausgewachsenen Renntieres gar wohl zu schätzen weiß. Wenn er zum Herbst den dritten oder vierten Teil seiner Herde schlachtet, ist ihm aber auch durch den Verkauf der Felle ein Reingewinn von 5 bis 6000 Rubeln sicher. So fehlt denn Geld, das bei den Samojeden nie zu finden ist, niemals in der Hütte des Sirjänen, und bei vielen sammelt sich im Laufe der Zeit ein auch für andere Verhältnisse bedeutendes Vermögen an.

Der Grundzug des Charakters der Sirjänen ist, wie bei allen finnischen Völkern, ehe sie durch fremde Einflüsse verdorben worden, die Ehrlichkeit. Wie der Finne im Großfürstentum, wenn er einen von einem andern verlorenen Gegenstand findet, sich oft einen weiten Weg nicht verdrießen läßt, um den Eigentümer aufzusuchen, so vergreift sich auch der Sirjäne nie an fremdem Gut. Der Umstand, daß Thürschlösser bei ihnen bis in die jüngste Zeit völlig unbekannt waren, spricht schon deutlich genug für die im Lande herrschende Sicherheit. Unter dem Einfluß des Verkehrs mit russischen Kaufleuten, die ihn, den Arglosen, arg übervorteilten, ist jedoch auch der Sirjäne allmählich mißtrauisch geworden und hat auch von jenen gelernt, deren Opfer er durch seine Gutmütigkeit früher wurde. Von den Samojeden holt er sich nun das Lehrgeld zurück, das er selbst früher den Russen bezahlt hat, und weiß, wie wir schon oben erwähnten, so schlau zu operieren, daß ihm bei jedem Geschäft mit Angehörigen dieses Volkes ein riesiger Gewinn sicher ist. Dem Samojeden gegenüber ist er herz- und gewissenlos.

Wenn die Länderstriche an der Petschora, wo die Sirjänen wohnen, einst der Segnungen europäischer Kultur teilhaftig werden, was doch über kurz oder lang geschehen muß, dürften die Sirjänen berufen sein, im russischen Norden eine wichtige Rolle zu spielen. Sie sind ohne Zweifel eins der beachtenswertesten unter den wenigen kulturfähigen Völkern, die neben den vielen absterbenden Stämmen das Riesenreich bewohnen.

Alle Völkerschaften in den nördlichen Gouvernements, auch die Sirjänen nicht ausgeschlossen, treiben Ackerbau nur als Nebenbeschäftigung. Eine Ausnahme bilden die Karelier in den südlichen Teilen des Gouvernements Olonetz, in den Petersburg nahen Distrikten. Renntierzucht, Jagd und Fischfang sind die Hauptnahrungsquelle der Völker des Nordens, den trotz seiner Unwirtlichkeit eine ungemein mannigfaltige und zahlreiche Tierwelt belebt. Da schleichen durch die Moräste und Wälder ganze Herden der wegen ihres seidenweichen Felles hochgeschätzten weißen Wiesel und der Hermeline dahin, Eichhörnchen springen von Zweig zu Zweig, zahllose Hasen huschen durch das Gebüsch, Renntiere grasen an den freien Stellen, und in großen Rudeln streift das Raubvolk der Wölfe umher, welchem Marder und Füchse nach Kräften Konkurrenz machen. Über Mangel an Wild hat hier kein Jäger zu klagen, trotzdem die Jagd, namentlich auf die Pelztiere, seit Menschengedenken mit großem Eifer betrieben wird. Trotz der leidenschaftlichen Vorliebe für die Jagd, welche

allen Bewohnern der nordischen Wälder eigen ist, wird diese jedoch noch auf sehr primitive Weise betrieben. Pulver und Blei ist teuer, muß fernher geholt werden, und nicht jeder ist auch im Besitz eines Gewehrs. So spielt denn das Fallenstellen eine große Rolle. An den Baumzweigen werden Schlingen aus Pferdehaaren befestigt, in denen sich die Vögel fangen, und wo im dichten Gebüsch sich ein Durchhau befindet, besonders in der Nähe von Quellen, wohin das Wild zur Tränke zu kommen pflegt, dort werden Fallen aller Art für große und kleine Tiere aufgestellt. Den Bären lockt ein Bienenstock zu der aus gewaltigen Klötzen verfertigten Falle, die ihn in demselben Augenblick, in dem er der Beute sicher zu sein glaubt, festhält, bis die Fallensteller herankommen und ihn mit Beilen und Knütteln erschlagen. In den Winternächten zieht man mit Fackeln in den Wald hinaus zum Rebhühnerfang. Die ermatteten Tiere, die sich in den Schnee eingegraben haben, flattern vom Licht aufgescheucht in die Höhe und werden mit großen, siebartigen Netzen, die an langen Stangen befestigt sind, niedergeschlagen und gefangen. Geschossen wird der Bär nur im Sommer, im Winter greift man ihn in seinem Lager mit der Lanze an. Unter den Sirjänen trifft man Jäger, die mit wahrer Todesverachtung sich diesen Tieren entgegenwerfen, nur mit einem Messer bewaffnet, den Arm dicht mit Pelz umwunden, und dem Bären das Messer in den Rachen stoßen. Wochenlang sind oft die Männer von Hause fern auf der Jagd. Ihr Heim, die rauchige, niedrige Hütte hat ja keinen Reiz für sie, an ihre Frauen, die sie gekauft haben und in denen sie daher mehr Sklavinnen als Lebensgefährtinnen sehen, fesselt sie nichts, im Wald dagegen sind sie frei und ungebunden, können thun und lassen, was sie wollen.

Auch die Russen, die in den nördlichen Gouvernements leben, obliegen eifrig der Jagd. Beim Fischfang sowohl als bei der Jagd begegnen wir hier wieder dem von Arbeiterthätigkeit in Rußland nun einmal unzertrennlichen Artélwesen. Der Genossenschaftssinn des Russen läßt es ihm vorteilhafter erscheinen, auch hier gemeinsam mit anderen vorzugehen. Die Jagd-Artéle sind aber die primitivsten von allen; bei ihnen giebt es keine Ältesten, alle Jäger sind gleichberechtigt, allen obliegen auch dieselben Pflichten, höchstens daß der älteste unter ihnen ein gewisses Ansehen genießt und seine Ratschläge besondere Berücksichtigung finden. Sobald die Jagd eröffnet ist, beginnt die Thätigkeit der Artéle, und erst wenn der Schnee so hoch liegt, daß die Jagd eingestellt werden muß, hört die Artél auf. Dem Archángelschen statistischen Komité verdanken wir interessante Angaben über die Verhältnisse, unter denen die Jagd-Artéle ihre Thätigkeit entfalten. Wir teilen aus denselben jene über den Kreis Mesen mit, in dem die Beteiligung an Jagd-Artélen und die Einnahme derselben die größte ist. In dem genannten Kreise beschäftigten sich danach 2498 Personen mit der Jagd. Der Preis eines Pfundes Pulver variierte zwischen 67 Kopeken und 1 Rubel, der Durchschnittspreis war in 15 Wolosten des Kreises 80 Kopeken. Der Preis eines Paares Haselhühner schwankte zwischen 20 und 30 Kopeken (in 9 Wolosten oder Bezirken 30 Kopeken, in einer 20) und der eines Eichhörnchens zwischen 6 und 9 Kopeken (in einer Wolost 6, in 12 dagegen 9 oder 10). Die Gesamteinnahmen betrugen 287 bis 6049 Rubel, die Einnahme des einzelnen Jägers $6^1/_2$ bis $22^1/_2$ Rubel. In je einer Wolost der Kreise Pinega und Archángelsk erreichte der Gewinnanteil des einzelnen die Höhe von 40 Rubel. Im ganzen Gouvernement erzielten 9593 Jagd-Artélgenossen, also etwa $3^1/_3$% der Bevölkerung, eine Gesamteinnahme von 123 850 Rubel, und im Durchschnitt betrug die Einnahme des einzelnen 12 Rubel 90 Kopeken.

Die ältesten Nachrichten über die Jagd-Artéle reichen bis ins 13. Jahrhundert zurück. Damals hießen sie Watagi, und der Obmann der Genossenschaft war der Wataman. Nicht so alte Nachrichten sind über die Artéle für den Fischfang vorhanden, über welche wir erst seit dem 17. Jahrhundert ausführliche Nachrichten besitzen. Es giebt Artéle für den Stockfisch-, für den Lachs- und den Häringsfang u. s. w. Heute sind sie alle entweder von Unternehmern oder von Aufkäufern abhängig. Bei jenen für den Stockfischfang war es früher Regel, daß der Genosse sich nicht nur mit seiner Arbeit, sondern auch noch mit einem bestimmten Kapital beteiligte, doch diese Artélform ist nun völlig verschwunden, da sie den Kampf mit dem Großkapital nicht auszuhalten vermochte. Der Erzbischof hatte bis 1704, in welchem Jahre Peter der Große es aufhob, ein Privilegium auf die Fangstellen, und die Fischer mußten unter ziemlich ungünstigen Verhältnissen arbeiten, aber die Not zwang sie, sich zu fügen, trotzdem der Gewinn der Artélgenossen sich zu jenem des Erzbischofs wie 15 : 57 verhielt. Peters Absicht, die Lage der Arbeiter durch Aufhebung des erzbischöflichen Privilegiums zu verbessern, wurde jedoch leider vereitelt, denn die vielen Unternehmer, welche nun an die Stelle des einen traten, nützten

die Not der Arbeiter ebenso aus, wie es früher geschehen war. Sobald jetzt ein Unternehmer eine Artél gemietet hat, bewirtet er dieselbe, und jeder Genosse erhält von ihm Holzlöffel, Tuch zum Ausbessern der Faust-handschuhe und $^1/_2$ bis 1 Rubel als Beitrag zu den Kosten seiner Verpflegung während des Marsches zur Station. Hunderte von Werst muß oft eine Artél zurücklegen, ehe sie die Halbinsel Kola erreicht; zu Fuß durchzieht sie eine Gegend, in der sie erst nach tagelanger Wanderung irgend ein elendes Loparendorf findet, und sie muß meistens ihr Arbeitszeug und die Lebensmittelvorräte selbst auf Schlitten nachziehen, denn nur selten ist einer dieser Arbeiter Besitzer eines Renntieres oder gar eines Pferdes. In hunderterlei Gestalten lauert auf diesem Wege der Tod. Bären und Wölfe bedrohen die Reisenden, die sich bei Nacht durch auf dem Schnee angezündetes Feuer kaum vor dem Erfrieren schützen können, und dann überfällt sie vielleicht ein Orkan, der die Schneemassen aufwirbelt und vor sich hertreibt, und tagelang muß die Gesellschaft auf einer Stelle liegen bleiben, im Schnee vergraben das Ende des Wirbelsturmes geduldig abwartend. Auf

Sophienkirche in Wologda.

der Station erwarten sie elende niedrige Hütten, in denen auf einem Raum von 3 bis 4 □Faden oft 10 bis 20 Menschen zusammengepfercht sind, und bei anstrengender Arbeit ist Kohl mit wenig Brot ihre tägliche Nahrung. Fieber, Typhus und Skorbut beginnen alsbald die Arbeiterscharen zu dezimieren. Zu diesen vielen Drangsalen steht der Gewinn nicht im richtigen Verhältnis. Die ganze Ausbeute wird zu dem auf dem Markte zu Archángelsk üblichen Preis dem Unternehmer überlassen oder an die sich einfindenden Händler verkauft, und von dem Erlös erhält die Artél ein Drittel, der Unternehmer zwei Drittel. Gewöhnlich hat der Unternehmer, sobald die Artél auf der Station angekommen ist, für die Verpflegung derselben Sorge zu tragen, doch in vielen Fällen läßt er sich sowohl die Nahrungsmittel als das zum Einsalzen der Fische nötige Salz bezahlen. Nur der Artéläl teste steht sich ein wenig besser als die übrigen, da ihm der Unternehmer eine stets vorher vereinbarte Extrabelohnung zu verabreichen hat. Etwa 2800 Mann, die sich auf ungefähr 700 Artéle verteilen, sind jährlich an der murmanskischen Küste mit Stockfischfang beschäftigt.

Im Petschoragebiet.

1) Berg Tolpas. 2) Kirche im Dorfe Derewjansk. 3) Felsen am Podscherem. 4) Steinbruch am Ufer des Sopljas.

Andere Verhältnisse herrschen bei den Artélen für den Lachsfang. Die Fangplätze sind gewöhnlich Eigentum der Dorfgemeinde, welche die besten selbst ausbeutet, die übrigen verpachtet. So viele Fangplätze eine Gemeinde besitzt, so viele Artéle bildet sie, an welche die Fangplätze durch das Los verteilt werden. Jede Artél hat ihre bestimmte Nummer und muß nach Ablauf eines Jahres ihren Fangplatz der nächsten Artélnummer abtreten, so daß nach und nach jede Artél alle Fangplätze benutzt. Die größte Ehrlichkeit ist auch hier die Grundbedingung. Würde ein Genosse dabei ertappt, daß er diese außer acht gelassen, vielleicht auch nur einen einzigen Fisch sich angeeignet hat, so würde keiner mehr gemeinsam mit ihm arbeiten. Solche Missethäter werden flugs aus dem Verbande ausgeschieden, und man weist ihnen einen abgesonderten Teil des Fangplatzes an, wo sie zusehen können, was sie mit eigener Kraft fertig bringen. Der Mangel des für die Vorausgaben nötigen Kapitals vermindert jedoch von Jahr zu Jahr die Zahl solcher selbständigen Artéle. Viele Bauern ziehen es vor, anstatt selbst auf den Fischfang auszuziehen, ihren Anteil an der Ausnutzung der Fangstelle irgend einem wohlhabendern Gemeindemitgliede zu verkaufen, und es kommt oft vor, daß ein Einzelner Besitzer aller Artél-Anteile ist und den Fischfang, dessen ganzer Ertrag ihm dann selbstverständlich zufällt, durch bezahlte Leute besorgen läßt. Doch auch die Lage der selbständigen Artéle ist keine so glänzende, als man auf den ersten Blick glauben möchte. Nicht imstande, die Fische selbst zu Markte zu bringen, weil der nächste Markt vielleicht hunderte von Werst entfernt ist, sind sie auf die Vermittlung der Händler angewiesen, welche zur Zeit des Fischfanges die Dörfer besuchen und von denen sie durch empfangene Vorschüsse bald ebenso abhängig werden wie die anderen weißen Sklaven, deren wir oben Erwähnung gethan.

Diesem Übelstand begegnen wir mehr oder minder auch bei den Artélen für den Fang von Häringen und anderen Fischen, von Walrossen, Seehunden u. s. w. Der Walroßfang wurde unter der Regierung der Kaiserin Elisabet Monopol des Grafen Schuwalow, und aus den Satzungen der einzelnen Artéle wurde eine sogenannte „Meerordnung" gebildet. Nach Aufhebung des Monopols bemächtigten sich die Kapitalisten auch des Walroßfanges, und bei der großen Armut der Arbeiter hatten sie es bald dahin gebracht, daß für diese gar keine Aussicht vorhanden ist, sich durch eigene Kraft jemals von ihrer Schuldenlast zu befreien. Die Walroßartéle haben sich infolge dessen sehr vermindert und werden wohl bald völlig verschwinden. Während in den dreißiger Jahren noch über hundert Artélschiffe auf den Walroßfang auszogen, zählte man 1872 nur noch 5. Früher zogen die Walroßfänger im Juni aus und kehrten im September des nächsten Jahres zurück, überwinterten also auf den Fangplätzen; jetzt ziehen sie im Mai aus und kehren im September heim. Die in dieser Zeit von einer Artél erlegten Walrosse repräsentieren durchschnittlich einen Wert von 1500 Rubel, wovon der Unternehmer zwei Drittel, also 1000, die Artél 500 Rubel erhält. Da der gewöhnliche Mitgliederstand einer Artél zehn ist, würde jeder Genosse 50 Rubel erhalten, also einen für dortige Verhältnisse sehr guten Verdienst erzielen, wenn diese Summe nicht durch allerlei Abzüge verringert und der Rest nicht schließlich anstatt in barem Gelde in Lebensmitteln ausgezahlt würde. Ein Beispiel mag zeigen, wie weit sich diese Übervorteilung erstreckt. Im Jahre 1873 verkaufte eine Artél für den Seehundfang 300 Pud Fett einem Kapitalisten zum Preise von 2 Rubel 10 Kopeken. Der Kapitalist gewann dadurch bereits 70 Kopeken pro Pud, da das Pud zu derselben Zeit in Archángelsk 2 Rubel 80 Kopeken kostete; er gab aber den Artélgenossen kein Geld, sondern Mehl, wovon er das Pud mit 1 Rubel 20 Kopeken anrechnete, obwohl er selbst dafür nur 80 Kopeken bezahlt hatte. Thatsächlich zahlte er also für das nach dem Marktpreis 1350 Rubel werte Fett nur 630 Rubel, verdiente also 114% — und auch wenn man davon seine Auslagen für Transport, Lager u. s. w. abzieht, blieb ihm noch ein Gewinn, der gegenüber jenem der Artélgenossen als ein wahrer Löwenanteil erscheint.

Angesichts solcher Verhältnisse ist die Ehrlichkeit der Bevölkerung geradezu überraschend. Höchst selten kommt es vor, daß ein Genosse die Artél zu hintergehen und zu übervorteilen versucht. So erzählt der Akademiker von Baer, daß er einen Knaben beauftragte, eine Maus zu fangen, und ihm nach Ausführung des Auftrages einen Rubel schenkte. Als der Knabe seine Freude zu erkennen gab, daß er der Artél einen unerwarteten Geldbetrag überweisen könne, suchte ihm von Baer begreiflich zu machen, daß der Rubel sein Eigentum sei und die Artél kein Recht darauf habe, aber der Junge ließ sich nicht irre machen, erklärte, alles Geld gehöre der Artél, und übergab den Rubel seinem Vater. Nur in einem Lande, in dem die Achtung

vor dem fremden Eigentum so groß ist, kann eine Einrichtung wie die Simnjitzy (Winterhäuser) bestehen. Der Reisende findet in diesen ziemlich solid gebauten Blockhäusern mitten in der Wildnis ein Obdach und in einem Korbe Wildbret aller Art, das Leute aus der Umgegend dorthin gelegt haben. Er kann davon nehmen was ihm behagt, ist aber verpflichtet, den üblichen Preis dafür in den Korb zu legen. Der Mann, der auf gut Glück das Wildbret in den Korb gelegt hat, wird nach einiger Zeit nachsehen und sein Geld an sich nehmen. Daß es ein anderer vor ihm wegnimmt, braucht er nicht zu befürchten. Auf Nowaja Semlja sah von Baer eine Hütte, deren Bewohner gestorben waren. Die ganze Jagdbeute der Verstorbenen, viele wertvolle Felle, lag unverschlossen da, aber niemand vergriff sich daran, und als im September die Jäger in ihre Heimat zurückkehrten, nahmen sie die Felle mit, um sie den ihnen bekannten Erben zu übergeben. Zuweilen steht eine Hütte Jahre lang verlassen, ohne daß sich jemand an den darin befindlichen Sachen vergreift. Das sind alles Folgen der Artéle, doch nicht nur auf die Ehrlichkeit, sondern auf die Moralität überhaupt üben dieselben großen Einfluß aus, so daß der Rückgang des Artélwesens sehr zu bedauern ist.

Die von uns erwähnten Artéle verteilen sich heute in folgender Weise längs der langgestreckten Nordküste Rußlands: Im Westen, an der von düsteren Granitfelsen eingefaßten Murmanskischen Küste wird besonders der Häring, der Kabeljau und die Steinbutte gefangen. An dieser Küste liegt Kola, die nördlichste Stadt des europäischen Rußland. Vier große Busen bildend, die Golfe von Mesen Archángelsk, Onega und Kandalaschka, erstreckt sich tief in das Land hinein das Weiße Meer, welches jährlich etwa 150 Millionen Häringe und 400 000 Kilogramm Lachs zum Export liefert. Hier wird auch der Seehundfang betrieben, besonders auf der sogenannten Winterküste (simny bereg), dem Ufergebiet des Kreises Mesen, doch auch längs der ganzen Ufer, der Kreise Archángelsk, Onega und Kem. Die sumpfige Halbinsel Kanin, zwischen der Mesenskaja und Tscheskaja Bucht gelegen, sieht alljährlich Russen und Samojeden erscheinen, um Robben und Walrosse zu jagen. Die Hauptfangplätze für den Walroßfang erstrecken sich jedoch von der Mündung der Petschora bis hinauf nach Nowaja Semlja.

Nur wenige bewohnte Ortschaften liegen an der Küste des Nördlichen Eismeeres; sie werden immer seltener, je weiter man nach Nordosten kommt, und man erblickt nur noch hier und da am Ufer ein ärmliches Fischerdorf oder eine vereinzelte Fischerhütte. Doch wenn auch die Städte selten sind, einen Wallfahrtsort hat auch der hohe Norden Rußlands, und zwar einen sehr berühmten. Mitten im Weißen Meer liegen auf drei Inseln das Solowetzkische Kloster und die zu demselben gehörenden Gebäude. Gründer des Klosters war der heilige Zosimus, der 1436 auf einer der Inseln das Kreuz aufpflanzte und in Gottes Namen von ihr Besitz ergriff (siehe Seite 148). Er ließ in des Kloster, welches er erbaut (siehe Seite 140), die Leiche des heiligen Sabatius überführen, der 1423 in Soroka starb, nachdem er lange auf den solowetzkischen Eilanden als Einsiedler gelebt hatte, wobei das Wunder konstatiert wurde, daß die Leiche noch ganz unversehrt und keine Spur von Verwesung an ihr zu bemerken war. Von den heiligen Gründern des Klosters sollen dann nach dem Volksglauben die Mönche die Gabe, Wunder zu thun, geerbt haben. Noch aus der jüngsten Zeit berichtet man ein solches, welches den Ruf des Klosters bedeutend vermehrte. Während des Krymkrieges war ein englisch-französisches Geschwader vor Solowetzk erschienen und hatte ein Boot mit Parlamentärflagge abgesandt, um das Kloster zur Übergabe aufzufordern. Als der Archimandrit dieselbe verweigerte, begannen die Schiffe die Gebäude auf den Inseln zu beschießen. Der Archimandrit befahl alle Glocken zu läuten, hielt in der Kirche, ohne sich um das Bombardement zu bekümmern, den Gottesdienst ab und zog dann an der Spitze einer Prozession mit Kreuz und Heiligenbildern um die Mauern. Als der Zug an eine Stelle kam, welche dem Feuer des Feindes besonders ausgesetzt war, stockte er einen Augenblick, doch der Archimandrit schritt, das Marienbild hoch haltend, mutig vorwärts, und nun geschah das Wunder: alle Kugeln flogen über das Kloster hinweg und fielen hinter demselben ins Wasser. Die heilige Jungfrau hatte sie von den ihrem Schutz empfohlenen Gebäuden abgelenkt. Als man dies auf den Schiffen sah, bemächtigte sich der Angreifer ein panischer Schrecken und das Geschwader segelte eiligst davon.

Tausende von Pilgern kommen jetzt vom Juni bis September von nah und fern nach Solowetzk. Hepworth Dixon, der das Kloster während der Wallfahrtszeit besuchte, schildert ausführlich die Fahrt nach demselben. Auf dem Besanmast des Pilgerschiffes Wjera (der Glaube) befand sich ein vergoldetes Kreuz und

Der Teufelsfelsen im Gouvernement Wjatka.

auf dem Hauptmast flatterte die Kirchenfahne. Alle Matrosen und Offiziere waren Mönche. Als bei Nacht ein scharfer Wind wehte, stimmten die Mönche fromme Gesänge an, und alle Pilger sangen im Chor mit. Wenn das Schiff an einer Kirche vorbeifuhr, verneigten und bekreuzten sich alle. Unter den Pilgern befanden sich einige, die als Stellvertreter anderer, welche nicht selbst kommen konnten, die Wallfahrt unternommen hatten, und viele überbrachten dem Kloster wertvolle Geschenke, doch auch der arme Pilger, der keine Geschenke brachte, konnte gastlicher Aufnahme sicher sein. Wer den geringen Preis für die Hin- und Rückfahrt — je nach der Klasse 3, 4 und 6 Silberrubel — nicht bezahlen konnte, wurde unentgeltlich nach der Insel befördert. Frauen waren nicht unter den Pilgern, sie dürfen die Insel nicht betreten, denn als noch der heilige Sabatius dort wohnte, waren einer jungen Karelierin zwei weißgekleidete Männer begegnet, die sie aufforderten, die Insel sofort zu verlassen, da sie Gottes Besitztum sei, und als die Frau nicht gehorchte, war sie von den beiden Männern so mit Ruten geschlagen worden, daß sie sich blutend kaum noch zu dem Boote ihres Mannes schleppen konnte. Da jene Männer zweifellos zwei Engel waren, verbot der heilige Sabatius Frauen den Aufenthalt, und auf dem „Hügel der Auspeitschung" wurde eine Kirche erbaut. Ähnlichen Vorkommnissen verdanken auch noch andere Kirchen und Kapellen auf der Insel ihre Entstehung, da an jeder Stelle, die durch ein Wunder geheiligt worden, eine Kirche erbaut wurde. Schon aus weiter Ferne sieht man auf den Hügeln die weißen Mauern der Kirchen mit den grünen Kuppeln und goldenen Kreuzen. Am Ufer der „heiligen Insel", des größten der drei Eilande, liegen von einer starken Mauer umgeben die Klostergebäude. Ein Leuchtturm, einer der nördlichsten Europas, weist bei Nacht den Schiffen den Weg in den Hafen, wo an dem praktisch angelegten Landungsplatz die zur Aufnahme der Pilger bestimmten Gebäude liegen. Dort befinden sich auch die Magazine, in denen die Erzeugnisse der Mönche verwahrt werden, und die Buden, in denen sie zum Verkaufe ausgestellt sind. Die Mönche von Solowetzk beschränken sich nämlich nicht darauf, gleich anderen Klosterbrüdern ein beschauliches Leben zu führen, sondern sie sind fleißige und auch geschickte Arbeiter. Die einen sind auf dem Dock mit Schiffbau beschäftigt, andere arbeiten in der Schmiedewerkstätte, drehen Taue und Stricke, brennen Ziegel, gießen Eisen, oder weben und nähen, gerben Leder, verfertigen Schuhwerk aus Filz und stricken wollene Strümpfe, flechten Körbe, darunter manche so dicht, daß sie keinen Tropfen Wasser durchlassen, schnitzen allerlei Gegenstände aus Holz, malen Heiligenbilder, sowohl kleine zum Verkauf an die Pilger als auch große Altarblätter für Kirchen, und wieder andere sind auf dem Felde beschäftigt, sorgen für das Vieh, verfertigen Butter und Käse, backen, brauen Kwas oder salzen Fleisch und Fische ein. Im Kloster befindet sich eine Schule für Knaben, in welcher Bauernkinder in den Elementarkenntnissen unterrichtet werden, und sogar ein photographisches Atelier ist dort eingerichtet worden. Jeder Mönch kann sich die Beschäftigung wählen, zu der er Lust und Neigung besitzt, und so sind denn die verschiedenartigsten Gewerbe und Kunstzweige im Kloster vertreten. Die Arbeit in den Werkstätten ruht nur während der vier Monate, in denen die Pilgerzüge ankommen, da die Mönche in dieser Zeit durch die Sorge für die Verpflegung der Pilger vollauf in Anspruch genommen werden. Die Mönche selbst leben sehr einfach, Brot, Fisch und Kwas ist ihre tägliche Nahrung, aber für die Beköstigung der Pilger ist deshalb doch gut gesorgt. Vor der Abreise erhält jeder Pilger ein Laib Brot, welchem ein Kreuz mit einer Umschrift in slavischer Sprache aufgedrückt ist.

Noch vor 200 Jahren war das mit starken Mauern umgebene Solowetzk eine beachtenswerte Festung. Seine Wälle waren mit 90 Kanonen armiert, die Magazine mit Lebensmitteln und Schießbedarf reichlich gefüllt, und gegen 600 Mann standen zur Verteidigung des Klosters bereit. Als das durch Nikons Verbesserung der Kirchenbücher veranlaßte Schisma ausbrach, wurde Solowetzk der Verbannungsort vieler altgläubigen Geistlichen. Gemäß der bekannten Fabel von den faulen Äpfeln, welche die guten Äpfel ansteckten, bekehrten die Verbannten ihre Wächter bald zu ihren Anschauungen, und das Kloster setzte allen Verordnungen zur Einführung der neuen Bücher starren Widerstand entgegen. Schließlich kam es soweit, daß der Wojwode Meschtscherinoff mit 1000 Strelizen gegen die aufrührerischen Mönche gesandt wurde, aber das Kloster wurde tapfer verteidigt und fiel nur durch Verrat am 22. Januar 1676 in die Hände der Belagerer.

Peter der Große, der einst Solowetzk besuchte, geriet bei der Fahrt nach dem Kloster in Lebensgefahr. Ein heftiger Sturm überfiel die Yacht, in der er sich mit seinem Gefolge befand. Da machte man ihn darauf

aufmerksam, daß sich an Bord der beste Lotse der Nordküste, Antip Timoféjitsch, befinde. Der Zar übergab diesem sofort die Leitung des Schiffes, und Antip steuerte auf Uuski rog zu. Als aber Peter bald darauf einige Einwendungen gegen diesen Kurs vorbrachte, fuhr ihn der Lotse derb an: „Du hast mir das Kommando übergeben, mach' also, daß Du vom Steuer wegkommst. Hier ist jetzt mein Platz und Du hast hier nichts zu suchen. Ich weiß, was ich thue." Lächelnd zog sich der Zar zurück und ließ den Lotsen frei schalten, der die Nacht auch glücklich in den Hafen brachte. Dort warf sich Antip dem Zaren zu Füßen und bat wegen seines Benehmens um Verzeihung, Peter aber umarmte und küßte ihn und sagte: „Du hattest Recht, ich war im Unrecht. Wie konnte ich mich unterfangen, mich in Deine Angelegenheiten zu mischen!" Er beschenkte den Lotsen reichlich und befreite ihn von allen Frohnarbeiten.

Haus im Gouvernement Wologda.

In jüngster Zeit hat auch Kaiser Alexander II. Solowetzk besucht, und der Großfürst Konstantin hat mit zwei Söhnen eine Wallfahrt dahin unternommen. Das Kloster ist sehr reich, denn die 30 000 Pilger, die es jährlich besuchen, bringen viele wertvolle Geschenke mit. An kostbaren Meßgewändern und mit Edelsteinen besetzten Gewändern besitzt es vielleicht mehr als jedes andere Kloster des an Kirchenschätzen doch durchaus nicht armen Rußland. Gegen die Pilger sind die Mönche sehr zuvorkommend. Abgesehen davon, daß armen Pilgern auf dem Schiffe Wjera, welches den Mönchen gehört, freie Hin- und Rückfahrt bewilligt wird, erhält jeder, gleichgiltig ob reich ob arm, in einem gut eingerichteten Gasthause drei Tage lang vollständig freie Wohnung und Verpflegung.

Denkmal an der Grenze Asiens und Europas.

Die Küste, an welcher die solowetzkischen Inseln liegen, hat in der Geschichte der Kultur in Rußland eine hochwichtige Rolle gespielt. Hier am weißen Meer trat Rußland vor 350 Jahren zum ersten Mal in direkten Verkehr mit den Völkern Westeuropas. Ein englisches Schiff lief im August 1553 in die Mündung der Dwina ein, das letzte einer zur Auffindung einer nordöstlichen Durchfahrt ausgesandten Expedition, deren andere Schiffe vom Eis eingeschlossen wurden und zu grunde gingen. Der Kapitän des Schiffes, Richard Chanceller, wurde in Cholmogori, dem damaligen Centralpunkt des Handels am weißen Meer, freundlich aufgenommen und reiste bald darauf nach Moskau zum Großfürsten Iwan Wassiljewitsch, dem er ein von König Eduard VI. unterzeichnetes Beglaubigungsschreiben überreichte. Die nächste Folge dieses Besuches war ein Handelsvertrag zwischen Rußland und England. Ein russischer Gesandter begleitete Chanceller auf der Rückfahrt. Chancellers Schiff scheiterte zwar an der Küste Schottlands und er selbst fand in den Wellen den Tod, aber der Gesandte wurde gerettet und fand in London am königlichen Hofe eine höchst ehrenvolle Aufnahme. Seitdem kamen alljährlich englische Schiffe nach Cholmogori, am Ufer der Dwina wurde in der Nähe des Klosters Archángelsk ein Kaufhof erbaut, und um diesen herum entstanden rasch Niederlassungen, die 1584 zu dem Städtchen Archángelsk vereinigt wurden. Die günstige Lage dieses Ortes am Ufer der Dwina machte ihn zu einem gefährlichen Rivalen des ältern Handelsplatzes Cholmogori, von dem sich der Verkehr immer mehr nach Archángelsk hinüberzog, und um die Mitte des 17. Jahrhunderts war das letztere bereits unbestritten der Haupthandelsplatz im russischen Norden, den englische (jährlich 30 bis 40), deutsche, holländische und norwegische Schiffe besuchten, und wo viele fremde Kaufleute ständige Vertreter und große Magazine unterhielten. Nur vorübergehend ist seitdem Archángelsk in seinem raschen Aufblühen gestört worden, als Peter der Große, der alles zu beseitigen strebte, was dem Aufschwung seiner neuen Residenz hinderlich sein konnte, verschiedene Privilegien der Stadt aufhob und auch für den Hafen von Archángelsk einen höhern Eingangszoll einführte als für jenen von Petersburg. Damals verminderte sich rasch die Zahl der Schiffe, welche nach Archángelsk kamen, doch es folgten bald bessere Zeiten, die Kaiserin Anna II. hob in richtiger Erkenntnis der Interessen ihres Reiches alle Bestimmungen auf, welche dem Handel von Archángelsk hinderlich waren, und die Stadt war in kurzer Zeit wieder, was sie früher gewesen, der bedeutendste Handelsplatz in den nördlichen Meeren, und ist es seitdem auch geblieben. Jetzt wird der Hafen von Archángelsk jährlich durchschnittlich von 800 Schiffen, darunter etwa 200 englische, besucht.

Archángelsk ist heute Hauptstadt des Gouvernements gleichen Namens, des größten, aber auch am schwächsten bevölkerten Gouvernements Rußlands, und ist Sitz des Civilgouverneurs, eines Bischofs und der Admiralität. Mit der Vorstadt Solombala zählt es etwa 23000 Einwohner (18268 im Jahre 1872). In seinem Äußern unterscheidet es sich gar nicht von anderen russischen Gouvernementsstädten, auch hier treffen wir die die Stadt durchschneidende Hauptstraße, den großen Prospekt, wo sich die Verkaufsläden und Magazine der Kaufmannschaft befinden und wo sich zwischen stattlichen Steinhäusern immer noch viele hölzerne erhalten haben, und die unvermeidlichen großen Kirchen mit den seltsam geformten Kuppeln. Wesentlich verschieden aber von jenem in anderen russischen Städten ist das Leben und Treiben in den Straßen von Archángelsk. Auch ohne die See vor sich zu sehen, erkennt man sofort die Seestadt, welche bedeutenden Handel treibt, an den vielen Nichtrussen, die man da sieht, an den vielen Sprachen, die man hört. Treffend hat ein russischer Autor den Charakter der Stadt durch die Äußerung bezeichnet, daß dort die Russen zu Deutschen, die Deutschen zu Russen werden. Der Großhandel in Archángelsk ist fast ausschließlich in den Händen von Deutschen, welche die früher hier dominierenden Engländer sehr zurückgedrängt haben. Das größte Handelshaus von Archángelsk, und überhaupt das größte im ganzen russischen Norden, führt eine deutsche Firma, Brandt & Comp. Es wurde vor 70 Jahren von einem Hamburger gegründet und hat seitdem seine Verbindungen über den ganzen Norden bis zum Ural ausgedehnt. Die Firma besitzt große Zuckersiedereien und Holzmühlen, und treibt sehr bedeutenden Handel mit Flachs und Holz, zwei Artikel, in denen sich kein europäischer Staat mit Rußland messen kann (es partizipiert am europäischen Flachsbau mit fast 48%) und die den Reichtum des Hauses Brandt & Comp., welches heute Filialen in Petersburg und Riga besitzt, begründet haben. Tausende von Menschen finden Beschäftigung durch dieses Haus, dessen große Unternehmungen ein wahrer Segen für das arme Land sind.

An den frühzeitigen Verkehr mit Deutschland und die Niederlassung deutscher Kaufleute erinnert in Archángelsk auch noch die sogenannte Deutsche Sloboda, wo viele deutsche Kaufleute wohnen, ein Komplex hölzerner, doch meist sauberer und freundlicher Häuser, die auch jetzt noch der Mittelpunkt des geschäftlichen Treibens in der Stadt sind. Die deutsche Kolonie besitzt hier auch eine lutherische Kirche. Von dem alten Deutschen Kaufhof, wo früher die fremden Kaufleute wohnten und ihre Waren ausstellten, sind aber nur noch Ruinen vorhanden.

Die Dwina teilt sich bei ihrer Mündung in vier Arme. Der breiteste und tiefste ist der nördlichste derselben, der Berefowsky-Arm, in den Schiffe mit bedeutendem Tiefgang einfahren können. Der Murmansky- und Pubaschensky-Arm sind seicht, der Nikolsky-Arm dagegen auch für große Schiffe tief genug. Die Kusnetschicha, ein in die Dwina mündendes Flüßchen, trennt Archángelsk von seiner Vorstadt Solombala, zu welcher eine Brücke hinüberführt. Auf Solombala befinden sich das Admiralitätsgebäude, das Haus des Hafenkommandanten und Werfte für den Bau von Kriegsschiffen. In jedem Frühjahr, wenn das Eis auftaut, ist die Insel tagelang überschwemmt, viele Häuser bis zum Dach unter Wasser, und die Bevölkerung fährt in Kähnen durch die Straßen, doch das lustige Völkchen, das hier wohnt, ist an das nasse Element gewöhnt und läßt sich durch solche Kalamitäten die Laune nicht verderben. Es sind meist Matrosen, die hier in ihren eigenen Häuschen wohnen. Im Winter sieht Solombala öd und traurig aus, im Sommer aber, wenn die fremden Schiffe kommen, wimmelt es in den Straßen von Seeleuten fremder Nationen, während die am andern Ufer gelegene Stadt um diese Zeit wie ausgestorben ist.

Man erzählt sich, daß Peter der Große einst auf einem Spaziergang in die Gegend kam, wo jetzt Solombala liegt, und dort Schnitter bei der Arbeit traf. Er wollte den fleißigen Leuten ein kleines Fest bereiten, aber es waren keine Tische und keine Stühle vorhanden. Da befahl er, die Garben aufeinander zu schichten und Decken darüber zu breiten, und neben diese improvisierten Tische wurden kleinere Garben als Sitze gelegt. Das Fest verlief unter der heitersten Stimmung aller Teilnehmer, der Zar selbst war sehr gut gelaunt und nannte das Fest scherzhaft einen Strohball (solomenny bal). Davon soll die Niederlassung, die später hier entstand, den Namen Solombala erhalten haben.

In Gegenwart Peters wurde im Jahre 1701 der Bau einer Festung am Berefowsky-Arm der Dwina begonnen, etwa 20 Werst von Archángelsk entfernt, und der Zar wohnte damals lange in einem Häuschen auf der Insel Markoff. An seinen Aufenthalt in dieser Gegend erinnert außer vielen Geschichten, die das Volk von ihm erzählt, ein von ihm zur Erinnerung an seine glückliche Rettung aus dem Sturm auf dem Weißen Meer (siehe Seite 164) verfertigtes hölzernes Kreuz, welches in der Kathedrale von Archángelsk unter einem Baldachin an der Wand hängt. Eine Inschrift meldet, daß der Zar dieses selbstgefertigte Kreuz auch selbst auf seinen Schultern in die Kirche getragen habe.

Außer Archángelsk trifft man im Norden Rußlands nur sehr wenig Städte mit mehr als 1000 bis 2000 Einwohnern. Orte von einiger Bedeutung liegen nur in den Gouvernements Wologda, Wjatka und Perm: in Wologda die Gouvernementsstadt gleichen Namens (siehe Seite 156), eine alte, schon im 12. Jahrhundert oft erwähnte Handelsstadt, ferner die reiche Fabrikstadt Weliky Ustjug (Fabrikation geschwärzter Gold- und Silberwaren) mit etwa 8000 Einwohnern, durch hübsche Lage und stattliche Gebäude sich auszeichnend, und Totma (etwa 3000 Einwohner), bei dem sich große Salinen befinden; in Wjetka die gleichnamige Gouvernementsstadt mit 22 000 Einwohnern und Sarapul (7700 Einwohner); in Perm das 25 000 Einwohner zählende Jekaterinenburg, die Gouvernementsstadt Perm mit etwa 22 000 Einwohnern, Schadrinsk mit 7000 und die 3 bis 4000 Einwohner zählenden Städte Dalmatow, Dedjuchin (Bergstadt), Irbit, Krassno-Ufimsk, Ossa, Solikamsk und Tschedryn. Das Gouvernement Archángelsk besitzt nur zwei Städte mit über 2000 Einwohnern: Kem, am Weißen Meer den solowetzkischen Inseln gegenüber, und Onega, eine freundliche, saubere Stadt, malerisch am Ufer des Flusses Onega, $2^1/_2$ Werst von seiner Mündung gelegen. Alle Häuser sind von Holz gebaut, denn Holz ist immer noch billig, trotzdem hier die englische Holzhandelsgesellschaft ihren Sitz hat, die durch Niederlegung der großen Waldungen in den achtzig Jahren von 1803 bis 1883 jährlich einen Umsatz von mehreren Millionen erzielte und furchtbare Verwüstungen in dem Waldbestand anrichtete, da auch hier niemand an Wiederaufholzung denkt.

Auf die Gouvernements Archángelsk, Wologda, Olonez und Perm entfallen etwa 60 Prozent der Waldfläche Rußlands. Fast die Hälfte der Wälder von Archángelsk besteht aus Fichten und Tannen; im Süden des Kreises Mesen (Gouvernement Archángelsk) kommt auch die sibirische Ceder (Pinus cembra) vor, Laubholz dagegen erst in Perm und Wjatka. Dieser Holzreichtum der Wälder des Nordens wird von Onega aus weit nach Westeuropa versandt, und auf der Rhede der Stadt nehmen alljährlich gegen 100 Schiffe fremder Nationen Holzladung ein. Die Einwohner selbst bringen Holz nach Norwegen und nehmen als Rückfracht in Umtausch Fische mit, die sie auf dem Markt in Archángelsk verkaufen. Die Onegaer sind im Norden als tüchtige Seeleute bekannt, und selbst arme Leute besitzen ihr Boot, in dem sie sich kühn auf das stürmische Weiße Meer hinauswagen.

Die früher bedeutendste Handelsstadt des Nordens, Cholmogori, ist nun ein unbedeutendes Städtchen von 1200 Einwohnern, das sowohl von Onega als von dem am gleichnamigen Busen liegenden Mesen (etwa 1500 Einwohner) überflügelt worden ist und von seiner einstigen Größe nur noch Ruinen aufzuweisen hat. Die nördlichste Stadt Europas aber, das schon erwähnte Kola, zählt nur etwa 800 Einwohner.

Felsen im Matotschkin Scharr.

Am Weißen Meer bildet Mesen die äußerste Nordgrenze der civilisierten Welt. Nördlich von Mesen ragt die sumpfige Halbinsel Kanin ins Meer hinaus, und nordöstlich erstreckt sich weithin die Mesensche Tundra. Wir werden sie später bei einer Wanderung ins Innere des Landes kennen lernen und führen den Leser nun zunächst noch längs der Küste weiter nach Norden.

Der Tscheskaja-Bai gegenüber liegt die Insel Kalgujew. Dieses an den Küsten flache, im Innern mit steilen Felsen bedeckte Eiland ist 3496 □Kilometer groß, hat in der Mündung der Krywaja einen guten Ankerplatz, ist aber noch wenig durchforscht. Der Sage nach wohnt im Innern der Insel ein „unsichtbares Volk", welches einst aus den Höhlen, die es am Flusse Korotaichi bewohnte, hierher zurückgedrängt wurde. In neuerer Zeit wird Kalgujew häufig von russischen Schiffern besucht, denn die vielen Flüsse, welche die Insel durchfließen, sind sehr fischreich, und Karpfen, Stockfische und andere Gattungen sind hier in großen Mengen vorhanden. Auch Samojeden von der Halbinsel Kanin kommen hierher, besonders um die vielen Wasservögel, Wildgänse, Enten und Schwäne zu jagen. Der Export von Dunen und Schwanenbälgen hat bereits eine ansehnliche Höhe erreicht. Es werden jährlich nahezu 1500 Kilogramm Dunen, ebensoviel kleine Federn und etwa 1000 Schwanenbälge ausgeführt. Die Jäger umzingeln die Tiere in Kähnen und treiben sie gegen auf-

gestellte Netze, wo sie erschlagen werden. Ein Jäger erzielt eine Jagdbeute von durchschnittlich 250 Stück im Monat. Die Gänse werden eingesalzen und sofort an Ort und Stelle verkauft; Räucherung ist nicht gebräuchlich und auch völlig unbekannt. Eine eingesalzene Gans kostet nur einige Kopeken. Außerdem sind an der Küste Kalgujews Robben, Seekälber und Walrosse sehr zahlreich vorhanden, und im Innern der Insel Eisbären, Polarfüchse und Renntiere. Der Unternehmungslust steht hier noch ein weites Feld offen. Die Insel ist auch sehr reich an Guano. In den fünfziger Jahren erhielt eine Firma für alle Inseln des Weißen und des Eismeeres das Recht der freien Ausfuhr von Guano, und sie begann alsbald die Ausbeutung, Kalgujew aber ist unseres Wissens bisher nur einmal durch einen Schuner besucht worden, der dort Guano einnahm, fernere Versuche zur Ausbeutung der Lager haben nicht stattgefunden. Die Vegetation auf der Insel beschränkt sich auf einige Weidensträucher, auf Sumpfmoos, Seekohl, Sauerampfer, Heidel- und Schellbeeren. Ein Versuch zur Kolonisation Kalgujews ist zwar schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gemacht worden, fünfzehn Altgläubige wurden dort angesiedelt, aber der Skorbut raffte schon im ersten Winter alle hinweg.

Wenn wir uns nun an der Petschoramündung vorbei nach Nordosten wenden, gelangen wir bald zu den unwirtlichsten Gegenden unseres Erdteiles. Ein schmaler Wasserweg, der jedoch einen großen Teil des Jahres durch von der Nordküste Asiens herangedrängte Eismassen verschlossen ist, die Karische Straße, verbindet hier das Nördliche Eismeer mit dem Karischen Meer. Rechts liegt die kleine Insel Waigatsch, links erstrecken sich in weitem Bogen die Ufer von Nowaja Semlja, dessen Ostküste von ewigem Eis eingeschlossen ist, während an der Westküste die lauen Winde das Meer wenigstens im Sommer eisfrei erhalten. Die Ostküste ist erst seit den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts bekannter geworden, und namentlich haben in jüngster Zeit die Reisen von Payer, Weyprecht, Graf Wilczek und endlich Nordenskjöld einiges Licht über diese Gegenden verbreitet, von denen früher nur sagenhafte Kunde zu uns gedrungen war, von einem Walfischfänger Loschkin, dem allein es im vorigen Jahrhundert glückte, die ganze Ostküste zu befahren.

Nowaja Semlja oder das neue Land ist eine Doppelinsel. Auf alten Karten findet man noch häufig drei Inseln angegeben, da man vor genauerer Erforschung der Küsten annahm, daß oberhalb der Wasserstraße, welche Nowaja Semlja in zwei Inseln, eine große im Norden und eine kleinere im Süden teilt, sich noch eine solche Straße befinde, wodurch eine kleine Mittelinsel geschaffen worden wäre, ein Irrtum, der erst durch Moisejeffs Expedition im Jahre 1859 beseitigt wurde. Nur eine einzige Wasserstraße, der Matotschkin Scharr, auch Matjuschkin Scharr oder Matwejew Scharr genannt (der Ursprung des Wortes ist unbekannt), durchschneidet demnach Nowaja Semlja und stellt eine leichtere Verbindung mit der Karasee her, als durch die meist verstopfte Karische Straße möglich ist. Letzterem Umstand verdankt es der Matotschkin Scharr, daß er in letzter Zeit die Pforte geworden ist, durch welche die Nordpol-Expeditionen in das Reich des ewigen Eises einzudringen pflegen.

Der 13½ Meilen lange Matotschkin Scharr (siehe Seite 169) befindet sich an der schmalsten Stelle der Insel, aber auch an jener, wo sich die höchsten Berge befinden: die 1168 Meter hohe Wilczek-Spitze, eine noch nicht gemessene, nur annähernd auf 1250 Meter geschätzte Spitze, und nordöstlich von der Wilczek-Spitze ein angeblich 1425 Meter hoher Berg. Die westliche Einfahrt in den Matotschkin Scharr liegt zwischen dem Säulenkap (stolbowoi myß) und dem Widderkap (baranji myß), ist jedoch so wenig kenntlich, daß schon manches Schiff nicht imstande war, sie zu finden. Die Tiefe des Matotschkin Scharr ist auch für große Schiffe genügend, und stellenweise ist sie sogar sehr bedeutend, 60 bis 85 Faden. Die gegen Nordwinde geschützte Lage des Matotschkin Scharr ruft an seinem Ufer während des kurzen Sommers eine verhältnismäßig reiche Vegetation hervor, aber landeinwärts hat die Landschaft bereits völlig den Charakter der Polargegend, kein Baum, kein Strauch ist da zu sehen, hie und da nur sprossen einige Blumen zwischen dem Gestein hervor, und dem spärlichen Pflanzenwuchs entspricht die Vertretung der Tierwelt. Renntiere trifft man in der Nähe des Matotschkin Scharr nicht mehr, denn sie haben sich aus jener Gegend, wo der Mensch sie störte, weiter nach dem Norden zurückgezogen. So sind Eisbären, Eisfüchse und Lemminge fast die einzigen Repräsentanten der Vierfüßler, die sich in der Nähe des Matotschkin Scharr aufhalten, und außer auf den Vogelbergen an der Westküste der Insel erblickt man auch Vögel selten. Für den Mangel an Leben auf dem Lande entschädigt aber die mannigfaltige Tierwelt der See: viele Lachsarten, Delphine, Robben, Walrosse u. s. w. Russische

und norwegische Schifferboote kreuzen daher in großer Anzahl an den Küsten der öden Insel, oder fahren in den Matotschkin Scharr hinein, um die Fische zu fangen, die zur Laichzeit in großen Zügen die vielen Flüßchen hinaufziehen, welche in jenen münden. Wenn die Zeit des Fischfangs vorüber ist, herrscht auf der Insel wieder Grabesstille. Von den Bergspitzen derselben sieht man nichts als mit glitzerndem Schnee bedeckte kahle Berge, hinter denselben im Norden der Insel große Gletscher, deren einige einzelne Arme weit nach Süden vorstrecken, und im Osten die Karasee mit treibenden Eismassen bedeckt.

Von den vielen Expeditionen, welche in diesem Jahrhundert den Matotschkin Scharr besucht haben, können wir hier nur einige erwähnen: die des Russen Pachtusoff, der 1822 längs der Ostküste der Insel nach Norden vordrang und der Erste war, der den Matotschkin Scharr in der Richtung von der Karasee nach Westen ganz durchsegelte; die Rosenthalsche Expedition auf der „Germania" im Jahre 1871, der wir die Spezialkarte des Matoschkin Scharr verdanken; die Expedition des Grafen Wilczek auf dem „Isbjörn", welche auf die geologische Durchforschung Nowaja Semljas und die Messungen der Höhen am Matotschkin Scharr ihr Hauptaugenmerk richtete; und schließlich Professor Nordenskjölds Fahrten, der zweimal durch die Karasee bis zum Ob und Jenisei vordrang und so die Möglichkeit eines Handelsweges durch den Matotschkin Scharr durch die That bewies.

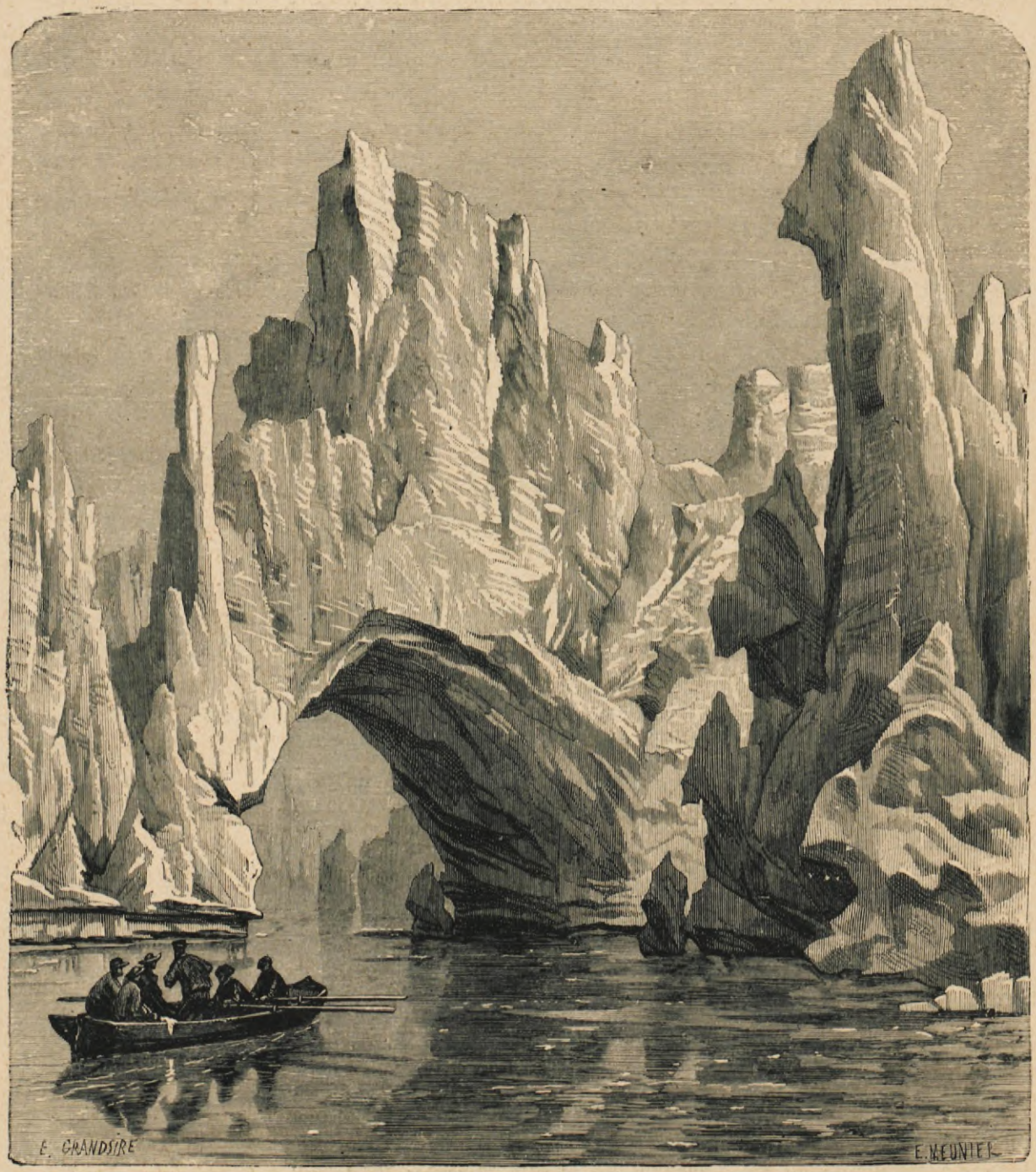
Die russische Regierung hat in jüngster Zeit den Versuch gemacht, Nowaja Semlja zu kolonisieren. Jedem arbeitsfähigen Mann wurde ein Betrag von 350 Rubel und zehnjährige Steuerfreiheit in Aussicht gestellt, aber ein dauernder Erfolg wird wohl auf Nowaja Semlja ebensowenig wie auf Kalgujew erzielt werden. Wichtiger ist jedenfalls die Gründung einer ständigen Hilfsstation, welche 1877 in Malije Karmakuli an der Moller-Bai angelegt wurde, ein äußerster Wachtposten in der Eisregion, der bei Nordpol-Expeditionen bessere Dienste leisten wird als einige Kolonisten. Die Insel, welcher man unter Zusicherung von Steuerfreiheit eine Einwanderung zuführen wollte, ist übrigens, obgleich nominell ein Teil des russischen Reiches, doch ziemlich herrenloses Land. Wer dort jagen will, wird sich durch nichts gehindert finden, und nichts wird ihn daran mahnen, daß er sich auf russischem Gebiet befindet.

Nowaja Semlja und die von ihm durch die Karische Straße getrennte Insel Waigatsch sind die äußersten Ausläufer des Ural, von dessen Hauptmasse auf dem Festlande die letztere Insel nur durch die schmale Jugorstraße geschieden ist. Daß die Bergketten auf Nowaja Semlja von der nach Norden ziehenden Uralkette in weitem Bogen nach Westen ausbiegen, ist kein Grund, sie nicht als Fortsetzung des Ural anzusehen, denn ganz abgesehen von der gleichen Felsformation auf Nowaja Semlja und in der großen Uralkette durchzieht die letztere auch das Festland in ähnlichen großen Bögen, dabei die convexe Seite einmal Europa, und einmal Asien zukehrend.

Das russische Volk hat den Ural den Gürtel der Erde genannt. Von den Kirgisensteppen im Gouvernement Orenburg bis hinauf zur ewigen Eisregion bildet er die natürliche Grenze zweier Erdteile, fünf große Gouvernements — Archángelsk, Wologda, Perm, Ufa und Orenburg — durchziehend, und ein Dutzend Sprachen erklingt an seinen Abhängen und in dem Land zu seinen Füßen. Dort wohnen außer Russen die Permjaken, Wogulen, Sirjänen, Samojeden, Ostjaken, Kalmyken, Kirgisen und Baschkiren, und ungezählte Tausende mögen einst über seine Höhen und durch seine Thäler nach Westen gezogen sein, dort eine neue, bessere Heimat zu suchen.

Ein Marmordenkmal erhebt sich jetzt an einer Stelle der Grenze zwischen Europa und Asien, auf einem niedrigen Hügelrücken, etwa 38 Werst von Jekaterinenburg entfernt (siehe Seite 165). Es wurde errichtet zur Erinnerung an den damaligen Großfürsten Alexander Nikolajewitsch (Kaiser Alexander II.), der 1837 an dieser Stelle weilte, und an den Besuch des Herzogs Maximilian von Leuchtenberg im Jahre 1845. Großfürst Alexander, der damals zum spätern großen Nutzen jener Gegenden dieselben durch persönlichen Augenschein kennen lernte, war jenseits des Ural überall festlich empfangen worden. In Tjumen wird noch jetzt als kostbares Andenken im Museum das Boot aufbewahrt, in welchem der Thronfolger über den Fluß Tura gefahren war, und in Tobolsk hütet man das Haus, in dem er gewohnt, wie ein Heiligtum. So konnte es denn nicht ausbleiben, daß man die Stelle, von welcher er zum ersten Mal sibirischen Boden erblickte, durch ein Denkmal kenntlich machte. Ein Obelisk aus grauem uralischen Marmor trägt auf der westlichen Seite die

Inschrift „Europa“, auf der östlichen „Asien“, und auf der Vorderseite liest man die Widmung: „Zur Erinnerung an den hohen Besuch dieser Stelle durch Seine kaiserliche Hoheit den Thronfolger und Großfürsten Alexander Nikolajewitsch im Jahre 1837 und den Herzog Maximilian von Leuchtenberg im Jahre 1845.“ Als



Schwimmende Eisberge in der Karasee.

später der Großfürst Alexei Alexandrowitsch auf der Durchreise durch Jekaterinenburg diese Stelle besuchte, kam noch eine Inschrift hinzu, welche meldet, daß auch er, von seiner Reise um die Erde heimkehrend, dort geweilt habe.

Die Straße, welche an dem Denkmal vorbei von Perm nach Jekaterinenburg führt, durchzieht einen Teil des Ural, über den sich seltsam widersprechende Ansichten laut geworden sind. Die Einen — und darunter

Der Wasserfall Kiwatsch.

Namen von sehr gutem Klang, wie Humboldt, Murchinson, Verneuil, Keyserling, Hochstetter u a. — sagten aus, daß man, in Jekaterinenburg angekommen, kaum wisse, daß man ein Gebirge überschritten habe, weil der Ural bei seiner geringen Reliefbildung leichter auf den Karten als in der Natur wahrgenommen werde. Dieser Ansicht opponieren andere und erklären die Täuschung der Reisenden dadurch, daß sie im leichten Drei- oder Sechsgespann wie im Fluge von Bergrücken zu Bergrücken gelangt seien. „Sie merkten nicht," schreibt in der Zeitschrift „Die Natur" Albin Kohn, der den Ural unfreiwillig zu Fuße überschritten hat, „daß sie schon zwischen Malmysch und Ochansk im Gebirge sind, sie sahen nicht die mächtige, viele hundert Fuß hohe Sandsteinschicht, welche wir gewöhnlich als „Permische Formation" bezeichnen und welche die mächtige Kama, den riesigen Nebenfluß der Wolga begleitet; sie sahen nicht die riesigen Jurakalklager von Kungura mit ihren derzeit noch wenig bekannten Höhlen, in welchen Wasserströme an der Arbeit sind, um sie zu erweitern, vielleicht einen Erdrutsch oder ein Erdbeben vorbereiten. Sie kamen nach Perm wie im Fluge, Hochstetter sogar schon per Dampf, und eilten, wiederum wie im Fluge, über Kungura hinaus in die Bergwerke und nach Jekaterinenburg — ohne das Gebirge, so zu sagen, gesehen zu haben. Sie wurden durch das Besteigen desselben nicht müde. Anders lagen die Verhältnisse mit mir! Schon als ich zu Fuß aus Kasan eskortiert wurde, merkte ich, daß sich die Gegend erhebt, daß ich den, wenn auch sanften Abhang eines Gebirges hinansteige; hinter Malmysch und Ochansk wurde mir dieses zur Gewißheit, denn hier sah ich die mächtige Permische Formation vor mir liegen, und wenn sich auch von hier aus bis Perm ein Ansteigen nicht bemerkbar machte, so wurde es mir doch ziemlich sauer, als ich hinter Kungura einen Rücken nach dem andern erklimmen mußte und vom ersten aus meinen Horizont durch einen weit höhern zweiten beschränkt sah. So ging es fort bis zum Hauptrücken, auf dessen Mitte ein ziemlich winziger (?) Granitpfeiler steht, dessen nach Westen gekehrte Seite die Aufschrift „Jewropa" (Europa) trägt, während die nach Osten gewendete Seite die Aufschrift „Asia" führt. Von hier aus übersah ich vor mir und hinter mir die Gegend bis weit hinaus, und keine Wand hinderte wie bis dahin die Fernsicht." Der Grund des Widerspruches in diesen beiden Ansichten ist wohl, wie ja auch schon Albin Kohn andeutet, in der verschiedenen Art des Reisens zu suchen: der im Wagen rasch dahin Rollende wird jedes Gebirge minder hoch finden als der Fußgänger, der mühsam eine Anhöhe nach der andern ersteigt. In der That ist der durch 30 Breitengrade sich erstreckende Ural nicht so hoch, wie man im Hinblick auf seine gewaltige Länge anzunehmen geneigt ist, denn seine höchste Spitze, der Irmel-Tau im Gouvernement Ufa, erreicht nur 2000 Meter, und in einzelnen Teilen des Gebirges sind zwar schroffe Felsen, die bis zu 1600 Meter und darüber ansteigen, zahlreich vorhanden, aber in seinem mittleren Höhenzug bietet der Ural doch einen ziemlich bequemen Übergang von Europa nach Asien. Dabei ist noch besonders in Betracht zu ziehen, daß der Ural gegen Asien meist schroff und steil abfällt, während er sich nach Europa zu allmählich senkt und dort Felder und Wiesen, Städte und Dörfer seine Abhänge bedecken.

Man teilt bekanntlich den Ural in den arktischen, den nördlichen, mittleren und südlichen. Zum arktischen, den man auch schon zum skandinavischen Gebirge gerechnet hat, der aber, wie bereits erwähnt, durch die Geologie als Teil der Uralkette erkannt worden ist, gehören die beiden Inseln des Eismeeres. Diesen gegenüber zieht sich auf dem Festlande unter $68^1/_2{}^0$ das flache Paëchoi-Gebirge mit seinen moosbedeckten Höhen hin, dessen niedrige Hügel aber bald zerklüfteten Felsen weichen, die wirr über einander getürmt einem in heftigster Bewegung plötzlich erstarrten Meer gleichen. Kein Baum, kein Strauch wächst auf diesen bis 1200 Meter hohen Felsen, zu deren Füßen sich die öde Tundra ausbreitet und deren Gipfel Schnee und Eis bedeckt. Das ist der nördliche Ural, auch der wüste Ural genannt, der bis zu den Quellen der Petschora reicht. Von diesen bis zu jenem Thal, durch welches die Ufa das Gebirge verläßt, dehnt sich der mittlere Ural aus, der werchoturische oder permische genannt, auch der „erzreiche" oder der „Metall-Ural" wegen seines großen Reichtums an Metallen. Dieser Teil des Gebirges ist mit dichtem Urwald bedeckt, aus welchem nur hier und da kahle Felsen, z. B. der Katschkanar, schroff emporragen. Jenseits der Ufa gelangen wir dann in den südlichen Ural, der auch der baschkyrische genannt wird. Von der Grenze der Gouvernements Perm und Ufa streckt derselbe drei, durch die Flüsse Ural und Bjelja getrennte Arme nach Süden vor, wo sich seine letzten Ausläufer in den Steppen der Kleinen Horde verlieren. Hier ist der Ural durchschnittlich nur 450 bis 600 Meter hoch, doch sind auch hier Berge von bedeutender Höhe, wie der 1536 Meter hohe Iremel, vorhanden.

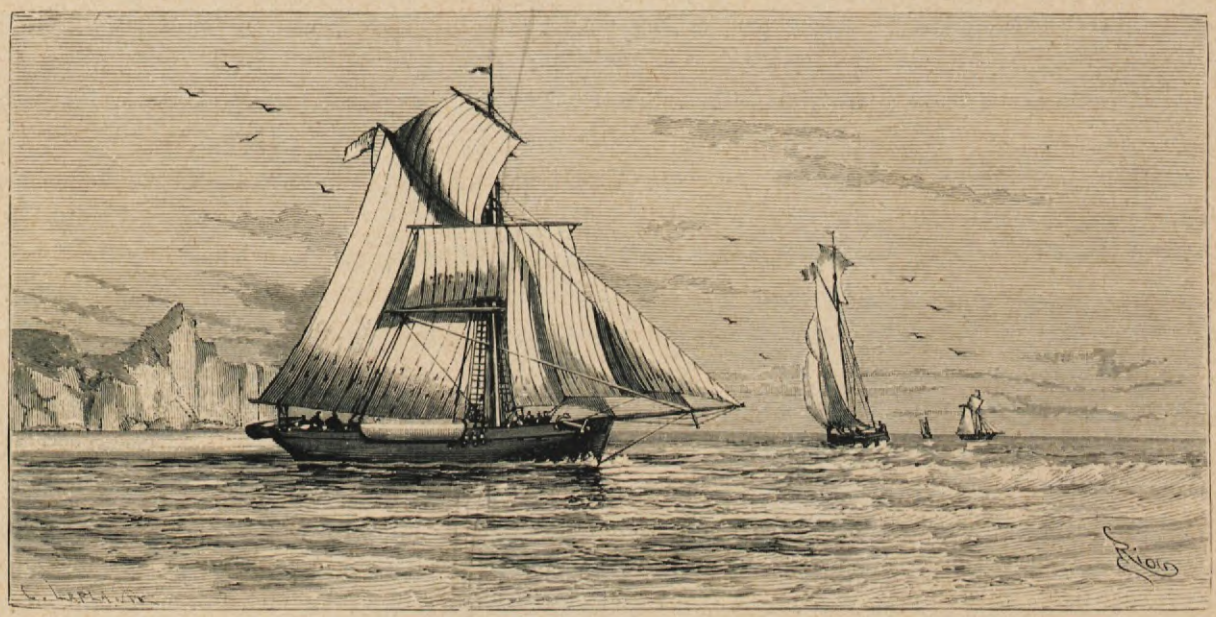
Auf der langen Strecke, welche der Ural vom Vliessinger Hooffd auf Nowaja Semlja bis zur Orenburger Steppe durchzieht, ist er aber nicht überall jenes rauhe, unwirtliche Gebirge, als das sich ihn in Westeuropa immer noch sehr viele vorstellen. Der mittlere Ural birgt in seinen Thälern so manche Stadt und so manches Dorf mit wohl bebauter Umgebung, die qualmenden Schornsteine der Fabrikdörfer und die Hütten der tausende von Arbeitern bei den Gold- und Silberbergwerken und den Kohlengruben zeugen von reger menschlicher Thätigkeit, eine gute Fahrstraße führt bald durch herrlichen Wald, bald durch Felder und Wiesen über das Gebirge, und auch an entzückenden Aussichtspunkten und wild romantischen, malerischen Landschaften ist kein Mangel. Nachdem die Geleise der Eisenbahn das früher in geheimnisvolles Dunkel gehüllte Gebirge uns näher gerückt haben, werden wohl über kurz oder lang auch die landschaftlichen Schönheiten des Ural ihre Anziehungskraft auf die Touristenwelt äußern, und die großartigen Fernsichten von der schon Ende August mit Schnee bedeckten Deneschkin-Kuppe und all die anderen Aussichtspunkte, der Katschkanar, der 1280 Meter hohe Taganai, der Jremel, der Mogilny Kamen (Grabhügelfelsen), eine der schönsten Partieen im baschkyrischen Ural, der 1300 Meter hohe Kyrtym u. a. werden die wohl verdiente Würdigung finden. So wie man sich den Ural noch bis vor kurzer Zeit ziemlich allgemein in Westeuropa dachte, sieht er nur in seinen nördlichsten Teilen aus, und Berge, die das ganze Jahr hindurch mit Schnee und Eis bedeckt sind, trifft man erst nördlich von der am Deneschkin Kamen an der nördlichen Grenze des Gouvernements Perm entspringenden Stoswa. Der mittlere Ural wird von Jahr zu Jahr mehr der Kultur erschlossen. Eine mächtige Triebfeder sind dabei die Schätze, die im Schoße seiner Berge ruhen — Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Kohle u. s. w., deren mächtige Lager ihrem Umfange nach noch lange nicht genügend erforscht sind.

Wie bei fast allen industriellen und gewerblichen Unternehmungen des russischen Volkes, datiert auch der Aufschwung des Bergbaues im Ural von der Zeit Peter des Großen an. Durch ihn wurde 1701 das erste Bergwerk im Ural am Flusse Newja angelegt, und Demidoff, der Schmied von Tula, der Stammvater der bekannten Familie, wurde der Verwalter des Bergwerkes Newjansk unter der Bedingung, daß er dem Zaren auch fernerhin so gute und billige Waffen für seine Truppen liefere wie bisher. Außerdem erhielt Nikita Antufejew — so hieß der Schmied — vom Zaren, dessen besonderer Gunst er sich schon seit 1699 erfreute, in welchem Jahre Peter auf der Reise durch Tula sein Gast gewesen, die Erlaubnis, im Ural nach Kupfer zu schürfen und etwa gefundene Adern selbst auszubeuten, wogegen dabei entdeckte Silberminen dem Staate zufallen sollten. Drei große Bergwerke wurden nach und nach durch Nikita Antufejew angelegt, zu Njishny-Tagilsk, Werchny-Tagilsk und Shuralinsk, und der Zar ermunterte den unternehmungslustigen Mann durch zahlreiche Gnadenbezeigungen zu immer neuen Versuchen zur Durchforschung der Ural-Wildnis. Der schlichte Schmied wurde allmählich Besitzer großer Ländereien mit hunderten von Leibeigenen, im Jahre 1707 verlieh ihm Peter sogar den persönlichen Adel, und verwandelte diese Würde 1720 in eine erbliche. Nach seinem Vater Demid führte seitdem der geadelte Schmied den Namen Demidoff. Wie sehr ihn Peter zu schätzen wußte, kann man aus der Antwort ersehen, welche er einst dem Großadmiral Apraxin gab, als dieser meinte, es wäre zu wünschen, daß Rußland ein Dutzend solcher Männer wie Demidoff besäße. „Ich wäre schon glücklich," erwiderte Peter, „wenn ich ein halbes Dutzend solcher Männer wie er zur Verfügung hätte."

Die Nachkommen des Schmieds von Tula haben sich ihres Ahnherrn würdig gezeigt. Den unermeßlichen Reichtum, den sie ihren Bergwerken verdankten, wußten sie vortrefflich zu verwerten, und weit entfernt davon, gleich vielen anderen Emporkömmlingen das ererbte Vermögen zu einer üppigen, verschwenderischen Lebensweise zu benutzen, haben sie sich jederzeit als eifrige Förderer von Kunst und Wissenschaft, vor allem aber als echte Menschenfreunde erwiesen, ihre Hauptaufgabe in der Verbesserung des Loses ihrer Unterthanen und in Werken der Wohlthätigkeit erblickt. Großartige Stiftungen, wie man sie wohl von den Astors und Vanderbilts und anderen Millionären Amerikas, nicht aber in Europa gewöhnt ist, sind von den Demidoffs gegründet worden. Der Enkel des Schmieds von Tula, Prokop Demidoff (gest. 1786), bestimmte 1 Million Rubel zur Gründung eines Waisenhauses in Moskau. Anatol Nikolajewitsch Demidoff gründete ein Asyl für Frauen aus höheren, und ein ebensolches für Frauen aus niederen Ständen, eine Anstalt zur Erziehung verlassener Kinder, in welcher 150 Knaben und Mädchen Aufnahme finden können, ein „Frauenschutz" genanntes Asyl für Mädchen unter 16 Jahren, und jene großartige Wohlthätigkeitsanstalt in Petersburg, die noch seinen

Namen führt und in der u. a. jährlich 200 000 Mahlzeiten unentgeltlich verabreicht werden. Als in Petersburg die Cholera ausbrach, schuf Demidoffsches Geld schleunig ein großes Krankenhaus, in welchem Fürst Anatol Demidoff persönlich die Oberaufsicht führte und ohne Scheu vor der Krankheit die Kranken besuchte. In gleicher, wahrhaft fürstlicher Weise wurden Künste und Wissenschaften von Anatol Demidoff unterstützt. Tausende von Rubeln verwendete er jährlich zu Preisen für gelehrte Gesellschaften und zur Unterstützung von Gelehrten und Schriftstellern, sandte Expeditionen zur Erforschung des Landes aus, deren eine in das alte Donsche Steinkohlenbecken er persönlich leitete, und behielt bei all dieser vielseitigen Thätigkeit immer noch Zeit, auf seinen großen Besitzungen neue industrielle Unternehmungen ins Leben zu rufen und zur Blüte zu bringen. Nitag im Ural war gleichsam die Hauptstadt seines wohlorganisierten großen Industriestaates, in dem ein Heer von Beamten, Technikern und Arbeitern aller Art zur Ausführung seiner Befehle bereit stand.

Der Fürstentitel der Demidoffs stammt von ihrer berühmten Villa San Donato bei Florenz. Der Großherzog von Toskana ernannte Anatol Demidoff zum Fürsten (Principe) von San Donato. Bekanntlich sind die Demidoffs seitdem in enge verwandtschaftliche Beziehungen zu den Bonapartes getreten, da Fürst



Norwegische Fängstjakt in den Gewässern von Nowaja Semlja.

Anatol 1841 die Tochter Jeromes, des ehemaligen Königs von Westfalen, Prinzessin Mathilde, heiratete. Da Jerome Napoleon der Schwiegersohn des Königs von Württemberg war, das württembergische Königshaus aber mit dem russischen verschwägert ist, sind die Demidoffs auch nahe Verwandte des russischen Kaiserhauses geworden. Fürst Anatol starb kinderlos in Paris, und seine großen Besitzungen gingen auf seinen Neffen Paul über, der in Petersburg lebt, wo er eine Hofcharge bekleidet.

Der Name Demidoff wird in der Geschichte des russischen Bergbaues manche der glänzendsten Seiten füllen, aber der jetzige Stand desselben beweist doch klar und deutlich, wie sehr Peter der Große alle Ursache hatte, seinem Land ein halbes Dutzend Demidoffs zu wünschen. So sehr sich die Eisenproduktion im Ural hob, so hat sie doch mit jener in den Staaten Westeuropas nicht gleichen Schritt gehalten. Überraschen kann dies nicht, denn ungeheure Schwierigkeiten und Hindernisse waren im Ural zu überwinden. Am allermeisten beeinträchtigte die Produktion der schwierige Transport der gewonnenen Metalle. Hunderte von Werst mußten auf elenden Landwegen zurückgelegt werden, die nur im Winter, wenn der Schnee sie bedeckte, passierbar waren, und erreichte man endlich einen Fluß, so mußte man vielleicht noch Wochen lang warten, bis der Transport fortgesetzt werden konnte, da der Wasserweg nur wenige Monate im Jahre frei war. Mehrmals mußte unter-

wegs umgeladen werden, und das Eisen wurde dadurch so verteuert, daß es, wenn es schließlich den Markt von Njishny-Nowgorod erreichte, trotz seiner viel bessern Qualität mit dem ausländischen Eisen nicht mehr konkurrieren konnte. Durch den Bau einer Eisenbahn, welche die Bergwerke im Ural mit Njishny-Nowgorod verband, wäre dieser Übelstand sofort beseitigt worden, aber es wurden im Gegenteil anstatt einer solchen zunächst Eisenbahnen gebaut, welche in strategischer Beziehung und für den Handel Rußlands wichtig waren, die Eisenhütten im Ural aber in eine noch ungünstigere Lage als bisher brachten, da durch sie der Import ausländischen Eisens erleichtert, dessen Konkurrenzfähigkeit erhöht wurde. An dem Ausbau des russischen Eisenbahnnetzes war die einheimische Eisenindustrie fast gar nicht beteiligt. Von den Schienen bis zu den Lokomotiven und Waggons stammt fast alles aus ausländischen Fabriken, denn die Regierung hatte, um den Bau zu beschleunigen, den Unternehmern unter anderen Begünstigungen auch die zollfreie Einfuhr des zum Bau und zur Inbetriebsetzung der Eisenbahnen erforderlichen Materials bewilligt, wodurch das einheimische Eisen vollständig verdrängt wurde. Die Aufhebung der Leibeigenschaft war auch nicht geeignet, den Bergbau zu fördern, da durch sie die Arbeitspreise verteuert wurden. Binnen zwei Jahren sank infolge dessen die Produktion in den uralischen Hütten um 36 Prozent, und viele Besitzer von Eisenwerken sahen sich gezwungen, den Betrieb völlig einzustellen. Außerdem war man auf Holz als Brennmaterial angewiesen, wodurch so furchtbare Verwüstungen in den Wäldern angerichtet wurden, daß man trotz des Waldreichtums des Ural mit Besorgnis der Zukunft entgegensehen mußte.

Das ist nun alles in letzter Zeit besser geworden. Die Auffindung großer Kohlenlager in der Nähe der Eisenhütten hat der russischen Eisenproduktion die Möglichkeit geschaffen, sich bei Einschmelzung der Erze der mineralischen Kohle zu bedienen, und unter dem Einfluß dieses Materials beginnt die Eisenproduktion allmählich einen Umfang zu erlangen, der in richtigerem Verhältnis als bisher zu den mächtigen Lagern steht. Der Ural ist nun auch durch Schienengeleise mit dem Westen des Reiches verbunden, und nach dem Aufschwung der Montanindustrie in den von der Eisenbahn heute schon durchschnittenen Gegenden kann man bedeutende Fortschritte erwarten, wenn erst einmal alle projektierten Linien des uralischen Eisenbahnnetzes ausgebaut sein werden, namentlich wenn die heute noch viel zu hohen Eisenbahntarife reduziert würden. Die Regierung, welche die einheimischen Werke lange genug stiefmütterlich behandelt hatte, fängt nun an, bei Lieferungen für Eisenbahnen auch diese zu berücksichtigen, und überall, wo es bisher geschah, mit zufriedenstellendem Erfolg Auf der letzten Moskauer Ausstellung konnte man sich überzeugen, daß man in Rußland heute bereits imstande ist, Schienen, Waggons und Lokomotiven zu liefern, welche den ausländischen kaum nachstehen. Von vielen Seiten ist infolge dessen das Bedauern laut geworden, daß die Regierung trotz der großen pekuniären Opfer, die sie hätte bringen müssen, beim Bau des großen Eisenbahnnetzes der einheimischen Industrie nicht den Vorzug vor der ausländischen gab. Trotz der Subventionen und trotz der Vorausbezahlung, die sie erhielten, konnten zwar die russischen Werke damals doch nicht so billig liefern wie die ausländischen, aber man glaubt aus den jetzt erzielten Erfolgen den Schluß ziehen zu dürfen, daß der Mehraufwand für den Eisenbahnbau durch den Aufschwung der einheimischen Industrie reichlich vergütet worden wäre. Solche Klagen mögen nicht ohne alle Berechtigung sein, aber man darf auch nicht vergessen, daß es sich vor allem darum handelte, das Eisenbahnnetz rasch auszubauen, und daß für eine rasche Durchführung des Baues bei Heranziehung der ausländischen Industrie weit mehr Garantieen vorhanden waren als die einheimische bieten konnte.

Bei der Hebung der Schätze des Ural sind gegenwärtig mit Ausnahme von Archángelsk, welches überhaupt nur ein geringes Quantum Salz liefert, alle Gouvernements zu beiden Seiten der Bergkette beteiligt, in Europa Perm, Wjatka, Wologda, Ufa und Orenburg. Gewonnen werden dort Gold, Platina, Eisen, Kupfer, Nickel, Graphit, Steinkohlen und Salz. Die Goldwäschereien am Ural sind jetzt sämtlich in Privatbesitz, da die Staatswäschereien ihre Thätigkeit völlig eingestellt haben. Durch einen Ukas vom 28. Mai 1812 ist Privaten gestattet worden, auch Gold- und Silbergruben auszubeuten, und seit 1819 ist diese Erlaubnis auf die Goldwäschereien ausgedehnt. Hinter der reichen Goldausbeute in einzelnen asiatischen Landesteilen bleibt aber der Ural weit zurück. Ausschließlich in ihm wird das Platina gefunden, das zuerst 1819 im Gebiete von Newjansk entdeckt wurde. Die Kupferproduktion ist im Sinken; während große Kronshütten dort in Privathände übergingen, sank die Produktion auf den Privathütten binnen 25 Jahren um 70%. Die Kohlenbecken des Ural

kämpfen noch mit den schwierigen Transportverhältnissen, und erst bis die Kohlengruben mit der Uralbahn durch eine Zweigbahn verbunden sein werden, ist ein größerer Aufschwung des Bergbaues zu erwarten.

An Erz- und Mineralienreichtum kommt kaum ein anderes Land Rußland gleich, aber die geologische Durchforschung des Riesenreiches ist bisher noch eine höchst ungenügende. Ein sehr großer Teil der in der letzten Zeit entdeckten Lager verdankt seine Auffindung nur dem Zufall. Eine systematische Durchforschung des Landes ist aber bereits durch die Gründung des geologischen Instituts in St. Petersburg angebahnt, das unter seiner vorzüglichen Leitung bald für die russische Montanindustrie epochemachend werden dürfte. Die Regierung scheut überhaupt jetzt keine Opfer, um den Bergbau zu fördern und namentlich die kaiserlichen Hüttenwerke zu Musterwerken zu erheben. In den Kronshütten werden neue Methoden der Metallgewinnung geprüft, und was sich bewährt, wird sofort eingeführt. Den Kronshütten verdankt man z. B. in Rußland die Gußstahlfabrikation, die Einführung der Siemensschen Schmelzöfen, des Martinierens u. s. w. Allerdings sind wegen der noch sehr bureaukratisch organisierten Verwaltung die Betriebskosten der Kronshütten bedeutend höher als jene der in Privatbesitz befindlichen, aber das in neuerer Zeit von Anhängern der Manchesterschule deshalb vielfach ventilierte Projekt, alle Kronshütten in Privatbesitz übergehen zu lassen, dürfte doch kaum im Interesse der russischen Montanindustrie liegen, noch weniger aber in jenem des Staates. Für die Lieferung von Kriegsmaterial, blanken Waffen, Kanonen u. dergl. sind die Kronshütten geradezu unentbehrlich, da sie eine Garantie für rechtzeitige Lieferung bieten, die man der Privatindustrie nicht zutrauen kann. Auch sprechen die bisher erzielten Erfolge sehr gegen einen solchen Besitzwechsel, denn den Kronshütten verdankt es Rußland, daß es sich bei der Waffenlieferung vom Ausland völlig emanzipieren konnte und nicht mehr auf Deutschland und England angewiesen ist. Die Kanonen werden jetzt im Lande gegossen und haben sich als gut und brauchbar bewährt.

Im allgemeinen krankt die russische Montanindustrie auch heute noch an dem Mangel von Unternehmungsgeist in Rußland selbst. Der Russe ist nun einmal nicht zu selbständiger Initiative geschaffen und läßt sich solange vom Pessimismus beeinflussen, bis unternehmendere Ausländer ihm ad oculos vordemonstriert haben, wie sehr er gefehlt, daß er die Hände in den Schoß legte, wo er sie nur auszustrecken brauchte, um Schätze zu heben. Über eine Milliarde Rubel hat das Ausland durch Rußlands Eisenbahnbauten verdient, und alljährlich gehen über 100 Millionen Rubel ins Ausland, als Preis für Eisen und andere Produkte der Montanindustrie, an denen das Land überreich ist. Obwohl große Kapitalien erforderlich sind, um die in der Erde verborgenen Schätze zu heben, ist doch in Rußland an Kapital, und namentlich an Großkapital kein Mangel, und man brauchte ausländischen Kapitalisten das Feld nicht allein zu überlassen. Letztere beginnen in neuerer Zeit mit großer Vorliebe sich an der Montanindustrie zu beteiligen, was für Rußland nur von Vorteil sein kann, andererseits aber auch ein Beweis ist, daß die russische Bevölkerung eine große Unterlassungssünde begeht, indem sie jenem Zweig der Volksthätigkeit, der nächst der Landwirtschaft der wichtigste ist, nicht die ihm gebührende Beachtung schenkt.

In vielen Montanprodukten ist Rußland immer noch mehr oder minder vom Ausland abhängig, so in Kupfer, Blei, Zinn, Zink, Schwefel u. s. w., auch noch in Roh- und Schienen-Eisen, Steinkohlen, Kochsalz, doch wird in letzteren sein Bedarf schon mehr als zur Hälfte im Inlande gedeckt. Auch dem Bedarf an Stahl entspricht die inländische Produktion noch nicht völlig (nur zu 89 %).

Die hauptsächlichsten Produkte der Montanindustrie verteilen sich jetzt auf die einzelnen Gouvernements folgendermaßen. Die größten Goldwäschereien besitzt das Gouvernement Jakutsk, mit einem Ertrag von nahezu 13 Millionen Rubel; daran reihen sich mit einem Ertrage von etwa 2 bis $4^1/_2$ Millionen Transbaikalien, Perm, Jenisseïnsk, das Amurgebiet und Tomsk, ferner mit unbedeutenderen Erträgen Irkutsk, das Küstengebiet Ostsibiriens, Semipalatjinsk, Abo und Uleåborg. Die Silberausbeute ist gering. In Tomsk erreicht sie nahezu eine halbe Million Rubel, aber die Silberbergwerke in Transbaikalien, im Terekgebiet und in Perm liefern nur für einige Tausend Rubel Silber. Platina wird nur im Ural (Gouvernement Perm) im Werte von einer halben Million gewonnen. Man hatte angefangen, Geld aus Platina zu prägen und schon mehrere Millionen in Umlauf gesetzt, als die rasche Abnutzung der Münzen die Einstellung der Prägung und die Einziehung der kursierenden Münzen veranlaßte. Seitdem ist die Platinaproduktion sehr zurückge-

gangen. Die größten **Kupfer**bergwerke befinden sich in Piotrkow, Ufa, Jelisawetpol, Tomsk, Akmolinsk, kleine außerdem in Tiflis, Wyborg, Njuland (Finnland), Orenburg, Semipalatjinsk und Wjatka, mit einer Gesamtproduktion von etwa $2^1/_2$ Millionen Rubel. Die **Roheisen**produktion erreicht ihren Gipfelpunkt im Ural. Das Gouvernement Perm partizipiert an derselben mit 50 Prozent oder etwa 10 Millionen Rubel. Bedeutend ist die Produktion außerdem noch in Ufa, Radom, Njischny-Nowgorod, Kaluga, Wjatka, Piotrkow, Orenburg. **Eisen** liefert Perm allein für über 16 Millionen Rubel, und die Gouvernements St. Petersburg,

Russische Bäuerin aus dem Norden.

Wjatka, Njischny-Nowgorod, Radom für 2 bis $2^1/_2$ Millionen, bei einer Gesamtproduktion von etwa $35^1/_2$ Millionen Rubel. In der **Stahl**produktion steht das Gouvernement St. Petersburg mit etwa 15 Millionen Rubel obenan, und ebensoviel erzeugen die Gouvernements Orel und Warschau zusammen. Der Gesamtproduktion, die stetig im Steigen begriffen ist, steht nur noch ein Import im Betrage von etwa 800000 Rubel gegenüber. **Zink** liefert nur das Gouvernement Piotrkow im Betrage von 700000 Rubel. Die Gewinnung von **Blei**, vorzüglich in Tomsk und noch drei asiatischen Gouvernements vertreten, ist höchst unbedeutend. Die **Kohlen**industrie hat sich in Rußland sehr langsam entwickelt. Noch im Jahre 1860 entfielen nach

v. Köppens Angaben nicht weniger als 56¼ % der in Rußland gewonnenen Kohlen auf das Zartum Polen. Im Donezbecken besitzt Rußland das nächst dem nordamerikanischen Kohlenbassin größte Kohlenlager der ganzen Erde, das sich über eine Fläche von 27 312 □Kilometer erstreckt und etwa 10 000 Millionen Tonnen Steinkohlen und Anthracit enthält. Seitdem die Eisenbahn von Kursk nach Asoff eröffnet ist (1869), nimmt im Donezbecken die Kohlenausbeute von Jahr zu Jahr zu. Von 6 Millionen Pud im Jahre 1860 stieg sie im Laufe von 20 Jahren auf 86,3 Millionen oder um 1337 %. Auch die anderen Kohlenbecken Rußlands weisen in derselben Zeit ein bedeutendes Steigen der Produktion auf, das Moskauer Becken um 3880 % das Uralsche um 1669 %. Welchen Einfluß der Bau von Eisenbahnen dabei ausübte, zeigt das Donezbecken, wo die Produktion zwei Jahre vor Eröffnung der Eisenbahn etwa 9 Millionen Pud betrug, und im dritten Jahr nach Eröffnung des Betriebes bereits über 36 Millionen. Die Kohlenbecken liegen jedoch den großen Städten, namentlich jenen im Norden, so fern, und der Kohlenkonsum ist in den letzten Jahren so bedeutend gestiegen, daß trotz der beträchtlichen Produktion von nahezu 200 Millionen Pud Steinkohle der Import noch immer über 100 Millionen Pud beträgt. Unter den europäischen Staaten nimmt Rußland in der Kohlenproduktion erst die sechste Stelle ein (nach England, Deutschland, Frankreich, Belgien und Österreich-Ungarn), und partizipierte nach v. Köppens Berechnung (1867) an der gesamten Kohlenproduktion der Erde nur mit 0,6 %. Von der eigenen Kohlenproduktion entfielen damals in Rußland nur 21 Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung, gegenüber 3955 in England und 1148 in Deutschland, ein Verhältnis, das sich jetzt bereits etwas günstiger für Rußland gestaltet haben dürfte. Jedenfalls steht der russischen Kohlenproduktion eine große Zukunft bevor, ebenso wie der Naphtaproduktion. Die raffinierte Naphta, das Photogen, drängt nicht nur in Rußland das Kerosin immer mehr zurück, sondern wird auch schon exportiert, und die Roh-Naphta nebst den bei der Photogenbereitung sich ergebenden Rückständen findet immer mehr Verwendung als Brennmaterial auf den Eisenbahnen und Dampfschiffen. Die größten Naphtaquellen befinden sich in Baku, in Transkaspien und dem Terekgebiet, außerdem liefern Naphta das Gouvernement Tiflis, das Kubangebiet, Dagestan und Jelisawetpol, Archángelsk, Wologda, Simbirsk und Samára. Die Schwefelproduktion in einer einzigen Hütte bei Charkow, im Kaukasus und in Dagestan ist unbedeutend, und der Bedarf Rußlands wird durch den Import gedeckt. Sehr entwickelt ist dagegen die Salzproduktion. Wir haben von dieser schon wiederholt (Band I, Seite 264, 339) gesprochen. Außer den Binnenseeen im Gouvernement Astrachan und in der Krym, welche das meiste Salz liefern, findet man noch Salzseeen im Gebiet des Uralheeres, im Donschen Kosakenland, im Kubangebiet, Tomsk, Jeniseisk, im Semipalatjinskischen, Semiretschenskischen und Baikalgebiet u. s. w. Steinsalz wird vorzüglich im Jletskischen Bergwerk, Gouvernement Orenburg, gewonnen; außer diesem giebt es noch bedeutende Steinsalzlager in den Gouvernements Astrachan und Eriwan und im Syr-Darja-Gebiet. All' die riesigen Mengen Salz, die da gewonnen werden, konsumiert fast ausschließlich das Inland — der Export ist höchst unbedeutend —, aber nebenbei wird noch viel ausländisches (deutsches, englisches, spanisches) Salz verbraucht, trotzdem in Rußland der Salzkonsum gegen jenen anderer Länder noch zurücksteht.

Der Gesamtwert der jährlichen Produktion von Metallen, Salz, Kohle, Schwefel, Naphta u. s. w. beträgt jetzt in 57 Gouvernements und Gebieten des europäischen und asiatischen Rußlands etwa 180 Millionen Rubel, verhältnismäßig noch eine kleine Summe, doch ist zu erwarten, daß sich die Produktion fortan rasch steigern wird, da infolge der dem Bergbau zugewendeten größern Sorgfalt in jedem Jahr eine große Zahl neuer Lager von Metallen und Mineralien entdeckt wird. Man hat in Rußland eingesehen, daß man hinter dem Auslande zurückgeblieben ist, und bemüht sich nun ernstlich, der Montanindustrie jene Bedeutung zu verschaffen, die sie dank dem großen Metallreichtum des Landes schon längst sich errungen haben sollte. Die Zeit ist vorüber, in welcher die russische St. Petersburger Zeitung ohne widerlegt zu werden behaupten konnte, daß die vom Bergdepartement beschäftigten Kuriere mehr Geld kosten, als für geologische Forschungen aufgewendet werde, und jedes Jahr führt jetzt der Montanindustrie auch eine Anzahl Ingenieure mit guter Vorbildung zu. Die Regierung widmet ganz besondere Sorgfalt der Verbreitung von Bildung unter den Bergarbeitern. Bei vielen Kronshütten sind Volksschulen für Knaben und Mädchen errichtet worden, vier Kreisschulen dienen dem niedern Unterricht im Bergwesen, in Jekaterinenburg im Ural besteht eine Bergmannsschule, in Lisitschansk eine Steigerschule. In Korsun hat der bekannte Eisenbahnunternehmer Poljakoff eine

Montanschule gegründet, und für die höhere fachmännische Ausbildung sorgt das von über 200 Studierenden besuchte Institut für Bergingenieure.

Wir beschränken uns hier auf diese allgemeinen Betrachtungen, da wir bei der Beschreibung Russisch-Asiens den Leser mit den größten Bergwerken bekannt machen und dort auch auf die Details der Montanindustrie genauer eingehen werden. Von den freundlicheren Thälern und Höhen des Ural wenden wir uns wieder seinen wilden, unwirtlichen Partieen zu, wo die zerklüfteten kahlen Felsmassen aus der Tundra hervorragen, gleich als hätten Titanenhände hier Felsblock auf Felsblock getürmt. Es ist ein eigentümliches Land, dieser russische Norden! Den anmutigen Wechsel von Berg und Thal, von Feld- und Wiesenflächen und Wald, den andere Länder bieten, kennt man hier nicht. Völlig unvermittelt stehen die schroffsten Gegensätze neben einander. So versinkt auch gleichsam das Gebirge plötzlich in den Sümpfen, die sich in einer Ausdehnung von 150 Meilen vom Fuße des nördlichen Ural über die Petschora hinweg bis zur Halbinsel Kanin und der Mündung des Mesen hinziehen. Eingeschlossen vom Meer auf der einen, von den kahlen Uralfelsen auf der andern Seite, gegen Süden umsäumt von den unermeßlichen Urwäldern, von denen gleich äußersten vorgeschobenen Posten nur einige verkrüppelte Birken sich bis zur Sumpfregion vorgewagt haben, bildet die Tundra eine öde weite Fläche, die mit weißem Renntiermoos bedeckt ist, aus dem nur stellenweise rötliche Flecken hervorschimmern, das Vorhandensein reicher Erzbestandteile in dem Moraſtboden verratend. Hier und da glitzert in der einförmigen Landschaft die glatte Spiegelfläche eines Sees, und Flüßchen und Bäche ziehen sich wie ein Silberband durch den dunklern Boden hin. Dort ist der Moorboden mit verfaulten Pflanzenresten und mit Sand bereits so durchsetzt, daß er nicht mehr imstande ist, das emporquellende Wasser aufzusaugen, und dieses daher sich Bahn brechen kann. Längs dieser Wasserläufe und an den wenigen kompakteren Stellen, welche Inseln gleich aus dem Moraſtmeer auftauchen, fristen niedrige Wacholdersträuche, neben denen in großen Massen die Sumpfbrombeere und die Sandbeere gedeiht, ein kümmerliches Dasein, im Sommer von dichten Mückenschwärmen umschwirrt, die wie eine Wolke über der kleinen Oase schweben. So sieht es aber in den Tundras nur während der kurzen Sommerszeit aus. Bald senken sich die dichten Herbstnebel herab, und in ihrem Gefolge kommt der Frost und der Schneesturm. Die Tundra, die unter den Strahlen der Julisonne wenigstens an der Oberfläche aufgethaut war, gefriert wieder, und im Januar ist sie schon eine viele Fuß tiefe Eismasse, über welcher der Schnee oft klafterhoch liegt, den dann zuweilen die Winterstürme aufwirbeln und vor sich her treiben. Um diese Zeit beginnt die öde Tundra sich zu beleben. Der Moraſtboden, der im Sommer kein Tier zu tragen vermochte, ist nun gefroren, und scharenweise kommt Wild aller Art herangezogen, auf seiner Fährte der Mensch, um das nun so wildreiche Revier auszubeuten. Da hat sich der Marder im Schnee eine Höhle gegraben und glaubt sich in derselben geborgen, aber die Hunde der Jäger von Mesen spüren ihn auf und schnell ist sein Zufluchtsort umstellt und rings mit Netzen und Fallen umgeben. Die Jäger beginnen den Schnee wegzuschaufeln und lärmen und schreien, bis der Marder endlich aus seinem Versteck hervorschießt, jedoch nur, um sich alsbald in eines der Netze zu verwickeln, wo er erschlagen wird. Den in der Tundra in unzähligen Mengen vorhandenen Hasen stellt man durch Fallen nach. An Plätzen, wo die Hasen sich gern einzufinden pflegen, werden elastische Stangen im Boden befestigt, niedergebogen und an ihnen eine Schlinge angebracht. Wenn ein Hase in die Schlinge gerät, schnellt die Stange in die Höhe und er wird erwürgt. Doch Meister Lampe ist im Norden ein schlauer Gesell, dem solch eine niedergebogene Stange leicht verdächtig erscheint, und bei Tageslicht gerät selten einer in die Falle. Auch kommt es vor, daß starke Tiere sich losreißen und samt der Schlinge das Weite suchen. In dem Schnee gräbt auch der Polarfuchs ein Lager für sich und seine Jungen, aus dem er sich schwer herauslocken läßt. Er wird meistens durch Rauch, den man in seine Höhle ziehen läßt, zum Verlassen derselben gezwungen und, wie er am Eingang erscheint, niedergeschlagen. Den Jungen, deren man gewöhnlich 10 bis 12 vorfindet, bricht man ein Bein und nimmt sie mit nach Hause, wo sie in der Wohnstube aufwachsen. Das gebrochene Bein soll ihr Entweichen verhindern, aber manche entkommen trotzdem später in die Tundra. Die herangewachsenen Tiere werden erwürgt, da das von keiner Kugel durchlöcherte Fell viel besser bezahlt wird als das eines geschossenen Fuchses. Große Mühe verursacht es dem Jäger, dem schlauen Polarfuchs so nahe zu kommen, daß eine Kugel ihn erreichen kann, und er muß mit den Gewohnheiten desselben wohl vertraut sein, wenn er verhüten will, daß

der Fuchs rechtzeitig die Flucht ergreife. Der Silberfuchs ist in der Kaninschen und Timanschen Tundra fast nicht mehr vorhanden, aber in der Bolschesemelskaja Tundra nimmt die Zahl dieser wegen ihres kostbaren Felles viel verfolgten Tiere von Jahr zu Jahr trotz der Nachstellungen der Jäger noch zu. Das bei den russischen Jägern beliebte Ausräuchern der Füchse mag schuld daran sein, daß sie aus den beiden oben genannten Tundras verschwunden sind. Der Fuchs sucht mit Vorliebe alte Höhlen auf, mögen es nun seine eigenen oder fremde, verlassene sein, aber eine einmal ausgeräucherte Höhle betritt er niemals. Darum sind die Füchse schon in jenen Tundras sehr selten geworden.

Nicht unerwähnt darf hier ein Tier bleiben, welches in großen Massen in den Tundras vorhanden ist und den Füchsen und ebenfalls zahlreich sich einfindenden Wölfen zur Nahrung dient, jedoch auch von den Renntieren nicht verschmäht wird: der Lemming. Gleich der übrigen Tierwelt der Tundras kommt er über den Ural herüber und wandert rastlos nach Westen. Kein Fluß hält ihn auf, in dichtgedrängten Scharen schwimmen die Tiere durch das Wasser, das hintere mit den Zähnen sich an den Schweif des vordern klammernd. Zuweilen geschieht es, daß eine nach Westen wandernde Schar einer in der entgegengesetzten Richtung sich bewegenden begegnet. Dann entbrennt ein erbitterter Kampf, und die Tundra ist oft auf weite Strecken mit toten Lemmingen bedeckt.

Die wilden Renntiere, welche früher in viele hundert Tiere zählenden Herden in den Tundras lebten, haben sich nun nach Gegenden zurückgezogen, wo sie von Jägern weniger beunruhigt werden: in die Tundras am nördlichen Ural und auf die Inseln Waigatsch und Nowaja Semlja, auch auf die Nordspitze der Kaninschen Halbinsel und Kalgujew.

Man teilt das ganze Sumpfgebiet zwischen Mesen und dem Ural in drei ungleiche Teile, die ihre eigenen Benennungen haben: die Kaninsche Tundra auf der Halbinsel gleichen Namens, die Timansche Tundra zwischen der Tscheskaja Bucht und der Petschora, und die Bolschesemelskaja zwischen Petschora und Ural. In der letztern machen die von Süden kommenden Sirjänen den Samojeden die alten Jagdgründe streitig, in den beiden erstgenannten Tundras aber sind die Jäger überwiegend Russen. Sie kommen der Jagd wegen aus den südlicheren Gegenden herauf oder von den Ufern des Weißen Meeres, für deren Bewohner die Jagd in den Tundras fast ebenso wichtig ist wie der Fischfang und die Robbenjagd.

Trüb und einförmig verläuft das Leben der russischen Bevölkerung an den Ufern des Weißen Meeres. Mehr als acht Monate sind die Männer jährlich vom Hause fern, auf dem Meer mit Fischfang beschäftigt oder in Archángelsk als Arbeiter kärglichen Verdienst suchend, und nicht viel mehr als ein Vierteljahr weilen sie im Kreise ihrer Familie. Auf der Frau lastet während ihrer Abwesenheit die ganze Sorge für die Erhaltung des Hausstandes. Sie sorgt für das Vieh, sie mäht das Heu, sie fährt im Kahn zum Fischfang aus, und daneben verrichtet sie alle häuslichen Arbeiten der Hausfrau. Durch ihre Energie und Arbeitsamkeit hat sich aber die russische Frau im Norden auch eine soziale Stellung errungen, die sich wie der Tag von der Nacht von der kläglichen Lage der Frauen bei den anderen Völkerschaften im Norden unterscheidet. Hier ist die Frau keine Sklavin. Indem sie mit Aufbietung aller Kräfte schwere Arbeit verrichtet, ist sie dem Manne ebenbürtig geworden, sie ist seine treue Genossin in Freud und Leid, und ihre Stimme gilt im Hause ebensoviel wie die des Mannes, der nichts Wichtiges unternimmt, ohne den Rat und die Zustimmung seiner Frau eingeholt zu haben. So ist, obwohl die nomadische Lebensweise der Männer der Entwicklung eines Familienlebens nicht günstig zu sein scheint, ein solches dem russischen Ansiedler im Norden doch nicht fremd geblieben. Die Not, der gemeinsame Kampf ums Dasein hat dort Bande geschmiedet, welche Mann und Frau fest umschlingen und ihr Leben zu einem einträchtigen, allem Streit und Zwist fremden gestalten. Ein ähnliches Verhältnis zwischen Mann und Weib trifft man auch noch südlich von Archángelsk, im Norden des Gouvernements Olonez. Dieses Gouvernement, größer als Bayern und Württemberg zusammengenommen, ist noch zum großen Teil mit dichten Urwäldern bedeckt. Die ersten russischen Kolonisten, die in dieselben vordrangen, bildeten dort nur kleine Niederlassungen. Eine oder höchstens 2 bis 3 Familien rodeten am Ufer eines Sees den Wald aus und begannen das Land urbar zu machen. Nur sehr langsam vergrößerten sich solche Niederlassungen in der Wildnis und selten trifft man auch heute noch ein Dorf, welches mehr als zehn Hütten zählt. Der Russe aus dem Süden, der an die großen, in langer Doppellinie längs der Landstraße sich hinziehenden Dörfer gewöhnt ist, wo man

hinter den Häusern weithin die Felder und die Wiesen sich erstrecken sieht, wird die kleine Häusergruppe, die er im Olonezkischen mitten im Walde antrifft, kaum für ein Dorf ansehen, in ihnen vielmehr höchstens zu einer einsamen Poststation gehörende Wirtschaftsgebäude vermuten. Die Bewohner dieser Hütten aber fühlen sich wohl in ihrer Einsamkeit, wo ein Nachbar auf den andern, ein Familienglied auf das andere angewiesen ist und das häusliche Leben bei freundnachbarlichem Verkehr sich viel anziehender gestaltet als in vielen südlicheren Gegenden, in denen der häufige Wirtshausbesuch einerseits und das Nomadenleben der Männer andererseits ein richtiges Familienleben nicht aufkommen lassen.

Als unter Zar Alexei der Streit um die alten Kirchenbücher entbrannte, flüchteten viele Altgläubige in die nordischen Urwälder, wo sie Klöster und Dörfer gründeten. Vor Verfolgungen waren sie auch dort nicht sicher. Man entdeckte ihre Niederlassungen, zwang sie, dieselben zu verlassen, schleppte die Starrsinnigen ins Gefängnis und brannte die Häuser nieder. An manchen Orten wurde jedoch hartnäckiger Widerstand geleistet. Den Tod dem Leben im Gefängnis vorziehend, zündeten schließlich die Bedrängten selbst ihr Kloster an und fanden unter den Trümmern desselben den Tod. Einzelne Klöster der Altgläubigen überdauerten die Zeit der Verfolgungen und wuchsen durch immerwährenden Zuzug zu bedeutenden Ortschaften heran. An der Wyga hatte ein gewisser Danilo Philipoff Wikulin ein Kloster gegründet, das bald das Mekka aller Altgläubigen wurde. In wenigen Jahren wuchs die Zahl der Mönche so sehr an, daß im Kloster für sie kein Raum mehr war und in der Umgegend mehrere neue Klöster gegründet werden mußten, darunter eines am Flusse Leksa für Frauen. Die Altgläubigen hatten Gelegenheit, Peter dem Großen bei der Anlage von Eisenwerken in jener Gegend wichtige Dienste zu leisten, und sicherten sich dadurch eine nachsichtige Behandlung. Dank derselben war das Wygorjetzky-Kloster bereits um die Mitte des 18. Jahrhunderts das Centrum einer Niederlassung von etwa 2000 Männern und 3000 Frauen, die Schatzkammer des Klosters war überreich an goldenen und silbernen, mit Edelsteinen besetzten Gefäßen und wertvollen Heiligenbildern, und fleißige Hände schufen unter geschickter Leitung wohl bebautes Land mitten in der Wildnis. Die Gemeinde der Altgläubigen, deren erhebender Gottesdienst mit den alten slavischen Gesängen viele Bewohner der Umgegend zu einem Besuch des Klosters verlockte, erschien aber doch mit der Zeit trotz der guten Dienste, welche die Altgläubigen der Regierung als Pioniere der Kultur leisteten, gefährlich: die Verfolgungen begannen aufs neue und endeten mit der Zerstörung des Klosters. Die Wälder blieben aber nach wie vor der Zufluchtsort altgläubiger Flüchtlinge, und aus ihnen ging später jene fanatische Sekte der Stranjiky hervor, welche verkündet, daß das Reich des Antichrist auf Erden bereits begonnen habe, und die sich darum in die Wälder und Einöden zurückzieht, die einzigen Orte, wo man nach ihrer Meinung Gott noch ungestört anbeten kann. Ihre Lehren (siehe Band I Seite 144) tragen ganz das Gepräge des düstern Nordens, der jede heitere Regung des Gemütes im Keime erstickt und im Hinblick auf den es kaum glaublich erscheint, daß aus solchen Verhältnissen auch ein Dichter hervorgehen konnte: der Altmeister der russischen Poesie, M. W. Lomonossoff, der in dem Dorfe Denisowka geboren wurde.

Der hohe Norden Rußlands mit seinem bewölkten trüben Himmel, seinen düsteren Wäldern und schneebedeckten Flächen erscheint wenig geeignet, den Menschen zu dichterischem Schaffen anzuregen, aber in den abgelegenen, von allem Verkehr mit Fremden abgeschlossenen Ortschaften konnten sich die alten Erzeugnisse der Volkspoesie, welche die ersten russischen Ansiedler aus der südlichen Heimat mitbrachten, viel reiner erhalten als in jenen Gegenden, welche im Laufe der Zeit durch die mannigfaltigsten fremden Elemente beeinflußt wurden. So treffen wir dort noch die Sitte der Totengesänge und all' die alten Klagelieder, deren ganzer Inhalt deutlich zeigt, daß sie nicht im kalten Norden, sondern in einer südlichern, wärmern Gegend entstanden sind. Bis ins 11. Jahrhundert hinauf läßt sich in Rußland die Sitte der Totenklagen verfolgen. Im Hause des Verstorbenen versammelten sich sämtliche Verwandte desselben, wohl auch die nächsten Nachbaren, die sporjadowije d. i. die in einer Reihe Wohnenden, stellten sich um die Leiche auf, und die Frauen begannen abwechselnd Klagelieder zu singen. Auch jetzt singen nur Frauen die Klagelieder, doch an die Stelle der Verwandten, denen dies früher oblag, sind eigene Klageweiber getreten, welche beim Absingen der Lieder bald die eine, bald die andere Frau der Verwandtschaft vorstellen. Es sind keine Klageweiber nach Art der römischen praeficae und der lamentatrices, sie machen aus ihrem Talent kein Gewerbe; es sind meist ältere Frauen

oder Mädchen, deren gutes Gedächtnis die Gesänge bewahrt hat, die sie von Jugend auf bei Begräbnissen vernahmen, und sie werden hoch in Ehren gehalten, um so mehr, je schöner und rührender sie die alten Weisen vorzutragen verstehen. Viele hundert Verse, ja über tausend enthalten solche Lieder und es gehören daher zu ihrem Vortrag Fähigkeiten, die unter einer ungebildeten Bevölkerung nicht häufig vorhanden zu sein pflegen.

Wir teilen den Inhalt einer solchen Totenklage in Kürze mit. Ein Klageweib stellt zunächst die Witwe des Verstorbenen dar und klagt, daß sie nun allein und verlassen dastehe. Die rote Sonne habe sich hinter hohen Bergen, hinter dichten Wäldern und wandernden Wolken, hinter den östlichen Sternen verborgen und sie (die Witwe) mit ihren Kindern allein gelassen. Doch ihre Schuld sei es ja: warum habe sie den Tod in das Haus eingelassen, warum habe sie ihn nicht bemerkt, als er leise heranschlich? Es würde ihr ja gewiß gelungen sein, ihn zu bewegen, mit einem andern Opfer als mit ihrem Gatten vorlieb zu nehmen. Nun sei ihr der Gatte geraubt, und sie besitze nicht einmal sein Bild, um es später, wenn ihre Kinder herangewachsen sein werden, diesen zu zeigen. Fußfällig bittet sie die Nachbarn, sie und ihre Kinder nicht zu verlassen, sondern ihnen in ihrem Unglück beizustehen. Die Versammelten suchen sie zu trösten, aber sie bittet, sie nicht zu hindern, ihrem Schmerz freien Lauf zu lassen. Nun beginnt ein Klageweib, welches die Nachbarin darstellt, all' die Sorgen zu schildern, welche die Waisen der Mutter verursachen. Zu dem Toten sich wendend, bedauert sie, daß sie keinen Brief mitgebracht, damit er ihn ihrem schon früher gestorbenen Gatten überbringe. Er möge ihm aber doch wenigstens erzählen, wie mühsam sie sich durchs Leben durchkämpfen müsse. Dann kommt wieder die Witwe des zu Begrabenden an die Reihe. Sie dankt dem Priester, der das Totenamt abgehalten, und beginnt aufs neue zu klagen. Wenn der Sarg in die Grube gesenkt ist und der Grabhügel sich bereits über ihm erhebt, wirft sich die Vertreterin der Witwe auf denselben und ruft, daß sie vergessen habe, den Toten zu fragen, wann er wiederkehren werde. Sie fragt nun, ob er wiederkehren wird und wann sie ihn erwarten soll, um Mitternacht, um Mittag, am Morgen oder am Abend. Dann schildert sie, wie sie ihn erwarten wolle, und sagt, daß sie sich nicht fürchten werde, auch wenn er bei Nacht käme. Er solle nur kommen und seine Stelle als Hausvater wieder einnehmen. Diese Aufforderung zur Wiederkehr endigt in allen derartigen Liedern mit der wild hervorbrechenden Klage, daß dies leider nicht zu hoffen sei, daß dergleichen noch niemand erlebt habe und daß vom Friedhofe kein Toter zurückkehre.

Derartige Lieder mit solchem Farben- und Bilderreichtum können nicht im Norden entstanden sein; sie haben die slavischen Einwanderer auf ihrem Zuge von Süden nach Norden begleitet, und als letzte Erinnerung an die ferne alte Heimat sind sie in Ehren gehalten und bis auf unsere Tage bewahrt worden. Der Mensch steht den gewaltigen, ungebändigten Naturkräften im Norden viel zu ohnmächtig gegenüber, als daß dort der Geist zu solchen tief empfundenen dichterischen Schöpfungen sich aufzuschwingen vermöchte.

Neben den öden Sumpfgegenden findet man im Norden zwar auch anziehende Landschaften, groteske Felsen, Seeen im tiefen Waldesdunkel, gewaltige Wasserfälle, aber nur die Wildheit der Natur ist es, die den Beschauer fesselt, mag er nun vor den Felshöhen des Ural oder vor einem der Wasserfälle stehen, die wie der von dem Flüßchen Suma gebildete Kiwatsch-Fall im Gouvernement Olonez (siehe Seite 173) ihre Wassermassen mit solcher Wucht über das Felsgestein herabstürzen, daß in die Strömung geratene große Baumstämme zu Spänen zersplittert werden.

Ein solcher Wasserreichtum wie in Finnland ist in den russischen Nord-Gouvernements nicht vorhanden, aber an Seeen und Flüssen, welche vorzügliche Wasserstraßen bilden, ist auch dort kein Mangel. Der Größe des Ladoga- oder Onega-Sees kommt keiner der anderen Seeen auch nur annähernd gleich. Der Top-Ojero im Gouvernement Archángelsk bedeckt 1065 □Kilometer, doch die übrigen Seeen von Archángelsk bleiben weit hinter ihm zurück: der Kutno-See zählt nur 730, der Kowd 584, der Päw oder Pää nur 560 □Kilometer. Größere Seeen hat das Gouvernement Olonez: den 1246 □Kilometer messenden Seg-Ojero und den Wyg-See, der 918,5 □Kilometer bedeckt. Zu diesen gesellt sich als letzter der größeren Seeen noch der 852 □Kilometer bedeckende Imandra in Lappland.

Die meisten an der Westküste des Weißen Meeres in dasselbe mündenden Flüsse kommen von Olonez oder Finnland. Der Kem sowohl als der Wym sind nur Abflüsse von tiefer im Lande gelegenen Seeen. An der Ostküste des Weißen Meeres dagegen münden zwei bedeutende Flüsse: die Dwina und der Mesen. Die Dwina

ist der größte Fluß im russischen Norden. Zum Unterschied von der bei Riga ins Baltische Meer mündenden Düna, welche im Russischen denselben Namen führt, wird sie die nördliche Dwina genannt. Im untern Lauf erlangt sie eine an das gewaltige Flußbett der Wolga erinnernde Ausdehnung. Nach der Vereinigung mit der Waga und Pinega ist sie stellenweise 3 bis 7 Kilometer breit und erreicht bei Archángelsk eine Tiefe von 21 Metern.

Der Dwina an Größe und Wasserreichtum ziemlich gleich, übertrifft die Petschora jene noch durch ihr riesiges, über 7850 □Meilen sich erstreckendes Stromgebiet. Gleich allen Flüssen im Norden lagert sie vor ihrer Mündung viel Sand ab und bildet ein Delta, welches eine Breite von etwa 200 Kilometer erreicht. Das Land, das sie durchströmt, ist eine der ödesten Gegenden Rußlands; Sümpfe wechseln dort mit dichten Urwäldern, durch welche nur wenige Wege zu den vereinzelten Menschenwohnungen führen. Kaum 30 000 Menschen wohnen in diesem Gebiet, aber auf der Petschora herrscht in den Monaten, in denen die Schiffahrt frei ist, ein reger Verkehr, und Landesprodukte im Werte von mehreren Millionen schwimmen jährlich den Strom hinab. Das Petschoragebiet ist reich an wildromantischen Uferlandschaften (siehe Seite 149 und 157). Da ist der mit ewigem Schnee bedeckte zweigipflige Berg Tolpas, auf den sich von der Schtschugora, einem Nebenfluß der Petschora, eine großartige Aussicht eröffnet. Der Berg ist sehr schwer zugänglich, man muß ein gutes Boot und erfahrene Ruderer haben, um durch die Strudel und Stromschnellen bis zu seinem Fuße zu gelangen. Bis zum Gipfel, erzählen die Anwohner, könne niemand gelangen, denn so wie man aus dem Wald, der den untern Teil des Berges bedeckt, heraustrete, wehe ein so heftiger Wind, daß man sich nicht aufrecht erhalten kann. Deshalb soll der Berg auch den Namen Tolpas erhalten haben, der im Sirjänischen „Höhle des Windes" bedeutet. Sehr malerisch sind auch die Ufer des Podscherem, durch dessen krystallklares Wasser man bis auf den Grund sehen kann. Jede Biegung des Flusses enthüllt neue großartige Landschaften, die Felsen steigen oft so senkrecht aus dem Wasser empor, als wären sie von Menschenhänden behauen, und bilden seltsame, groteske Formationen, welche Burgen mit Türmen und Zinnen gleichen. Am Ufer des Flüßchens Sopljas sind hunderte von Menschen in den Steinbrüchen beschäftigt. Die Männer brechen den Stein und die Frauen behauen denselben zu Schleifsteinen, die in speziell für solche Fracht gebauten Schiffen massenweise versandt werden.

Im Vergleich mit der Dwina und Petschora ist der Mesen nur ein unbedeutendes Flüßchen, aber auch er erlangt bei seiner Mündung eine Breite von etwa 1 Kilometer. In der Bucht von Mesen, in die er sich ergießt, kann man ganz eigentümliche Fluterscheinungen beobachten: die Flut dauert dort nur 4, die Ebbe aber 8 Stunden, und die Flut tritt so rasch und unter so stürmischem Wachstum ein, daß die vor Anker liegenden Schiffe in Gefahr sind, losgerissen zu werden.

Noch ein viertes Gewässer im Norden Rußlands müssen wir erwähnen, weniger seiner Größe wegen, denn als Kuriosität, weil es wohl der einzige Fluß auf unserem Kontinent ist, dessen Lauf noch nicht mit völliger Sicherheit festgestellt wurde. Die Schwierigkeiten, welche einer Reise durch die Tundras entgegenstehen, sind schuld daran, daß wir heute noch über den Ursprung des vom Ural kommenden und in die Karasee sich ergießenden Flusses Kara ziemlich im unklaren sind und die besten Karten uns seinen Lauf ebensowenig genau angeben können wie die Höhenverhältnisse der Berge in jenem Landstrich, den die Kara durchfließt.

Die Ostseeprovinzen.

Jenseits des Flüßchens Narowa, welches mit dem Peipussee die Ostgrenze des Gouvernements St. Petersburg bildet, beginnt jenes Gebiet, welches man in Deutschland gewöhnlich als „die deutschen Ostseeprovinzen" bezeichnet, trotzdem daß dort die deutsche Bevölkerung weder die eingeborene noch der Zahl nach die überwiegende ist. Esthen, Letten und Russen bewohnen neben den Deutschen das Land, und kaum der sechste Teil der Bevölkerung ist deutsch. Man muß daher für den Namen „deutsche" Ostseeprovinzen, den man in Rußland, wo sie einfach Ostseeprovinzen genannt werden, gar nicht kennt, einen andern Entstehungsgrund suchen. Wir finden ihn in der Geschichte des Landes, welche uns berichtet, daß Deutsche es waren, die als die ersten Sendboten der christlichen Lehre zu den heidnischen Letten und Esthen kamen, daß schon vor 600 Jahren an der Ostsee deutsche Ritterorden über weite Strecken Landes geboten und ihre Hoheitsrechte in langwierigen Kämpfen gegen Dänen, Norweger, Schweden, Polen, Littauer und Russen erfolgreich verteidigten, und daß deutscher Ausdauer und Intelligenz es zu verdanken ist, wenn die Ostseestädte durch ihren Handelsverkehr reich und durch ihre Lehranstalten eine Pflanzstätte der Wissenschaft wurden, die berufen war, ihren segensreichen Einfluß weit und breit geltend zu machen.

Die sogenannten Ostseeprovinzen bilden drei Gouvernements: Esthland, Kurland und Livland. In weitem Bogen fast ringsum auf der Landseite von polnischem Gebiet umschlossen, zählen die drei Gouvernements auf einem Flächenraum von 1692,46 □Meilen eine Bevölkerung von etwa 2 Millionen Einwohnern — nach den letzten, jedoch schon bei weitem nicht mehr zutreffenden Zählungsresultaten Esthland 323961, Kurland 619314 und Livland 1000876 Einwohner. Wie ein Keil drängt sich gegen Westen das polnische

Bauernbursch und Bauernmädchen aus Livland.

Gouvernement Kowno mit seiner littauischen Bevölkerung zwischen die Grenzen Ostpreußens und Livlands und umklammert die Ostseeprovinzen, nach denen das ehemalige Königreich Polen zur Zeit seines Glanzes manchen begehrlichen Blick geworfen und die auch die Russen erst nach schweren, langwierigen Kämpfen als kostbare Perle ihrer Krone einzufügen vermochten.

Die erste Niederlassung deutscher Kaufleute an der Ostseeküste fällt in das Jahr 1158. Durch einen Sturm verschlagen, geriet ein Bremer Schiff in die Mündung der Düna, welche damals in Deutschland noch

unbekannt war, und seitdem fanden sich Kaufleute aus den deutschen Seestädten immer häufiger an der Düna ein, um mit den Letten Tauschhandel zu treiben. Ein Kaufhof, den sie an der Düna erbauten, wurde später befestigt, allmählich in eine Burg verwandelt, und durch stets neuen Zuzug verstärkt, machten die fremden Kaufleute schließlich die friedlichen Einwohner zu ihren Knechten. In ihrer Burg — dem spätern Uexküll, Ikeskola von den Letten genannt — erbaute 1190 der holsteinische Augustinermönch Meinhard eine Kirche und

Esthnischer Bauer und Bäuerin.

ein Kloster, und vom Papst zum Bischof von Livland ernannt, betrieb er mit großer Energie die Christianisierung des Landes. Sein Nachfolger, Bischof Albrecht, der Gründer Rigas, stiftete 1206 den Orden der Schwertbrüder. Er gebot bereits über ein stattliches Heer, und zahlreiche Burgen, die er im ganzen Lande erbaut hatte, sicherten ihm den Gehorsam der Letten, die gleich den Esthen, wenn sie nicht freiwillig das Christentum annahmen, mit Gewalt bekehrt wurden. Die wachsende Macht des Bischofs begann aber nun den eigentlichen Herrn des Landes, den mächtigen russischen Fürsten Wladjmir von Plotzk, zu beunruhigen.

Er hatte anstandslos dem Bischof Meinhard die Erlaubnis erteilt, unter den Eingeborenen das Evangelium zu predigen, nun aber sah er, daß die Fremden es auf mehr abgesehen hatten als auf bloße Verbreitung der Christenlehre, und untersagte daher dem Bischof Albrecht fernere Bekehrungsversuche unter den Letten. Als der Bischof, auf seine Macht vertrauend, sich nicht fügte, kam es zum Krieg, der jedoch einen für die Russen ungünstigen Verlauf nahm: die russische Burg Konenois an der Düna wurde von den Schwertbrüdern erstürmt und ein großer Teil Livlands, sowie das Fürstentum Pskow dem Bischof unterworfen. Da brach aber ein Aufstand unter den Letten aus, die durch die Bedrückungen des Bischofs und der Ordensritter zur Verzweiflung getrieben wurden, und die Schwertbrüder erlitten durch die Aufständischen eine empfindliche Niederlage. In der Bedrängnis, in die sie dadurch gerieten, kam ihnen das Anerbieten des Großmeisters des Deutschen Ordens, Hermann von Salza, beide Orden zu vereinigen, sehr gelegen. Die Vereinigung fand statt, aber trotzdem vermochten sich die Ritter in der nächsten Zeit der von allen Seiten auf sie eindringenden Feinde kaum zu erwehren. Der russische Großfürst Alexander Newsky schlug sie an den Ufern des Peipussees und eroberte Pskow wieder. Erst im Jahre 1268 wandte sich das Kriegsglück. In der blutigen Schlacht bei Wesenberg wurden die Russen geschlagen, und seitdem befestigte sich der Orden immer mehr in der Herrschaft über die Ostseeländer, obwohl er unablässig Russen und Littauer abzuwehren hatte und ein Aufstand in Esthland erst nach verzweifelter Gegenwehr der Bauern in Strömen von Blut erstickt wurde.

Die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts ist die glänzendste Periode in der Geschichte des Ordens. Nach seiner Vereinigung mit dem Deutschen Orden wurden die Schwertbrüder durch einen Landmeister (magister provincialis) geleitet, der in der Bischofsstadt Riga seinen Sitz hatte und, obwohl er dem Herrmeister des Deutschen Ordens unterstand, doch ziemlich selbständig war und auch in den Ostseeprovinzen ein höheres Ansehen genoß als der Bischof. Als sich nun die Reformation an der Ostseeküste auszubreiten begann und der Hochmeister des Deutschen Ordens, der junge Albrecht von Brandenburg, derselben zuneigte, suchte sich das Oberhaupt der Schwertbrüder, Walter von Plettenberg, von demselben völlig unabhängig zu machen. Während seines Krieges mit Polen verkaufte Albrecht Livland dem Landmeister der Schwertbrüder für 100 000 Gulden, und als er bald darauf das preußische Ordensland in ein weltliches Herzogtum verwandelte, das er von Polen zu Lehen nahm, hörte Livlands Verbindung mit Preußen ganz auf. Der deutsche Kaiser ernannte den Herrmeister der Schwertbrüder zum Reichsfürsten, und er führte fortan den Titel Fürstenmeister. Unter diesem Walter von Plettenberg brach zwischen dem Orden und Rußland ein neuer Krieg aus, der Jahre lang mit größter Erbitterung geführt wurde, Tausenden das Leben kostete und viele blühende Städte in Asche legte. Plettenberg, mit dem Fürsten Alexander von Littauen verbündet, fiel in das Gebiet von Pskow ein und schlug die Russen an der Siriza bei Isborsk (1501), aber das Kriegsglück blieb ihm nicht hold, und die Russen drangen später verheerend bis gegen Dorpat und Marienburg vor. Endlich kam es am 14. September 1502 unter den Mauern von Pskow zur Entscheidungsschlacht. Dem Orden standen 90 000 Russen gegenüber, aber die Ritter schlugen den sechsfach überlegenen Feind in die Flucht. Die Erinnerung an diesen glänzenden Sieg lebt heute noch in den Ostseeprovinzen fort und manche alte adelige Familie rühmt sich eines Ahnherrn, der an jenem Tage in den Reihen der Ordensritter gefochten.

Der Sieg bei Pskow ist der letzte Glanzpunkt in der Geschichte des Ordens. Als der fünfzigjährige Waffenstillstand, welchen der Zar infolge der Niederlage mit dem Orden geschlossen, abgelaufen war, saß auf dem Moskauer Thron Iwan der Schreckliche, der eben die beiden Reiche Kasan und Astrachan sich unterworfen und das Moskauer Großfürstentum zu einer Macht erhoben hatte, die weit und breit gefürchtet wurde. Die tscherkessischen und kabardischen Bergstämme erkannten freiwillig seine Oberhoheit an, der am Tobol herrschende Fürst Ediger erbot sich zur Tributzahlung, wenn der Zar ihn in seinem Land ungestört lasse, und bis aus der Bucharei und vom Chan von Samarkand kamen Gesandte an den Moskauer Hof. Innerhalb des Ordens hatten sich indessen auch große Veränderungen vollzogen: er war so zu sagen gealtert, die alte Kraft war geschwunden. Die Entdeckung Amerikas hatte durch die völlige Umgestaltung des Welthandels die Auflösung der deutschen Hanse zur Folge, deren einzelne Mitglieder, durch verschiedene Interessen getrennt, sich immer feindlicher gegenübertraten. Die Städte Livlands wollten nun auch von dem alten Gesetz der Hanse, das ihnen gebot, in ihren Häfen nur hanseatische Kaufleute zuzulassen, nichts mehr wissen, da dasselbe ihrem Handel

hinderlich war. Nachdem sie sich so von der Hanse losgesagt hatten, konnten sie in ihren Kämpfen auf Unterstützung seitens derselben nicht mehr rechnen, das deutsche Reich aber, das sie mit Bitten um Hilfe bestürmten, konnte ihnen unter den damaligen zerfahrenen Verhältnissen keinen Beistand leisten. So kam alles auf die eigene Widerstandsfähigkeit des Ordensstaates an, diese jedoch war infolge der Uneinigkeit der Stände eine sehr geringe.

Schon im 14. Jahrhundert pflegten die Landesherren in den livländischen Gebieten bei gemeinschaftlichen Zusammenkünften die allgemeine Interessen berührenden Angelegenheiten zu beraten. Aus diesen Zusammenkünften entstanden im 15. Jahrhundert die Landtage. Seit dem Jahre 1424 nahmen am Landtag teil: der Erzbischof von Riga, die Bischöfe von Dorpat, Oesel, Kurland und Reval, der Ordensmeister, die Stiftskapitel, der Landmarschall und die übrigen Ordenshäupter, die Ritterschaften der einzelnen Stifter und der Ordenslande, die Städte Riga, Dorpat und Reval, zu denen später noch Pernau, Wenden, Wolmar, Narwa, Fellin und Kokenhusen hinzukamen. Versammlungsort des Landtags war anfangs der Flecken Walk, später gewöhnlich die Stadt Wolmar, welche ihre Lage in der Mitte des Landes dazu besonders geeignet erscheinen ließ. Abgestimmt wurde nach Ständen: der Erzbischof bildete mit den Bischöfen einen Stand, den zweiten der Ordensmeister mit den Ordensrittern, den dritten der Adel des ganzen Landes, den vierten die Städte. Über die vom Landtag gefaßten Beschlüsse wurde eine Urkunde, der Receß oder Landtags-Abschied ausgestellt, von welcher die Landstände auf Wunsch Abschriften erhielten. Krieg durfte nicht ohne Bewilligung sämtlicher Stände begonnen werden, innere Streitigkeiten sollten vor Gericht oder auf dem Landtag durch die dabei nicht beteiligten Stände zum Austrag gelangen.

Zwischen diesen Ständen war nun gerade zu der Zeit, als das Ungewitter, welches den Ordensstaat vernichten sollte, sich an den Grenzen zusammenzog, nichts weniger als Einigkeit vorhanden. Die Stände hatten, um sich gegen zu befürchtende Übergriffe des Erzbischofs zu sichern, auf dem Landtag zu Wolmar 1546 beschlossen, daß zum Koadjutor des Erzbistums kein ausländischer Fürst gewählt werden dürfe. Der Erzbischof hatte diesen Landtags-Abschied selbst unterschrieben, setzte aber später doch durch Einschüchterung des Kapitels die Wahl des Herzogs Christoph von Mecklenburg zum Koadjutor durch, und dieser hielt unter großem Gepränge seinen Einzug in Riga. Der Ordensmeister und die übrigen Stände beschuldigten nun den Erzbischof, daß er mit Hilfe des Herzogs von Preußen und des Königs von Polen „Livland den Garaus machen wolle"; sie beschlossen, zu ihrem Schutze Kriegsvolk heranzuziehen, warben in Deutschland Soldaten und suchten sich auch, obwohl vergeblich, den Beistand der Hanse zu sichern, wogegen der Erzbischof seinen Bruder, den Herzog Albrecht von Preußen, zu Hilfe rief. Seine Korrespondenz mit dem preußischen Herzog fiel in die Hände der Stände, die ihn nun für einen Landesfeind erklärten und ihm die Kriegserklärung zusandten, während gleichzeitig die Stadt Riga sich empörte und dem Erzbischof den Gehorsam aufkündigte. Vergebens mahnte König Sigismund von Polen zur Ruhe: der Krieg brach aus, und nach wenigen Tagen war der Erzbischof Gefangener der Stände, seine Residenz Kokenhusen von ihnen besetzt. Das energische Einschreiten des Königs von Polen, der seine Schutzherrnrechte über das Erzbistum Riga durch Entsendung eines 80 000 Mann starken Heeres zur Geltung brachte, rettete den Erzbischof aus seiner bedrängten Lage, und es kam ein Vergleich zustande, durch welchen der Erzbischof noch als Sieger aus dem Streit hervorging.

Über solchen Streitigkeiten versäumte man es, rechtzeitig gegen Rußland zu rüsten. Dorpat, das zunächst bedroht war und deshalb aus Hamburg und Lübeck Kanonen kommen ließ und die Befestigungen in aller Eile zu verstärken suchte, sah sich sogar durch kleinlichen Egoismus in den Anstalten zur Verteidigung gehemmt, da das Domkapitel die Anlage von Befestigungen auf einem ihm gehörigen Grundstück nicht gestatten wollte, auch die Stellung von Bauern zu den Schanzarbeiten verweigerte. Völlig auf sich selbst angewiesen, blieb den Dorpatern nichts übrig, als Verhandlungen mit dem Zaren anzuknüpfen. Iwan IV. machte geltend, daß Dorpat von alters her Rußland tributpflichtig sei, und beanspruchte den angeblich rückständigen Tribut, den er schließlich auf 40 000 Reichsthaler ermäßigte. Als die Zahlung nicht erfolgte, rückte er mit drei Heeren in Livland ein, zog sich aber, nachdem er durch Plünderung weithin Schrecken verbreitet, wieder zurück und erklärte sich bereit, gegen Zahlung von 60 000 Thalern die Feindseligkeiten einzustellen. Da er aber den Moskauer Kaufleuten verbot, diese Summe den Livländern vorzustrecken, verging viel Zeit, bevor sie durch einen Landtagsbeschluß aufgebracht wurde, und indessen hatten die Truppen des Zaren bereits so große Er-

folge errungen, daß dieser von einer Abfindung durch Geld nichts mehr wissen wollte. Narwa wurde erstürmt und niedergebrannt und Schrecken und Verwirrung verbreiteten sich über das ganze Land. Vergebens gab Georg Uexküll von Padenorm der Bevölkerung ein leuchtendes Beispiel von Mannesmut, indem er mit 80 Kriegsknechten und einer Hand voll Bauern das Schloß Neuhausen sechs Wochen lang gegen 80 000 Russen verteidigte, bis endlich Hunger und Erschöpfung ihn zur Übergabe der Festung unter der Bedingung freien Abzugs zwangen. Beim Herannahen des Feindes ergriffen überall die Schloßvögte mit ihren Knechten die Flucht, und eine Reihe von Schlössern und Städten fiel ohne Schwertstreich in die Hände der Russen. Auch Dorpat, wo die Panik beispiellos war, kapitulierte, als der russische Feldherr Schuisky vor der Stadt erschien. Den Ein-

Riga.

wohnern wurde freier Abzug bewilligt, und der größte Teil wanderte mit „Sack und Pack" nach Reval. Riga blieb verschont, aber ganz Kurland wurde verwüstet, und erst im Frühjahr zogen die Russen mit reicher Beute beladen heim. Durch Vermittlung Dänemarks kam ein halbjähriger Waffenstillstand zustande, und diese Frist benutzte der inzwischen zum Ordensmeister gewählte Gotthard Kettler, um Hilfe bei den Nachbarstaaten zu suchen. Zu Wilna schloß er am 31. August 1559 einen Vertrag mit dem König Sigismund von Polen, durch welchen sich der Orden mit allen Ordensländern unter den Schutz des Königs stellte. Gleichzeitig hatte der Bischof von Oesel mit dem König von Dänemark einen Vertrag geschlossen, durch welchen er diesem das Recht einräumte, den Bischof von Oesel zu ernennen, wenn er sich bereit erkläre, das Stift gegen äußere Feinde zu schützen. König Friedrich II. verlieh das Stift seinem jüngern Bruder, Magnus von Holstein, der nach seiner

Landung in kurzer Zeit außer dem Stift Oesel auch das Bistum Reval und einige andere Landstriche besetzte, und Kettler mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, wenn er nicht zu allen übrigen Drangsalen noch einen einheimischen Krieg gesellen wollte. In einer Versammlung zu Riga faßten aber die Ordensvorstände den Beschluß, nochmals alle Mächte um ihren Beistand anzugehen, und wenn diese Bitte abermals erfolglos bleibe, es dem Ordensmeister freizustellen, in den weltlichen Stand zurückzutreten und als Erbfürst von Livland dieses von der Krone Polen zu Lehen zu nehmen.

Bauern aus Kurland.

Die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze führten diese Lösung viel rascher herbei als man erwartet hatte. Die Niederlage der Livländer bei Ermis und der Fall Fellins lösten alle Bande der Ordnung. Die Ritterschaft in Esthland und die Stadt Reval sagten sich von dem Orden los und huldigten Erich XIV., da das nahe liegende Schweden ihnen am ehesten Hilfe bringen konnte, und viele Städte Livlands nahmen polnische Besatzung ein. Da begab sich der Ordensmeister an den Hof des Königs Sigismund August, und in Wilna

kam am 28. November 1561 jener Vertrag zustande, der als Privilegium Sigismundi Augusti später wiederholt noch eine wichtige Rolle spielte. Unter Sicherung der Aufrechterhaltung seiner Verfassung, sowie der evangelischen Religion wurde Livland mit der Krone Polens vereinigt und der bisherige Ordensmeister Kettler erhielt dasselbe als Herzog von Kurland und Semgallen zu Lehen.

Der alte Ordensstaat war durch diesen Vertrag zu Grabe getragen, aber der Segnungen des Friedens wurden die Ostseeländer noch nicht teilhaftig. Der neue Herzog von Kurland mit Sigismund August, Magnus von Holstein, der König von Dänemark und Iwan IV. machten einer dem andern das Land streitig, und nach einem 22jährigen Krieg, während dessen auch die Pest Livland heimsuchte, schuf 1583 ein Waffenstillstand, in welchem den Schweden ganz Esthland überlassen wurde, nur für kurze Zeit Ruhe. Im nächsten Jahr wurde auch zwischen Polen und Rußland ein zehnjähriger Waffenstillstand geschlossen, durch welchen dieses Livland an Polen abtrat. So endete der 25 Jahre unter grauenhaften Verwüstungen geführte Krieg ruhmlos und ohne irgend welchen Nutzen für Rußland, das erst nach über 100 Jahren wieder bestimmend in die Geschicke der Ostseeländer eingreifen sollte.

Georg Kettler, der letzte Herrmeister des livländischen Ordens und spätere Herzog von Kurland, war während des Krieges gestorben. Seine Söhne Friedrich und Wilhelm teilten das Land, der eine residierte in Mitau, der andere in Goldingen, der letztere aber wurde später vom König abgesetzt und Friedrich Herzog von ganz Kurland. Lange Zeit war das Land noch ein Streitapfel zwischen Polen und Schweden. Herzog Jakob, unter dessen Regierung Kurland durch seinen überseeischen Handel rasch wohlhabend geworden, wurde von den Schweden gefangen und erhielt erst im Frieden von Oliva (1660) gegen Gebietsabtretungen seine Freiheit.

Während des nordischen Krieges kamen schlimme Tage für Kurland. Der Herzog Friedrich Wilhelm war minderjährig, und die Vormundschaft trat auf sächsische Seite, was die Besetzung des Landes durch die Schweden zur Folge hatte. Als die Schweden abzogen, wurde Kurland von den Russen besetzt. Eine bessere Zeit schien endlich anzubrechen, als Herzog Friedrich Wilhelm sich mit der russischen Prinzessin Anna, einer Nichte Peter des Großen vermählte, aber die Hoffnungen der Kurländer wurden rasch zerstört, denn der Herzog starb plötzlich auf der Rückreise in sein Land. Sein Nachfolger Ferdinand war kinderlos, lebte meist im Auslande und gab dem Adel durch Übergriffe in seine Rechte beständig Anlaß zu Klagen in Warschau, die schließlich dahin führten, daß der König von Polen kraft seiner Lehnsherrenrechte eine Landesverwaltung einsetzte, dann aber immer deutlicher das Bestreben durchblicken ließ, Kurland vollständig mit Polen zu vereinigen. Die Stände des Herzogtums hielten deshalb ohne königliche Zustimmung einen Landtag ab und wählten auf denselben Moriz von Sachsen zum Herzog. Polen beantwortete diesen verfassungswidrigen Schritt der Kurländer damit, daß es Kurland für ein erledigtes Lehn erklärte und es auf dem Reichstage zu Grodno mit dem Königreich vereinigte, doch kam ein Ausgleich zustande, als der 75jährige Herzog Ferdinand sich mit einer Prinzessin von Sachsen-Weißenfels vermählte, und Ferdinand blieb im Besitz des Herzogtums. Die Witwe des vorigen Herzogs, die russische Prinzessin Anna, welche bis dahin still und zurückgezogen in Mitau gelebt hatte, bestieg um diese Zeit den russischen Thron. Auf ihr Geheiß rückten russische Truppen in Kurland ein, und sie ließ dem polnischen Hof anzeigen, daß sie Kurland in seinem verfassungsmäßigen Recht, seinen Herzog selbst zu wählen, schützen wolle. Auf ihre Empfehlung wählten nach dem Tode des Herzogs Ferdinand die Stände einen Kurländer, den Oberkammerherrn der Kaiserin, Johann Ernst Biron, zum Herzog.

Nach dem Tode der Kaiserin Anna wurde Biron zwar abgesetzt und nach langem Streit über die Besetzung des Herzogsstuhls Karl von Sachsen zum Herzog gewählt, aber Katarina II. setzte Biron wieder ein und der sächsische Prinz leistete Verzicht. Auch der polnische Reichstag erkannte Biron als rechtmäßigen Herzog an. Ihm folgte sein Sohn Peter, unter dessen Regierung endlose Streitigkeiten zwischen Adel und Bürgerstand das Land nicht zur Ruhe kommen ließen. Beide streitenden Parteien suchten Hilfe im Ausland, die eine in Polen, die andere in Rußland, und das unerquickliche Schauspiel endete damit, daß der kurländische Landtag am 18. März 1795 den Beschluß faßte, das Land Rußland zu unterwerfen. Der Herzog befand sich, als dieser Beschluß gefaßt wurde, in Petersburg. Da er kinderlos war, erhob er keine Einsprache gegen den Willen der Stände, verzichtete gegen ein ziemlich bedeutendes Jahrgehalt auf die Herzogswürde, und Kurland wurde mit Rußland vereinigt.

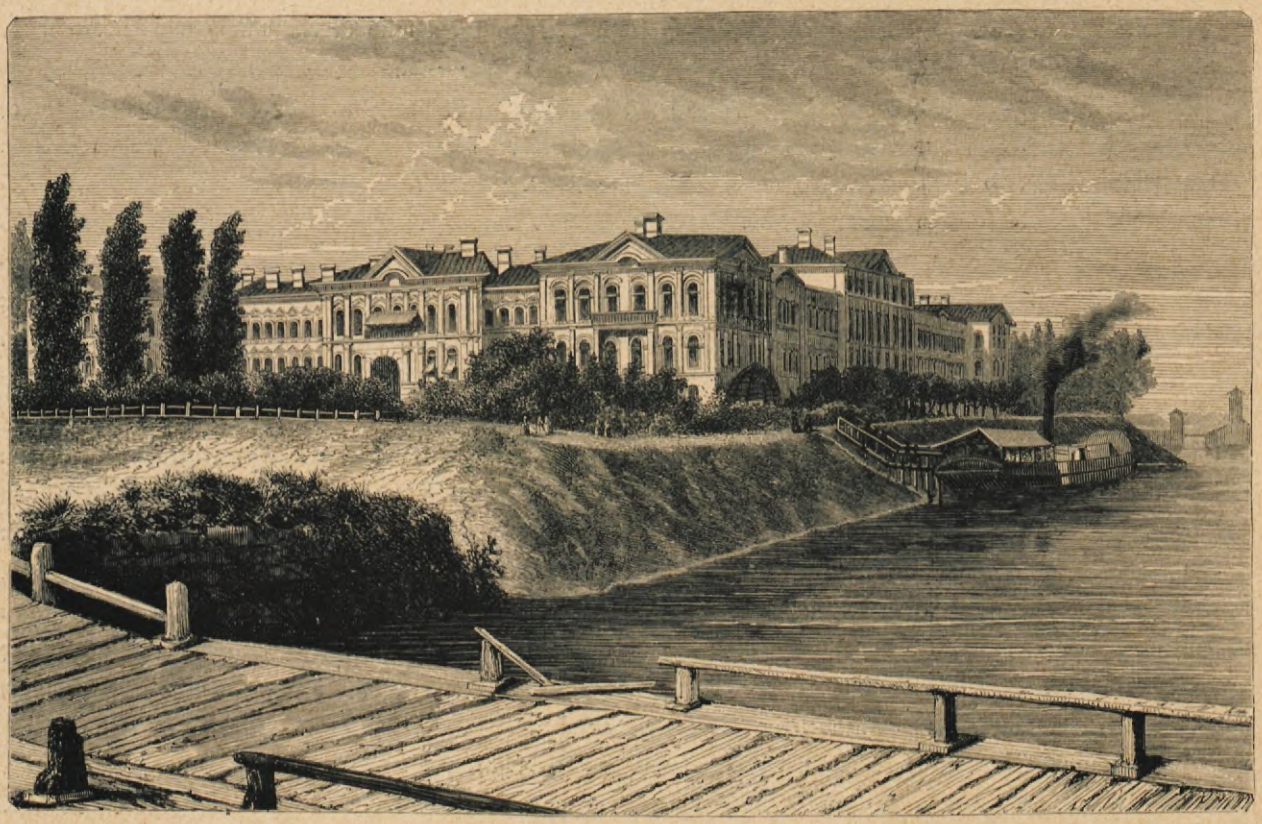
Viel früher schon waren die beiden Nachbarländer Livland und Esthland unter die Herrschaft der russischen Krone gelangt. Unter der schwedischen Herrschaft war es beiden Ländern nicht zum besten ergangen, obwohl ihnen manche Wohlthaten zu teil wurden. So waren z. B. die Universität in Dorpat und mehrere Gymnasien gegründet worden, die Katastrierung des ländlichen Grund und Bodens wurde durchgeführt, die Leibeigenschaft beschränkt, ja die völlige Aufhebung derselben wurde bereits geplant, und nur der Ausbruch des nordischen Krieges verhinderte die Durchführung. Dies alles wog jedoch die unheilvollen Folgen der Willkürherrschaft Karl XI. nicht auf, dessen Güterreduktion, durch welche fünf Sechstel aller Rittergüter eingezogen wurden, einen großen Teil des Adels zu Bettlern machte. Die Landesverfassung, welche solchen Willkürakten im Wege stand, wurde einfach aufgehoben, und nun schalteten und walteten die königlichen General-Gouverneure wie türkische Paschas in den armen Provinzen. Dann kam der zwanzigjährige Krieg und in seinem Gefolge Pest und Hungersnot. Dörfer und Städte waren verödet, aus Riga wurde die ganze Bevölkerung nach Rußland fortgeführt, die Felder blieben unbestellt, früher reiche adelige Familien sah man bettelnd auf den Straßen. Alle Errungenschaften der Friedensjahre waren vernichtet. Esthland und Livland waren arme, ausgesogene Länder, als sie durch den Nystädter Frieden 1721 mit Rußland vereinigt und nun endlich unter dem Schutz des mächtigen Nachbarstaates für die Dauer der Segnungen des Friedens teilhaftig wurden.

Die Spuren der frühern polnischen und schwedischen Herrschaft sind jetzt in den Ostseeprovinzen ziemlich verwischt. In Kurland, das von 1561 bis 1795 mit Polen in Verbindung stand, leben heute noch etwa 15000 Polen, aber die Namen vieler Familien, die sich als Deutsche bekennen, verraten deren polnischen Ursprung. Die schwedische Bevölkerung, deren Verbindung mit dem Heimatlande durch die Vereinigung des Landes mit Rußland völlig unterbrochen wurde, da nun der Zuzug neuer Einwanderer aus Schweden aufhörte, hat sich mit der deutschen vermischt oder das Land verlassen. Nur auf den Inseln sind noch Spuren der frühern schwedischen Herrschaft erkennbar. Die Namen der Inseln Dagö, Kühnö, Mogö, Nuckö, Odensholm sind schwedischen Ursprungs, und auf Dagö leben auch noch einige Tausend schwedische Bauern. Die russische Bevölkerung ist auf etwa 30000 Köpfe gestiegen, darunter sehr viele Raskolnjiky. In Riga sollen über 8000 leben, in allen drei Provinzen etwa 20000. Große Fortschritte hat die griechisch-orthodoxe Kirche im Lande zu verzeichnen. Besonders in den 40er Jahren traten Esthen und Letten massenhaft von der lutherischen zur griechischen Kirche über, allein in den Jahren 1845 und 1846 etwa 60000. In einem Zeitraum von 15 Jahren waren die Anhänger der griechisch-orthodoxen Kirche in Livland auf 143000, in Kurland auf 21000, in Esthland auf etwa 11000 gestiegen, in welcher Zahl allerdings neben den Neubekehrten auch die russischen Garnisonen, Beamten und die aus Ostrußland Eingewanderten enthalten sind. In jüngster Zeit macht sich unter der Landbevölkerung eine ähnliche Bewegung zu Gunsten der griechisch-orthodoxen Kirche bemerkbar, und der Übertritt ganzer Dorfgemeinden ist gar keine Seltenheit.

Juden waren in Kurland schon seit der polnischen Herrschaft vorhanden, und in ziemlich großer Zahl, angeblich 20000. Sie hatten sich dort ebenso festgesetzt wie in Polen, waren Branntweinbrenner und Krüger, trieben Hausierhandel, daneben aber auch allerlei Gewerbe, wie Schlosserei, Schneiderei, Metzgerei und dergleichen, und der Schmuggel an der Grenze bei Schuwallen war auch von ihnen inscenicrt. In der Tracht und in der ganzen Lebensweise unterscheidet sich der kurländische Jude gar nicht vom polnischen. Man trifft bei ihm dasselbe kriechende Wesen, denselben Hang zum Herumstreifen wie beim polnischen Juden, und seine ekelerregende schmutzige Kleidung wird nur noch von der Unreinlichkeit der Wohnungen übertroffen. Scharenweise ziehen, während der Mann dem Schacher nachgeht, Frauen und Kinder bettelnd im Lande herum. Stundenlang umlagern sie die Thore der Edelhöfe und Pastorate, bis man ihnen endlich doch eine Gabe giebt, um das widerliche zudringliche Gesindel nur los zu werden, aber je mehr sie bekommen, desto schwerer wird man sie los. Wenn sie Brot erhalten, bitten sie noch um ein Geldstück; giebt man ihnen Geld, verlangen sie noch Brot, dann vielleicht noch abgelegte Kleider, und wenn sie auch diese erhalten, ist ihre Begehrlichkeit nur noch gewachsen. Der Einfluß der Juden auf die Bauernbevölkerung Kurlands ist ein ebenso demoralisierender wie in Polen und jenen Gegenden Rußlands, wo sie massenweise in den Dörfern wohnen. Durch sie zum Trunk und dann zum Schmuggel verleitet, wird der Bauer seiner regelmäßigen Beschäftigung entfremdet, und ist er einmal in Judenhänden, kann er sich zeitlebens von seinen Fesseln nicht befreien.

Als die Regierung im Jahre 1865 eine Emanzipation der Juden anzubahnen begann und den Juden auch jene Gouvernements erschlossen wurden, in denen ihnen bisher der Aufenthalt verboten war, befand sich in Livland nur eine einzige Judengemeinde von 600 Köpfen in dem kleinen Flecken Schlock, in Esthland aber gab es gar keine Juden. Seitdem haben sich Juden auch in diesen beiden Gouvernements niedergelassen.

Esthen und Letten bilden die Hauptmasse der Bevölkerung der Ostseeprovinzen. Jenes Volk, von welchem Livland den Namen erhalten, ist fast ausgestorben: Liven, deren Wohnsitze sich im 12. Jahrhundert von den Ufern der Düna bis ins Gouvernement Witebsk erstreckten, trifft man jetzt nur noch auf einer kleinen Küstenstrecke im Norden Kurlands auf der Halbinsel von Domesneß, kaum noch 2000 an der Zahl. Die Kuren, von denen Kurland, das Kurische Haff, die Kurische Nehrung ihren Namen erhalten haben, sind ausgestorben. Man hält sie für ein finnisches Volk, das aber später völlig im Lettentum aufging, so wie der Rest der Liven sich noch völlig mit den Letten verschmelzen wird, da seine Sprache, massenhaft mit lettischen



Schloß Mitau.

Ausdrücken durchsetzt, heute schon kaum mehr ist als ein Dialekt der lettischen. Zwischen Goldingen und Hasenpoth trifft man noch viele Familien, die sich der Abstammung von kurischen „Königen" rühmen. Schon im Jahre 1320 geschieht freier Bauern in Kurland Erwähnung, welche wahrscheinlich die Nachkommen von Häuptlingen waren, die sich den Deutschen freiwillig unterwarfen und dadurch eine günstigere Stellung als ihre anderen Stammesangehörigen sich sicherten. Sie durften das Jagdrecht ausüben, waren steuerfrei und auch vom Militärdienst befreit, und erst im Jahre 1854 wurden alle diese Privilegien aufgehoben. Ein anderer finnischer Stamm, die Krewinnen oder Krewitschen, wohnte früher südlich von Mitau, um Bauske herum, ist nun aber auch völlig verschwunden. Die Letten, in welche alle diese Völker aufgegangen sind, bewohnen jetzt Kurland, den südlichen Teil Livlands, das rechte Ufer der Düna im Gouvernement Witebsk bis zur Drissa und den Kreis Ponewjesch im Gouvernement Kowno. Sie sind gleichen Stammes mit den Littauern und alten Preußen und zählen heute etwa 1 100 000 Seelen, davon 460 000 in Kurland und ziemlich ebensoviel in Liv-

Auf dem Wolchow stromaufwärts.

land. Das lettische Volk vermehrt sich ungemein rasch, am Zusammenleben in Dörfern findet aber der Lette immer noch wenig Behagen und zieht sein einsam gelegenes Gehöft einem Hause im Dorfe vor. Die lettische Sprache, lange unterdrückt und gering geschätzt, wird jetzt eifrig kultiviert. Große Verdienste erwarb sich um dieselbe die im Jahre 1824 in Mitau gegründete lettisch-litterarische Gesellschaft, welche 1828 ein Magazin herauszugeben begann. Allmählich hat sich eine kleine Litteratur entwickelt. Die ersten Bücher, welche in lettischer Sprache gedruckt wurden, waren religiösen Inhalts: 1586 wurde auf Gotth. Kettlers Kosten ein lutherischer Katechismus gedruckt, später durch den kurländischen Pastor Georg Mancel die Bücher Salomonis und Jesus Sirach, von Fürecker die Psalmen, vom Marienburger Probst Gluck das Alte und Neue Testament übersetzt. Die erste lettische Grammatik gab in den achziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Stender, der „Vater der lettischen Litteratur" heraus, der auch die lettischen Volkslieder sammelte, meist lyrisch-idyllische Dichtungen ohne Reim, doch auch Lieder mythologischen Inhalts und zahlreiche Spottlieder auf die deutschen Herren. Im Jahre 1790 wurde Holbergs Lustspiel „Der verwandelte Bauer" ins Lettische übersetzt und in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts erschien das erste Original-Drama: „Karl Johanns letzter Abschied von Freunden und Verwandten" von Baumann, dem bald darauf mehrere Schauspiele von Eversberg folgten. Auch das Nibelungenlied und Schiller und Shakespeare sind bereits übersetzt. Im Jahre 1822 gab Watson in Mitau die erste lettische Zeitung „Latweeschu Awises" heraus, die noch heute besteht, und im Jahre 1876 waren bereits fünf lettische Zeitungen mit zusammen über 20000 Abonnenten vorhanden. In Riga erscheinen jetzt 3 Wochenblätter und 1 Tageblatt (Rigas Lapa) in lettischer Sprache, in Mitau 2 und in Libau 1 Wochenblatt.

Die Esthen, das zweite autochthone Volk der Ostseeprovinzen, sind finnischen Stammes. Sowohl ihre Sprache als auch ihre Sitten und Gebräuche und ihr ganzes Äußere kennzeichnen sie als echte Suomi. Sie waren schon den alten Römern nicht unbekannt, denn das Volk, welches Tacitus, Ptolemaeus u. a. als Ostiones, Aistones, Aesthieri u. s. w. erwähnen, waren zweifellos die Esthen. Ihre Niederlassungen erstrecken sich jetzt weit über die Grenzen jenes Landes hinaus, das nach ihnen den Namen führt. Der ganze Norden des Gouvernements Livland ist von ihnen besetzt, und kleine und große Gruppen esthnischer Niederlassungen findet man in den Gouvernements Witebsk, Pskow und St. Petersburg. Einzelne dieser Gruppen bilden völlig vereinsamte Sprachinseln: so wohnen jenseits des Teufelsberges, losgetrennt von der Masse ihres Volkes, etwa 2000 Esthen. Das Volk zählt jetzt im ganzen etwa 800000 Köpfe, wovon 300000 auf Esthland, 400000 auf Livland entfallen. Früher mögen die Esthen noch viel weiter nach Südwest gewohnt haben, bis sie von den Letten zurückgedrängt wurden. Der Name, den ihnen die Letten beilegen — Igonas, die Vertriebenen — weist auf solche Kämpfe in der grauen Vorzeit hin. Die Esthen selbst nennen sich in ihrer Sprache Söhne des Landes, betrachten sich also als das Urvolk Esthlands. Die alten Esthen zeichneten sich durch große Tapferkeit aus und haben den in ihr Gebiet dringenden Deutschen hartnäckigen Widerstand geleistet. Als sie zum ersten Mal mit den Slaven in Berührung kamen, in deren ältesten Urkunden sie noch Tschuden genannt werden, waren sie ein völlig uncivilisiertes, barbarisches Volk, das unter Zelten von Rentierfellen, gleich den Samojeden, wohnte. Im 11. Jahrhundert hatten sie schon einige Fortschritte in der Kultur gemacht; es gab auch in ihrem Lande schon mehrere von Holz erbaute Burgen, und die kleinen Fahrzeuge der Esthen waren gefürchtete Piratenschiffe in der Ostsee. Jahrhunderte lange Knechtschaft, erst unter der Herrschaft der Ordensritter, dann als Leibeigene des deutschen Adels, war nicht geeignet, die schlummernden guten Eigenschaften und Fähigkeiten des Volkes zu wecken. Trotzdem schwangen sich viele Esthen zu einer höhern Lebensstellung auf, wurden Bürger und Grundbesitzer, gaben aber gleichzeitig ihre Nationalität auf und assimilierten sich vollständig den herrschenden Deutschen.

Beide eingeborene Volksstämme, die Esthen sowohl als die Letten, standen, wie schon erwähnt, noch auf sehr niedriger Kulturstufe, als das Land von den Deutschen besetzt wurde. Die esthnischen und lettischen Bauern wurden Leibeigene der Deutschen, und sie blieben es, bis im Jahre 1818 unter Alexander I. die Leibeigenschaft in den Ostseeprovinzen für aufgehoben erklärt wurde. Das Verhältnis der deutschen zur eingeborenen Bevölkerung unmittelbar nach Aufhebung der Leibeigenschaft war ziemlich dasselbe, wie in den vierziger Jahren in den österreichischen Provinzen mit gemischter deutscher und slavischer Bevölkerung das Verhältnis der

Deutschen zu den Czechen, Slovenen u. s. w. Die Besitzenden, die Gebildeten waren Deutsche; ihnen gegenüber stand eine durch Abstammung und Sprache von ihnen geschiedene, ungebildete Bauernmasse, aus deren Mitte heraus sich erst Einzelne, dann immer mehr zu höheren Lebensstellungen emporzuringen begannen, und nur allmählich errang sich auch das als Sprache der Knechte verachtete Idiom Anerkennung. Jetzt sind die früheren Leibeigenen teils Pächter, teils freie Besitzer, und die Zahl der letzteren nimmt von Jahr zu Jahr zu. Nicht zu bestreiten ist das Verdienst der Deutschen als erster Kolonisatoren des Landes. Was die Ostseeprovinzen geworden sind, das sind sie, neben der Begünstigung durch die russischen Regierungen, durch deutschen Fleiß und deutsche Intelligenz geworden, aber bei der fernern Kulturarbeit dürfte bald auch die eingeborene Bevölkerung ein nicht zu unterschätzender Faktor werden. Was in den rein russischen Gouvernements noch fehlt, der landwirtschaftliche Mittelstand, bildet sich bereits allmählich in den Ostseeprovinzen, da die vielen Kronsgüter verpachtet sind und dem Übergang derselben in das volle Eigentum des Pächters keine Hindernisse bereitet werden.

Domruine in Dorpat.

Die esthnische Sprache ist wohlklingend und reich an Vokalen und Diphthongen. Durch die letzteren und die vielen Triphthongen wird dem Deutschen die Aussprache sehr erschwert, da viele feine Nuancen derselben dem deutschen Ohr entgehen. An Beugungsformen ist das Esthnische arm, es ersetzt jedoch dieselben und die ihm für viele Vorstellungen fehlenden Ausdrücke durch bildliche Umschreibungen, wodurch auch die Sprache des gemeinen Mannes ungemein bilderreich und poetisch wird. So haben sie z. B. keine Bezeichnung für die Begriffe Freiheit und Wohlthäter, und umschreiben dieselben. Ein dummer Mensch heißt bei ihnen „armes Haupt", die Tiere sind „stumme Wesen" u s. w. Man unterscheidet drei Dialekte: den Dorpatischen, am wenigsten ausgebildeten, der um Dorpat und am Peipussee gesprochen wird; den Pernauschen am Rigaischen Meerbusen; den Revalschen, der am meisten ausgebildet ist und auch als Schriftsprache dient. Im allgemeinen ist das Esthnische unter allen Sprachen finnischen Stammes die reinste, trotzdem es mit vielen aus dem Russischen stammenden Wörtern durchsetzt ist. Eine Litteratur wie das Lettische hat die esthnische Sprache noch nicht aufzuweisen. In Dorpat, Pernau, Reval und St. Petersburg erscheinen einige Zeitungen in esthnischer Sprache, fast sämtlich Wochenblätter, ein einziges zweimal monatlich.

Alle Esthen zeigen viel Talent für Poesie. Bei der Arbeit, in Wald und Feld, sowie zu Hause, überall wird gesungen, und im Improvisieren besitzen sie große Fertigkeit. Während die Letten meist im Chor singen, bilden die esthnischen Sänger mehrere Chöre, die einer dem andern erwidern und die Schlußstrophen gemeinsam wiederholen. Aus der kriegerischen Vorzeit des Volkes haben sich viele Gesänge erhalten. Als in Finnland die Bruchstücke der Kalewala gesammelt wurden und in der ganzen gelehrten Welt großes Aufsehen erregten, wurde man darauf aufmerksam, daß auch in Esthland ähnliche Lieder vorhanden waren, und begann sie zu sammeln. So entstand das Seitenstück der Kalewala, das Epos Kalewi poeg, d. i. der Sohn Kalewas, eine Dichtung, die sich dem großen finnischen Nationalepos vollkommen ebenbürtig zur Seite stellen kann. In Esthland war aber die Überlieferung nicht so vollkommen wie in Finnland, weshalb Kreutzwald, der die Bruchstücke gesammelt hat, bei manchen Sagen nach der prosaischen Erzählung die metrische Form selbst herstellen mußte. Kalewi poeg besteht danach aus 20 Runen oder 20000 Versen. Die Handlung der Dichtung reicht ins 11. Jahrhundert, bis zum Kampf der Esthen mit dem deutschen Orden und der diesem folgenden Knechtung des Volkes durch Ritter und Pfaffen. Düstere Schwermut beherrscht den Sänger, wie er nun von den schönen Tagen berichtet, die sein Volk früher erlebt, und Anklänge an die melancholischen slavischen Volkslieder haben den freudigen Ton, der dem finnischen Heldenlied eigen ist, verdrängt. „Kalewala," sagt Schott, „ist ein frischer Frühlingsmorgen mit Silberwölkchen im blauen Äther, Kalewi poeg ein in bunter, zuweilen phantastischer Farbenmischung schillernder Herbstabend." So sitzen die drei Heldenbrüder am Strande, während die Sonne in den Wellen untergeht, und trauern um die verlorene Mutter:

Munt'rer Wellen Schaukelspielen, Wassers schönes Wirbelkreisen,
Sternesauge, hoch am Himmel, Mond und Sonn' in heit'rem Glanze,
Fragen nicht nach unf'rer Freude, nicht nach unf'rem Seelenschmerze.
Welle rollet hinter Welle, wälzt sich an das Felsenufer,
Bricht zu Schaum sich an dem Felsen, muß als Wasserstaub zerstieben,
Doch sie bringet keine Kunde, keine Antwort zu den Fragern.
Unf'res Lebens kleine Wellen rollen in der Abendkühle
Schwankend gegen Kalewas Hügel unter Grabes Rasendecke,
Sternesauge blickt vom Himmel, Mondesauge aus der Höhe,
Sonne strahlt mit heit'rem Antlitz auf die Sterbenden, die Toten.
Aber Sprache hat das Grab nicht, Wort ist nie in Sternes Munde,
Mond verstehet nicht zu reden, auch die Sonne kann nichts künden,
Nicht dem Frager Antwort geben.

Wie in Kalewala, enthält auch hier der Schluß des Epos den Ausdruck der Hoffnung auf eine bessere Zukunft nach der trüben Gegenwart. Kalewi poeg schlägt mit der Faust gegen das Thor der Hölle, aber seine Faust bleibt in dem Felsenthor eingeklemmt, und so ist er selbst Gefangener, während er gleichzeitig die höllischen Scharen verhindert herauszukommen. Es wird aber ein Tag kommen, an welchem ein großes Feuer seine Hand losschmilzt, und dann wird er aus dem Schattenreich wiederkehren, mit ihm neue Tage des Glückes für das Esthenvolk.

Die große Masse des esthnischen Volkes ist lutherisch, die Pastorenstellen sind jedoch ausnahmslos mit Deutschen besetzt. Unter dem Volk herrscht noch viel Aberglaube: es glaubt noch an Zauberer, Hexen und Gespenster, von denen namentlich die letzteren im Leben der Landbevölkerung eine große Rolle spielen, und neun Jahrhunderte Christentum haben die heidnischen Gebräuche nicht auszurotten vermocht, die bei allen ihren Feierlichkeiten, wie Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen zutage treten. Die Freiwerber, die im Hause der Braut erscheinen, erklären dem Hausvater, daß sie ein Lamm suchen, das sich verirrt hat. Ist dem Vater der Werber willkommen, so giebt er zur Antwort, sie möchten das Lamm in seinem Hause suchen, und reicht ihnen einen Krug Met oder Bier. Die Freiwerber suchen darauf die Braut, die von dem ihr gereichten Met trinkt, und die Verlobung ist geschlossen. Beim Zug in die Kirche, den Braut und Bräutigam getrennt antreten, werden bei alten Eichen oder bei Quellen, die sich am Wege befinden, Geschenke für die guten Geister hinterlassen. An heiligen Bäumen und Quellen, wo in der heidnischen Zeit Opferplätze waren, ist in Esthland kein Mangel, und allen wird heute noch große Verehrung zu teil, man opfert unter ihnen den guten Geistern, wenn auch christliche Gebräuche an die Stelle der heidnischen, an diesen Orten früher üblichen getreten sind.

Nach der Trauung reitet der Bräutigam dreimal um das Haus der Braut und schlägt jedesmal mit einem Schwert an das Dach, die Braut aber wird mit Getreide überschüttet. Tag und Nacht dauern die Festlichkeiten, und erst am Morgen wird die Braut verschleiert in das Haus des Bräutigams geleitet, wo ihr die Brautmutter die Haube aufsetzt.

Der Aberglaube und ein gewisses zurückhaltendes, verschlossenes Wesen sind noch eine Erbschaft aus der Zeit der Jahrhunderte langen Knechtschaft der Esthen. Diese war eine harte, aber das Los der esthnischen Bauern war doch nicht schlechter als jenes von Millionen unfreier Bauern in Deutschland und anderen Ländern. Die baltischen Adeligen waren ihren Bauern gegenüber keine schlimmeren Tyrannen als z. B. die Junker der Mark und die französischen Barone. Der schroffe Gegensatz zwischen Herr und Knecht wurde aber in den Ostseeprovinzen noch dadurch verschärft, daß Herren und Knechte verschiedener Nationalität waren. Den Esthen und Letten war die Erinnerung daran, daß sie einst die Herren des Landes gewesen und daß die Deutschen nur Eindringlinge waren, nicht entschwunden. Haß gegen jene, die sie ihres Besitztums und ihrer Freiheit beraubt hatten, erfüllte sie, und diesen Haß sog so zu sagen bereits das Kind mit der Muttermilch ein. Eine Menge von Spottliedern gegen die Fremden und von Liedern, in denen die Bedrückungen der Esthen durch die Deutschen geschildert werden, lebt noch heute im Munde des Volkes fort. Wir fügen ein solches aus Herders „Stimmen der Völker" hier ein:

Tochter, ich flieh' nicht die Arbeit,
Fliehe nicht die Beerensträucher,
Fliehe nicht von Jaan's (d. i. meines Mannes) Lande;
Vor dem bösen Deutschen flieh' ich,
Vor dem schrecklich bösen Herrn.

Arme Bauern, an dem Pfosten
Werden blutig sie gestrichen.
Arme Bauern in den Eisen,
Männer rasselten in Ketten,
Weiber klopften vor den Thüren,
Brachten Eier in den Händen,
Hatten Eierschrift (d. i. Geschenke) im Handschuh;
Unterm Arme schreit die Henne,
Unterm Ärmel schreit die Graugans,
Auf dem Wagen blökt das Schäfchen.
Unsre Hühner legen Eier,
Alle für des Deutschen Schüssel.
Schäfchen setzt sein fleckig Lämmchen,
Das auch für des Deutschen Bratspieß.
Unsrer Kuh ihr erstes Öchschen,
Das auch für des Deutschen Felder.
Pferdchen setzt ein muntres Füllen,
Das auch für des Deutschen Schlitten.
Mutter hat ein einzig Söhnchen,
Den auch an des Deutschen Pfosten.

Fegefeuer ist unser Leben,
Fegefeuer oder Hölle.
Feurig Brot ißt man am Hofe,
Winselnd trinkt man seinen Becher,
Feuerbrot mit Feuerbrande,
Funken in des Brotes Krume,
Ruten unter Brotes Rinde.

Wenn ich los von Hofe komme,
Komm' ich aus der Hölle wieder,
Komm' zurück aus Wolfes Rachen,
Komm' zurück aus Löwens Schlunde,
Aus des Hechtes Hinterzähnen,
Los vom Biß des bunten Hundes,
Los vom Biß des schwarzen Hundes.

Ei! Du sollst mich nicht mehr beißen,
Buntes Hündchen, und Du schwarzer!
Brot hab' ich für Euch, Ihr Hunde,
In der Hand hier für den schwarzen,
Unterm Arm hier für den grauen,
In dem Busen für das Hündchen.

Viel Zeit wird noch vergehen, bevor so tief gewurzelter Haß völlig schwindet, obwohl er schon jetzt viel von seiner frühern Heftigkeit verloren hat. Das Bewußtsein, ein freier Mensch zu sein wie der Deutsche, muß mit der Zeit eine ausgleichende, versöhnende Wirkung ausüben. Die wohlthätigen Folgen der Aufhebung der Leibeigenschaft treten ja in den Ostseeprovinzen in anderer Beziehung schon sehr deutlich zu Tage. Der baltische Bauer ist um mehrere Jahrzehnte früher frei geworden als der russische. Er hat daher auch schon die meisten üblen Gewohnheiten abgestreift, die eine Folge seiner Knechtschaft waren, in erster Reihe die Neigung zum Trunk. Früher war sie unter der Landbevölkerung der Ostseeprovinzen ebenso groß wie heute noch unter der russischen, aber von Jahr zu Jahr haben sich seit Aufhebung der Leibeigenschaft die Verhältnisse gebessert, und gegenwärtig gehört Trunksucht zu den seltensten Erscheinungen. Auch seinem Wohnhaus beginnt der Esthe allmählich mehr Sorgfalt zuzuwenden. Früher lebte er im Winter gleich dem russischen Bauer vieler Gouvernements mit seinen Schafen, Schweinen und Hühnern in derselben Stube. Große Sauberkeit kann man auch heute noch den Bauernstuben nicht nachrühmen, alt und jung, Männer und Frauen schlafen auch noch wie früher in derselben Stube, aber die Haustiere sind doch meist schon aus der Menschenwohnung ausgeschieden.

Die Dörfer dagegen sind noch immer ein so planlos zusammengewürfelter Haufe von Hütten, daß man sie mit Dörfern in Westeuropa gar nicht vergleichen kann. Keine Rücksicht auf durch das Zusammenleben erwachsende gemeinsame Interessen hat bei ihrer Anlage zur Richtschnur gedient. Jeder hat sein Haus dort gebaut, wo es ihm am besten gefiel, ohne sich um seine Nachbaren zu kümmern, und er hat dem Bau auch nicht mehr Sorgfalt zugewendet, als nötig war, um ein gegen die Unbilden des Wetters Schutz gewährendes Obdach zu schaffen. Das russische Bauernhaus hat doch wenigstens seinen mit Holzschnitzereien verzierten Giebel und weist, je nachdem der Besitzer wohlhabend ist, auch noch andere Verzierungen auf, die aus behauenen Baumstämmen errichtete Hütte des Esthen aber ist ohne allen äußern Schmuck, und ein Gärtchen beim Hause, wie es in russischen Dörfern jetzt doch schon hin und wieder vorkommt, ist in esthnischen Dörfern nicht vorhanden.

Bei alledem ist die Landwirtschaft in den Ostseeprovinzen zu hoher Entwicklung gelangt, nicht bloß auf den Großgütern, wo tüchtige Verwalter den Gutsbesitzern zur Seite stehen, sondern auch bei den kleinen Landwirten. Die landwirtschaftlichen Vereine haben hier sehr segensreich gewirkt; Esthland besitzt deren drei, in Livland wirkt die gemeinnützige und ökonomische Societät in Dorpat, welche ein Netz von Filialen über das Gouvernement gebreitet hat (acht deutsche, sechs esthnische und lettische), und in gleicher Weise hat in Kurland die kurländische ökonomische Gesellschaft fünf Filialen errichtet. In allen drei Gouvernements finden Zusammenkünfte der Landwirte zu Beratung gemeinsamer Angelegenheiten statt, die landwirtschaftlichen Vereine veranstalten Ausstellungen, Probepflügen und dergleichen. Landwirtschaftlicher Unterricht wird sowohl auf der Universität in Dorpat als auf dem Polytechnikum in Riga erteilt, bei beiden Anstalten bestehen Samenkontrollstationen und beim Rigaer Polytechnikum eine chemische Versuchsstation. Der Bauer hat den Wert solcher Einrichtungen und Vereine erkannt und beteiligt sich immer eifriger an denselben. Die sichtbaren Vorteile der auf den Großgütern fast allgemein eingeführten Wechselwirtschaft haben ferner auch schon den Bauer veranlaßt, die Dreifelderwirtschaft aufzugeben und sich jener zuzuwenden. Dadurch wurde es möglich, daß die drei Ostseegouvernements, trotzdem ihr Boden keiner der besten im Reiche ist, in landwirtschaftlicher Beziehung alle anderen überflügelten. Der Durchschnittsertrag der Ernte in den Ostseeprovinzen ist bedeutend größer als in den 13 nördlichen Gouvernements St. Petersburg, Pskow, Smolensk, Kaluga, Moskau, Wladimir, Njishny-Nowgorod, Wjatka, Perm, Kostroma, Jaroslaw, Twer und Nowgorod. Die Getreideproduktion genügt vollkommen für die eigenen Bedürfnisse der Provinzen und liefert noch einen nicht unbedeutenden Überschuß. Weizenbau findet man nur in Kurland und Livland; in Esthland ist der Boden für denselben nicht geeignet. Dagegen werden in allen drei Gouvernements sehr viel Kartoffeln gebaut, die hauptsächlich bei der Branntweinbrennerei Verwendung finden, welche in den Ostseeprovinzen sehr verbreitet ist. Es bestehen über 400 Branntweinbrennereien, welche für etwa 21 Millionen Rubel Spiritus erzeugen. Die Bierbrauerei ist in Kurland, wo sich etwa vier Fünftel der Brauereien der Ostseeprovinzen befinden, noch fast ausschließlich landwirtschaftliches Nebengewerbe; die größten Brauereien mit einem Produktionswert von über 2 Millionen Rubel besitzt Livland. Ebenso entwickelt wie der Feldbau ist die Viehzucht, und auch die Pferdezucht weist seit einigen Jahren erfreuliche Erfolge auf. Nach vielerlei Versuchen mit ausländischem Zuchtvieh und Kreuzungen desselben mit dem einheimischen hat die Angler Rasse sich als die für das Land geeignetste bewährt und ist fast allgemein eingeführt worden. Die Milchwirtschaft wird sehr rationell (jetzt nach Swartzscher Methode) betrieben, und Butter und Käse der Ostseeprovinzen sind im Handel begehrt. Das Landesgestüt zu Torgel bemüht sich, die etwas degenerierte einheimische Rasse der esthländischen Klepper, eines zwar kleinen, aber kräftigen und ausdauernden Pferdes, in der alten Reinheit zu züchten. Früher war in Esthland die Zucht der Merinoschafe sehr verbreitet, sie ist aber jetzt zurückgegangen, wie überhaupt die Zucht der feinwolligen Schafe, und jetzt werden überwiegend Landschafe gezüchtet.

Neben ihrer fleißigen Landbevölkerung, welcher auch — besonders den Esthen — Intelligenz und schnelle Fassungsgabe gar nicht abzusprechen ist, besitzen die Ostseeprovinzen noch eine rührige, hoch intelligente Stadtbevölkerung. Auf dem Lande ist die Bevölkerung zwar nicht so dicht wie in manchen gleich günstig situierten russischen Gouvernements, aber die Zahl der bedeutenden Städte ist im Verhältnis zur Einwohnerzahl des Landes eine große. Reval, Pernau, Dorpat, Riga, Mitau, Windau, Libau u. s. w. sind durch Handel

und Industrie wohlhabend gewordene Städte, und mancher derselben dürfte noch eine bedeutende Zukunft als Handelsplatz bevorstehen. Riga, die Hauptstadt des Gouvernements Livland, ist die größte der russischen Ostseestädte. Bei der Zählung im Jahre 1871 hatte es 102 600 Einwohner (es soll jetzt 168 000 zählen), darunter etwa 44 000 Deutsche, 24 000 Letten und 25 000 Russen. Der Rest der Bevölkerungszahl verteilt sich auf die Esthen (etwa 800), Juden (über 5000) und die Angehörigen fremder Staaten und verschiedener Völkerschaften Rußlands, unter welchen letzteren besonders zahlreich die Polen vertreten sind, während zu den Ausländern das größte Kontingent die Engländer stellen. Riga wurde, wie schon oben erwähnt, 1206 durch den Bischof Albrecht gegründet. Die ersten Ansiedler kamen aus Bremen und Lübeck. In der Stadt, die sich noch im 13. Jahrhundert der deutschen Hanse angeschlossen, hatten aber die Bischöfe und späteren Erzbischöfe (seit 1246) eine sehr unruhige Residenz. Die Bürgerschaft hatte fast ohne Unterbrechung Streit mit dem Bischof und dem Orden der Schwertbrüder. Zuweilen standen die Bürger auch auf Seite des Bischofs gegen den Orden. In einer solchen Fehde wurde 1331 Riga von den Schwertbrüdern

Trachten aus der Gegend von Hasenpoth.

besetzt, welche, um die widerspenstige Stadt besser beherrschen zu können, die Festungen Dünamünde und Magnusholm anlegten. Erst 1485 gelang es den Rigaern, diese Burgen zu zerstören. Für die Reformation erklärte sich Riga schon im Jahre 1522. Die Bürgerschaft sagte sich vom Bischof los und wählte ein Konsistorium zur Leitung der kirchlichen Angelegenheiten. In den Kriegen, welche um den Besitz des Landes zwischen dem Orden, den Russen, Polen und Schweden geführt wurden, litt Riga sehr. Es hat manche Belagerung glücklich überstanden, so in den Jahren 1572 und 1656 durch die Russen, aber sehr oft sah es auch den Feind als Sieger durch seine Thore einziehen. Im Jahre 1581 bemächtigte sich Stephan Báthory der Stadt, am 15. September 1621 eroberte sie Gustav Adolph nach langer Belagerung, und 1710 mußte sie sich nach Monate langem Widerstand, nachdem die feindlichen Geschosse, Pest und Hunger die Bevölkerung decimiert hatten, Peter dem Großen ergeben. Noch in diesem Jahrhundert hatte Riga Kriegsdrangsale zu überstehen: 1812 bombardierten die Franzosen unter Macdonald die Stadt und brannten die Vorstädte nieder, und 1854 erschien vor dem Hafen die vereinigte englisch-französische Flotte, die sich jedoch auf die Blokade beschränkte.

Groß-Nowgorod.

In den dreißig Friedensjahren seit diesem letzten Feindesbesuch ist Riga gewaltig gewachsen. Jetzt ist es unter den russischen Städten der Einwohnerzahl nach die fünfte, aber als Handelsstadt nimmt es bereits die dritte Stelle, nach Petersburg und Odessa ein. Der Import Revals ist zwar größer als jener Rigas, aber im Export wird es von diesem bedeutend übertroffen. Riga liegt etwa 15 Kilometer von der Dünamündung entfernt, aber es ist mit der Küste durch Eisenbahnen verbunden. Auch große Seeschiffe können bis zur Stadt selbst vordringen, die meisten ziehen es jedoch vor, in dem eigentlichen Hafen Rigas, bei Dünamünde, vor Anker zu gehen. Ein großer Nachteil dieses Hafens ist, daß er Monate lang durch Eis versperrt ist. In den fünfziger Jahren sind großartige Hafenbauten ausgeführt worden, die einen Aufwand von über 2 Millionen Rubel erforderten, und seit dieser Zeit datiert auch der große Aufschwung des Rigaer Handels.

Während des Krymkrieges war Riga noch Festung. Im Jahre 1858 wurden die Festungsmauern niedergerissen, und prächtige Boulevards bilden jetzt einen breiten Ring um die innere Stadt mit ihren alten gotischen Häusern, welche sie von den freundlichen Vorstädten scheiden. Zwischen der Altstadt und den drei Vorstädten gab es häufig Streit, da sie, wie durch ihre Bauart, sich auch durch ihre Bevölkerung und die derselben zustehenden Rechte unterschieden. In der Altstadt wohnten die alten Patrizierfamilien, dort befand sich das Rathaus, auf dessen Balkon alljährlich am Michaelistag die feierliche Verlesung der Gesetze der Stadt (der Bursprake) stattfand, die große Gilde versammelte sich dort am Tage der Ratswahl, und auch alle Gerichtssitzungen wurden in diesem kleinen, aber den Kern der Stadt bildenden Teil Rigas abgehalten. Die Bevölkerung war in weitaus überwiegender Zahl eine deutsche. Nicht so in den Vorstädten! Dort wohnten meist Russen, Esthen und Letten, die weniger Bemittelten, die von Jahr zu Jahr in größeren Massen nach der Stadt kamen, die auf sie eine merkwürdige Anziehungskraft übte. Sie suchten Beschäftigung in der Handelsstadt, woran dort kein Mangel war, aber sie beanspruchten bald auch gleiche Rechte mit den Altansässigen, und die Nichtbewilligung dieser Forderung hat zu endlosen Reibereien zwischen der Bevölkerung der Stadt und der Vorstädte Anlaß gegeben.

Was Riga an Sehenswürdigkeiten enthält, das befindet sich in der kaum eine Werst breiten Altstadt. Das gotische kaiserliche Schloß wurde am Ende des 15. Jahrhunderts von dem Ordensmeister Walter von Plettenberg erbaut, diente früher als Residenz der Ordensmeister und wird jetzt vom Gouverneur bewohnt. Auf dem Platze vor dem Schloß errichtete 1817 die Rigasche Kaufmannschaft dem siegreich aus dem Franzosenkriege heimgekehrten Kaiser Alexander I. ein Denkmal: auf einer 8 Meter hohen Granitsäule steht eine Victoria mit dem Lorbeerkranz, den Sockel zieren das Stadtwappen und der Reichsadler. Die Schloßstraße hinabschreitend gelangen wir zur Börse, einem imposanten Gebäude in florentinischem Stil. In der großen Jakobsstraße, an deren Kreuzung mit der Schloßstraße die Börse liegt, lenkt das Ritterhaus die Blicke auf sich. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erbaut, wurde es früher zu den Versammlungen des livländischen Adels benutzt, dessen Wappen noch die Wände des großen Rittersaales schmücken; jetzt hält in ihm der Provinzial-Landtag seine Versammlungen. Das Hauptgeschoß enthält den Rittersaal, den Versammlungs- und Speisesaal. Im Rittersaal hängen dem Eingang gegenüber die Porträts Peter des Großen, Paul I. und Alexander II. Die übrigen drei Wände bedecken die chronologisch geordneten Wappenschilder der livländischen Adelsfamilien: zunächst die Wappen der Geschlechter, die schon zur Zeit der Ordensmeister im Lande ansässig waren (bis 1561), dann die Wappen aus der Zeit der polnischen (bis 1621), der schwedischen (bis 1710) und der russischen Herrschaft.

Von der Schloßstraße vor dem Börsengebäude rechts abbiegend, gelangen wir zum Dom, einem der ältesten Gebäude Rigas, dessen Grundsteinlegung in das Jahr 1215 fällt. An die Domkirche grenzt der Herderplatz, in dessen Mitte eine Kopie der Weimarischen Herderbüste steht. Bekanntlich lebte der Dichter von 1764 bis 1769 in Riga als Prediger und Lehrer. Eine Inschrift an seinem Wohnhause meldet uns: „Hier wohnte Joh. Fr. Herder 1764 bis 1769", und in der Stadtbibliothek werden noch mehrere Autographen desselben aufbewahrt. Die Stadtbibliothek besitzt auch viele auf die Geschichte Rigas bezügliche Altertümer und Merkwürdigkeiten, doch viel mehr in dieser Art enthält das sogenannte Schwarzhäupter-Haus: Waffen, Silbergeschirr, Porträts u. s. w., fast alles aus der Zeit der Ordensherrschaft stammend. Die Schwarzhäupter waren eine Waffenbrüderschaft unverheirateter Bürger, die sich einst über das ganze Land erstreckte. In Riga,

Reval, Dorpat, Narwa, Wolmar gab es Schwarzhäupter. Die Organisation der Brüderschaft war jener des Ritterordens nachgebildet, ihr Zweck die Wahrung städtischer Interessen. Den Namen Schwarzhäupter führten die Brüderschaften nach ihrem Schutzpatron, dem heiligen Mauritius, der von Abstammung ein Mohr war. In den städtischen Streitigkeiten sind die Schwarzhäupter früher ein wichtiger Faktor gewesen. In Riga und Reval haben sie sich noch erhalten, jedoch in wesentlich modifizierter Form, als eine gesellige Unterhaltung anstrebende Elitegesellschaft. Die reichsten jungen Kaufleute Rigas und Revals gehören, so lange sie unverheiratet sind, der Gesellschaft der Schwarzhäupter an, der auch jetzt noch bei öffentlichen Aufzügen ein Ehrenplatz neben Rat und Gilden bewahrt ist. Im Jahre 1857 wurde das 1390 von einem reichen Bürger erbaute Haus, welches 1637 in den Besitz der Schwarzen Häupter gelangte, völlig umgebaut, aber die hohe

Bauernstube in Kurland.

Giebelwand desselben ist unverändert geblieben. Gereimte Inschriften mit Goldschrift auf blauem Grunde bedecken die Wand, an der sich auch eine alte astronomische Uhr befindet. Auf den Pfeilern neben dem Eingang stehen auf der einen Seite eine Statue der Maria mit dem Jesuskinde, auf der andern ein Schwarzhäupter in voller Rüstung, über den Figuren sieht man die Wappen der Stadt und der Schwarzhäupter.

Dem Hause der Schwarzen Häupter gegenüber erhebt sich auf der andern Seite des Rathausplatzes das Rathaus. Es wurde am Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts an derselben Stelle erbaut, welche das 1596 erbaute alte Rathaus eingenommen hatte, und 1847 wurde ein abermaliger Umbau vorgenommen, wobei nur der Ratssaal unverändert blieb. Zur Einweihung des Rathauses am 11. Oktober 1765 hatte Herder eine Festschrift verfaßt.

Durch die Herrengasse gelangen wir vom Rathausplatz zur St. Petri-Kirche, der ältesten Rigas, die schon 1209 erbaut wurde. Der 440 Fuß hohe Turm der Kirche (angeblich der zweithöchste Turm Rußlands) wurde, nachdem er 1721 durch einen Blitz zerstört worden, auf Geheiß Peter des Großen wieder aufgebaut. Eine am Altar angebrachte Gedenktafel erinnert an den Besuch der Kirche durch Peter, Alexander I. und die verwitwete Kaiserin Maria Feodorowna. Eine Menge Wappenschilder alter Rigascher Familien hängt an den Wänden, und die Einrichtung der Sitzreihen ist noch dieselbe wie im Mittelalter. Da haben die Ratsherren ihre eigenen Sitze, dort sitzen die Mitglieder der großen und jene der kleinen Gilde, und schwarze Statuen zeigen uns an, daß wir hier vor den Sitzen stehen, welche für die schwarzen Häupter bestimmt sind.

Riga besitzt außer dem Dom 7 evangelisch-lutherische Kirchen, 1 reformierte, 1 anglikanische, 1 katholische, 12 griechisch-orthodoxe und eine Synagoge. Die St. Jakobi-Kirche und die St. Johanniskirche (beide

Brücke bei Wolmar.

evangelisch-lutherisch) stammen noch aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts. Die erstere wurde unter der polnischen Herrschaft den Jesuiten ausgeliefert, und erst Gustav Adolf gab sie ihrer frühern Bestimmung zurück. Außerdem befindet sich noch eine große griechisch-orthodoxe Kathedrale im Bau (seit 1877).

Eines der sehenswertesten Gebäude Rigas ist schließlich das Haus der großen Gilde in der Gildstubenstraße, ein schon am Anfang des 14. Jahrhunderts in Urkunden erwähntes Haus, das in den Jahren 1853 bis 1858, da es baufällig geworden war, mit Ausnahme der unteren Räume und unter möglichster Wahrung seines altertümlichen Charakters umgebaut wurde. In dem gotischen Gildstubensaal befindet sich an einem der Pfeiler, welche die gewölbte Decke tragen, ein „die Docke" (hochdeutsch: die Puppe) genanntes Marienbild mit dem Christuskind. Unter diesem Bilde steht der „Dockmann" (Sprecher) bei den Versammlungen der großen Gilde, welche von dem Bilde den Namen „Mariengilde" erhalten hat, und hält von dort seine Vorträge. Seit dem Jahre 1353 dient der Saal ausschließlich zu den Versammlungen der Kaufleute und Litteraten, welche der Mariengilde angehören. An ihn stößt die sogenannte Brautkammer, über deren Eingang sich eben-

falls ein altes Marienbild befindet. Diese Kammer soll früher, als noch in der Gildstube Hochzeiten gefeiert wurden, eine wichtige Rolle gespielt haben.

Neben dem Hause der großen Gilde befindet sich jenes der kleinen, 1863 bis 1866 gleichfalls in gotischem Stil erbaut. Sie führt den Namen St. Johannisgilde, und unter einem Turmausbau an der Frontseite befindet sich als Seitenstück zur „Docke" der großen Gilde eine Statue des heiligen Johannes.

Reizende Boulevards, von dem Gouverneur Marquis Paulucci angelegt, umgeben die alte Stadt. Auf dem Theater-Boulevard stand das prachtvolle Theater, welches 1882 ein Raub der Flammen wurde. Jenseits der Boulevards und der Düna beginnen die Vorstädte: die Moskauer, St. Petersburger und Mitauer. Die ersteren sind reich an schönen Parkanlagen und Boulevards. Auf dem großen Thronfolger-Boulevard liegt das Polytechnikum, hinter demselben, jenseits der Parkstraße, der von Frau Konsul Wöhrmann der Stadt geschenkte Wöhrmannsche Park, eine herrliche Parkanlage in englischem Stil, wo im Sommer täglich Konzerte stattfinden. Vom Wöhrmannschen Park gelangen wir über den großen Exerzierplatz, die Esplanade, wo die griechisch-orthodoxe Kathedrale gebaut wird, zum Schützengarten und durch diesen wieder zu einem schönen Park, dem kaiserlichen Garten, in dem sich viele alte Bäume befinden, die schon zur Zeit Peter des Großen gepflanzt wurden. Man zeigt dort auch eine stattliche Ulme, welche der Zar selbst gepflanzt hat.

In der Nähe des kaiserlichen Gartens befindet sich der Zollhafen. Da breitet sich der mächtige Strom vor uns aus, der langsam an den niedrigen Ufern vorbei seine trüben Wellen dahinwälzt. Es ist kein anziehendes Bild, das man erblickt. Keine Quai-Anlagen befinden sich an den Ufern, man sieht nichts als alte, unansehnliche Häuser, denn die modernen Prachtbauten, die großen Plätze und Boulevards liegen alle weiter landeinwärts. Zwei Brücken führen über den Strom: eine eigentümlich konstruierte Floßbrücke, welche Mittags in der Mitte geöffnet wird, um Schiffe durchzulassen, und die Eisenbahnbrücke, welche zur Mitauschen Vorstadt hinüberführt. Auf dem Strom selbst herrscht reges Leben: Dampfschiffe kommen und gehen, große Segelschiffe löschen ihre Frachten bei den Ambarren (Magazinen), und dazwischen bewegen sich schwerfällig die Struſen, jene eine Spezialität der Düna bildenden Frachtschiffe, deren jährlich bis 700 nach Riga hinabschwimmen. Diese kiellosen Barken, welche sowohl vorn als hinten ein Steuer haben, sehen einer schwimmenden Hütte ähnlicher als einem Schiff. Aus Birkenstämmen ist über den im Schiffsraum liegenden Waren ein hohes Dach errichtet, welches mit Flechtwerk aus Bast bedeckt ist. In der Mitte des Schiffes hat der Schiffspatron seine bescheidene Wohnung, einen kleinen, durch Bretterwände abgegrenzten Raum, und rings um das Dach läuft eine Galerie, auf der sich die Schiffsmannschaft gewöhnlich aufhält.

Trotz ihrer majestätischen Breite und ihres Wasserreichtums bereitet die Düna der Schiffahrt doch große Hindernisse. Der Eisgang bewirkt in jedem Jahr eine völlige Veränderung des Flußbettes, schafft Sandbänke, wo früher keine waren und spült die vorhandenen hinweg. Deshalb können die stromaufwärts kommenden Frachtschiffe auf der Fahrt von Dünamünde bis Riga einen Lotsen nicht entbehren, und der Fluß wird auch jedes Jahr auf Kosten der Regierung ausgemessen. Die Schiffahrt beginnt Ende April — des Eises wegen einige Wochen später als in Libau — und im Mai erreicht der Schiffsverkehr den Höhepunkt. Im Jahre 1877 liefen 3618 Schiffe mit 536 968 Lasten in den Hafen ein. Der Import (etwa 42 Millionen Rubel) umfaßt Salz, Häringe, Petroleum, Steinkohlen, Eisenbahnschienen, Mauersteine u. s. w.), der Export (etwa 66 Millionen Rubel) erstreckt sich auf Getreide, Hanf, Flachs, Holz aus den polnischen Gouvernements, Leinsamen, Öl u. s. w. Die Hälfte sowohl der Ein- als auch der Ausfuhr entfällt auf England; an der Einfuhr partizipiert Deutschland zu $^1/_4$, an der Ausfuhr zu $^1/_7$. Nach England und Deutschland folgen beim Export Belgien, Frankreich, die Niederlande, Norwegen; beim Import Portugal, Frankreich, Belgien, Norwegen.

Riga ist der Hauptplatz für den Export von Holz aller Art. Im Jahre 1881 belief sich derselbe auf 11,3 Millionen Rubel. Wie mannigfaltig das zur Versendung gelangende Holz ist, zeigt der Bericht der handelsstatistischen Sektion des Rigaer Börsen-Comités, welcher für das Jahr 1878 folgende Holzgattungen unter den ins Ausland gegangenen Landesprodukten aufzählt: fichtene Balken und Brussen, grähene und espene Balken, Bootsmasten, Brennholz, Bretter, Faßholz, Klufthölz, kleine Latten, Masten, Mauerlatten, Orhoftstäbe, Pipenstäbe, Pfosten, Schwellen, Sparren, Spieren, Splittholz, fichtene und grähnene Tonnenstäbe und Wagenschoß. An der Gesamtausfuhr von Holz partizipierte Riga im genannten Jahre mit 38,2%, also mit mehr als

der Holzexport auf dem Landwege längs der ganzen Landesgrenze betrug. Nur Petersburg mit Kronstadt (4,6 Millionen Rubel) und Archängelsk (1,1 Millionen) wiesen außerdem noch bedeutendere Zahlen auf. Dabei war im Jahre 1881 im russischen Holzexport ein bedeutender Rückgang gegen das Vorjahr (von 32,9 Millionen auf 29,6 Millionen) eingetreten.

Rußlands Holzhandel bringt viel Geld in das Land und die Russen weisen gern mit Stolz auf die riesigen Schiffsladungen hin, welche jährlich nach fernen Ländern gesandt werden, aber in wirtschaftlicher Beziehung ist der große Aufschwung des Holzhandels, der eng mit der Devastierung der russischen Wälder zusammenhängt, eher zu beklagen, als daß man sich über ihn freuen könnte.

Ein flüchtiger Überblick über den russischen Handel dürfte hier angezeigt sein, da wir uns mit demselben auf den folgenden Blättern noch bei mehreren Städten beschäftigen müssen.

In einem so großen Reich wie Rußland, das nahezu 100 Millionen Einwohner zählt, muß selbstverständlich der Handel sehr bedeutend sein, aber leider läßt das statistische Material, das uns über denselben zur Verfügung steht, an Vollständigkeit noch viel zu wünschen übrig. Namentlich über den innern Handel Rußlands fehlen genaue und verläßliche Angaben, und die vorhandenen Berechnungen desselben können keinen großen Wert beanspruchen. Der Zwischenhandel, der die Ware durch Dutzende von Händen führt, bevor sie an den Konsumenten gelangt, bildet bei jeder Berechnung ein fast unüberwindliches Hindernis. Der auswärtige Handel dagegen ist leichter zu kontrollieren, und die Zahlen, die er aufweist, können wenigstens als Maßstab für den gesamten Handel Rußlands dienen.

Unter den Exportartikeln steht obenan das Getreide, und von diesem insbesondere der Weizen. Die durchschnittliche jährliche Weizenausfuhr repräsentiert einen Wert von etwa 92 Millionen Rubel. Davon entfielen auf England nahezu 33%, auf Deutschland und Frankreich je 21, der Rest auf Österreich, Belgien, Italien, Holland, die Türkei, Griechenland und Rumänien. Der Mehlexport ist verhältnismäßig gering, trotzdem das russische Weizenmehl ausgezeichnet ist und im Ausland immer mehr Anerkennung findet. Im russischen Interesse ist nur zu wünschen, daß derselbe sich steigere. Rußland würde dadurch nicht nur außer dem Preis für das Getreide noch den Preis für eine Arbeit erhalten, die jetzt im Auslande verrichtet wird, sondern es würde auch auf dem Weltmarkt seinem gefährlichsten Konkurrenten Amerika erfolgreicher entgegentreten können. Die Konkurrenz amerikanischen Weizens macht sich in England, Frankreich, Deutschland, ja in fast allen Ländern, nach denen russischer Weizen exportiert wird, sehr fühlbar. Amerika produziert billiger, und das russische Getreide wird durch den Transport ungebührlich verteuert. Wie in Rußland z. B. die Montanindustrie an dem Mangel billiger Tarife krankt, so leidet darunter auch der Getreidehandel, der außerdem noch mit vielen Schwierigkeiten bei der Verladung des Getreides auf die Schiffe zu kämpfen hat. Und doch sollte Rußland keine Mühe und Kosten scheuen, um zu verhindern, daß sein Getreide durch solches aus den Vereinigten Staaten, aus Indien und Algier, welche letztere Länder auch von Jahr zu Jahr mehr exportieren, verdrängt werde. Es steht da viel auf dem Spiele, denn der russische Weizenexport beträgt gewöhnlich 33 bis 40% des gesamten Getreideexports. Neben dem Weizen spielen die anderen Getreidesorten nur eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle. Am meisten werden noch Roggen und Hafer exportiert, doch dürften erstern, dessen Hauptkonsument (mit nahezu 60%) bisher Deutschland war, die deutschen Kornzölle sehr beeinträchtigen.

Mit dem Export von Erzeugnissen des Feldbaues hält der Export von Vieh nicht gleichen Schritt. Die vielen Viehseuchen, die in Rußland vorkommen, und die infolge derselben verhängte Grenzsperre seitens der Nachbarstaaten waren stets ein großes Hindernis, mit dem alle Exporteure zu kämpfen hatten. Seit dem Jahre 1882 ist die österreichische Grenze für den Eintrieb russischen Hornviehs definitiv gesperrt, und Rußland hat dadurch einen Konsumenten verloren, der bis dahin 38% seiner Gesamtausfuhr an Hornvieh ihm abnahm. Gleichzeitig hat der Export nach Preußen, obwohl dort im Jahre 1881 wegen einer Viehseuche in Rußland nur eine zeitweilige Grenzsperre stattfand, völlig aufgehört. Der russische Hornviehhandel sucht augenblicklich andere Absatzgebiete, und in England, Griechenland und der Türkei hat er zwar solche gefunden, aber noch bei weitem keinen vollen Ersatz für das in Österreich und Deutschland Verlorene. In gleicher Weise wie die Seuchen beim Hornvieh, hindert die unter den russischen Schafen häufig vorkommende Pockenkrankheit den Export der Schafe, da die Nachbargrenzen demselben nur zu häufig versperrt sind. Dagegen ist Rußlands

Ausfuhr von lebenden Schweinen die größte der ganzen Welt, obwohl dieselbe seit dem Jahre 1877 sich in stetem Rückgang befindet. Die Pferdeausfuhr, die während des türkischen Krieges sistiert war, beginnt sich wieder zu heben, und russische Pferde finden auch bereits in England in bedeutender Anzahl Eingang. Das Hauptabsatzgebiet des Pferdehandels ist aber immer noch Deutschland.

Man hat Rußland wegen seiner reichen Getreideausfuhr eine Kornkammer Europas genannt, aber es verdient mit gleichem Rechte auch den Namen eines Materialiendepots der europäischen Industrie, den ihm ein gründlicher Kenner seiner wirtschaftlichen Zustände gegeben hat, denn Rohstoffe und Halbfabrikate bilden etwa 44% der Gesamtausfuhr Rußlands.

Reval.

Sehr bedeutend ist die Ausfuhr russischen Flachses, die von 1867 bis 1881 um 262% gestiegen ist. Das Hauptabsatzgebiet bilden England und Deutschland mit 39,4, beziehungsweise 30,7% der Gesamtausfuhr. Große Quantitäten gehen außerdem noch nach Frankreich, Österreich und Belgien, der Rest nach Nordamerika, Holland, Schweden, Portugal, Dänemark und Rumänien. Die größte Ausfuhr findet zur See über Archängelsk, Riga, Reval und Petersburg, zu Lande über Wirballen und Granitza statt. Von den Häfen am Schwarzen Meer wird Flachs nicht exportiert. Geklagt wird darüber, daß die Produzenten auf die Bedürfnisse der Käufer keine Rücksicht nehmen, den Flachs nach der Ernte nicht so sortieren, wie es die ausländischen Fabrikanten wünschen. Das Sortieren des Flachses wird erst von den Aufkäufern im Auslande besorgt, wodurch Rußland 40 bis 50 Millionen Rubel verloren gehen, welche Ausländer durch eine Arbeit verdienen, die ganz gut im Inlande verrichtet werden könnte. Auch der russische Hanf ist wegen seiner guten Qualität sehr gesucht, und der Export über Riga und Petersburg, noch mehr aber über Grajewo und Wirballen nimmt von Jahr zu Jahr zu. Bedeutend ist der Export von Schafwolle, hauptsächlich von den Häfen des Schwarzen

Znamensky-Kathedrale in Nowgorod.

Meeres aus, welche den großen Schafzüchtereien der südlichen Gouvernements am nächsten liegen, und von Schweinsborsten, welche hauptsächlich nach Deutschland (Borsten niederer Qualität), England, Österreich und Frankreich ausgeführt werden, jedoch gleich dem Flachs bei besserer Sortierung viel höhere Preise erzielen würden. Unverarbeitete Felle und Viehtalg haben jetzt der amerikanischen Konkurrenz gegenüber einen schweren Stand und ihr Export hat sehr abgenommen. In großen Quantitäten werden immer noch sowohl rohe als gebrannte Knochen ausgeführt, denn Knochenmehldüngung ist erst in einigen Gegenden Polens und in den Ostsee-Provinzen gebräuchlich. Man hat, um die tierischen Knochen der heimischen Felddüngung zuzuführen, auf die Ausfuhr einen Zoll gelegt, der aber viel zu gering ist, um sie zu beeinflussen. Die große Geflügelzucht Rußlands hat neben dem Export von Eiern und lebendem Geflügel auch einen namhaften Export von Bettfedern ins Leben gerufen, neben denen seit einigen Jahren auch allerhand Schmuckfedern exportiert werden. Pelzwerk kommt in riesigen Massen auf den Markt, keine erfreuliche Erscheinung, da es meist Raubtiere sind, deren Felle verkauft werden, und ein Steigen des Exports auf eine bedeutende Vermehrung der sowohl dem Wildstand als dem Vieh verderblichen Raubtiere schließen läßt. Die russische Kürschnerei ist berühmt und russisches Pelzwerk wird im Auslande gut bezahlt.

Der Fischexport hat erst seit einigen Jahren einen nennenswerten Aufschwung genommen und geht fast nur nach Rumänien und Österreich. Trotzdem Rußland eins der fischreichsten Länder ist, hat man dort der Fischerei an maßgebender Stelle bis in die jüngste Zeit fast gar keine Beachtung geschenkt, und doch liefert allein die Fischerei von Astrachan jährlich für 12 Millionen Rubel Fische! Ein sehr wichtiger Exportartikel ist der Kaviar; der schwarze Kaviar geht nach Rumänien, der Türkei, Deutschland und Frankreich, der rote fast nur nach der Türkei und Griechenland.

Den Holzexport erwähnten wir bereits. Von Montanprodukten geht trotz des Metallreichtums Rußlands sehr wenig ins Ausland. Die für den Export geeignetsten Metalle liefert der Ural, sie sind also von der Grenze des Reiches so weit entfernt, daß durch die hohen Kosten des Transports der Absatz nach dem Auslande fast unmöglich gemacht wird.

Und die russische Industrie? Auch sie liefert ihren Beitrag zum Export des Reiches, obwohl derselbe hinter den Massen der Rohprodukte weit zurückbleibt. Am meisten werden exportiert: Tauwerk, wegen seiner Güte sehr gesucht (nach fast allen Ländern), Segeltuch (besonders nach Deutschland), Sackleinwand (nach England), Bastmatten aus den lindenreichen mittleren Gouvernements, wo sie von den Bauern fabriziert werden (nach fast allen Ländern Europas), Wachs- und Stearinlichte und Seife, Juchtenleder (nach Deutschland, Österreich und England) und gewöhnliches Leder, in letzter Zeit auch Kautschukwaren, zwar nur von einer einzigen Fabrik, aber einer der ersten Kautschukwarenfabriken der ganzen Welt.

Viel höhere Zahlen als der Exporthandel weist der russische Importhandel auf, und bei der Entwertung der Valuta, die in Rußland chronisch geworden zu sein scheint, ist ein solches Überwiegen des Imports eine sehr beachtenswerte Erscheinung. Ein so riesiges Reich wie Rußland wird zwar niemals alle seine Bedürfnisse durch eigene Produktion decken können, dagegen dürfte es sich gerade in Rußland empfehlen, durch hohe Zölle die Einfuhr von Artikeln zu beschränken, die eventuell im Lande selbst gleich gut und billig hergestellt werden können. Wie Rußland dem Ausland seinen Flachs liefert und dafür fertiges Leinen bezieht, das es doch selbst erzeugen könnte, so ist es noch in einer Unzahl von Fabrikaten, zu denen es die Rohstoffe hergiebt, vom Ausland abhängig, könnte sich aber leicht emanzipieren, wenn der heimischen Industrie mehr Gelegenheit zur Entwicklung geboten würde.

Wir können hier auf Details des mannigfaltigen Importhandels nicht eingehen und beschränken uns auf einige allgemeine Andeutungen. Die bedeutendsten Einfuhrartikel sind Salz (über 14 Millionen Pud), Früchte (für über 10 Millionen Rubel), Fische, besonders Häringe (aus Deutschland und Schweden), Kaffee, Rohzucker, Tabak (viel Blättertabak aus Deutschland, daneben bedeutender Schmuggel, besonders mit Cigarren), Wein und Thee (im Jahre 1880 für 86 Millionen Rubel); Steinkohlen, besonders nach den nördlichen Gegenden, Petersburg und den Ostseeprovinzen, welche die ausländischen Kohlen nicht entbehren können; eine Menge Halbfabrikate für die Textil-Industrie, obenan Rohbaumwolle und Schafwolle (trotz der wiederholt erhöhten Zölle), von unverarbeiteten Metallen besonders Roheisen, Stangen- und Sorteneisen, Kupfer, Panzer- und Kessel-

eisen, Blei, Stahl und Stahlschienen u. s. w. (sämtlich in erster Reihe aus Deutschland und England), Gummi und Kautschuk (hauptsächlich aus England und Deutschland), allerlei Farbwaren, vorzüglich Indigo (meist über Deutschland und Österreich), Chemikalien (1881 für fast 17 Millionen Rubel), u. s. w. In stetem Wachstum begriffen ist der Import landwirtschaftlicher Geräte und Maschinen (zollfrei), sonstiger Maschinen und Maschinenteile (1881 für 15 Millionen Rubel), Blech-, Eisen- und Stahlwaren, Gußeisenwaren, Glas- und Porzellanwaren, Tischler- und Drechslerarbeiten (Möbel aus Österreich und Deutschland; hoch verzollt), Papier (aus Deutschland und Österreich), all der verschiedenen Erzeugnisse der Textil-Industrie, welche etwa zu drei Vierteilen Deutschland liefert, u. s. w.

Schon diese flüchtige Skizze zeigt die Bahnen, in denen sich der russische Handel bewegt: einem massenhaften Export von Rohprodukten steht ein fast das ganze Gebiet der gewerblichen und industriellen Thätigkeit

Kurländische Bettler.

umfassender gewaltiger Import von Halbfabrikaten und Fabrikaten gegenüber, während die russische Industrie erst nur schüchterne Versuche macht, sich an dem Welthandel zu beteiligen. Die russische Industrie ist eben noch zu jung und der Bedarf von fast 100 Millionen Einwohnern, den sie doch zunächst zu decken hat, auch bei den bescheidensten Bedürfnissen ein so großer, daß noch sehr viel Zeit vergehen muß, bevor durch die einheimische Produktion der ganze Bedarf der Bevölkerung an jenen Fabrikaten, in denen sie jetzt noch vom Auslande abhängt, gedeckt werden wird und noch Überschüsse für den Export sich ergeben werden.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehren wir nach Riga zurück, um nun, nachdem wir die Stadt selbst kennen gelernt, uns auch in der Umgebung derselben ein wenig umzusehen.

Die Umgebung Rigas ist nichts weniger als schön. Weite Heideflächen wechseln mit Sandhügeln und Sumpfboden, und wenn man auch in jüngster Zeit eifrig bemüht ist, Anpflanzungen zu schaffen, wo immer sich solche anbringen lassen, so hat man doch den Dünenketten ihr ödes, trauriges Aussehen nicht nehmen können. Der Wanderer, der sich in das Gewirr von Heiden, Wäldern und Sümpfen vertieft, mag zwar hie und da

In der Butterwoche auf d Admiralitätsplatz in Petersburg.
Nach dem Gemälde Prof. K. E. Makowsky.

ein freundliches Plätzchen finden, wo er gern länger verweilen wird, aber im großen und ganzen bringt die Umgebung Rigas keinen freundlichen Eindruck hervor. Die hübscheste Partie ist noch das Dünadelta, wo die Rigaer ihre Landhäuser besitzen, die sogenannten „Höfchen", deren Namen meist auf „Hof" oder „Holm" endigen und viele Anklänge an die Namen deutscher Seestädte (Bremen, Danzig, Lübeck) enthalten.

Im Süden Rigas, 42 Kilometer von ihm entfernt und mit der Eisenbahn in einer Stunde und zehn Minuten zu erreichen, liegt Mitau, die Hauptstadt des Gouvernements Kurland mit 26 000 überwiegend deutschen Einwohnern. Russen und Letten sind dort nicht so zahlreich ansässig wie in Riga, aber an die Zeit der ehemaligen Verbindung Kurlands mit Polen erinnern die etwa 5000 Köpfe zählende Judengemeinde und die vielen polnischen Namen.

Mitau hat eine sehr interessante Vergangenheit. Im Jahre 1271 durch den Herrmeister Konrad von Medem gegründet, erlangte es als Handelsplatz rasch große Bedeutung, da die Aa ziemlich tief war und viele Seeschiffe bis zur Stadt gelangen konnten. Erst als Riga unter schwedische Herrschaft kam, verlor Mitau seine frühere Bedeutung. Um den Handel Rigas von der unbequemen Konkurrenz Mitaus zu befreien, machten die Schweden die Aa durch Versenken von Steinen unfahrbar und zerstörten dadurch Mitaus Verbindung mit dem Meere. Für die Handelseinbuße fand Mitau erst später Ersatz in der Hofhaltung der Herzoge von Kurland und Semgallen, welche es zu ihrer Residenz wählten. Im Mitauer Schloß wohnte die Witwe des Herzogs Friedrich Wilhelm, die russische Großfürstin Anna, bis sie auf den russischen Thron berufen wurde. Dann bezog die Räume des Schlosses jener Johann Ernst von Biron, den die Stände Kurlands auf ihr Geheiß zum Herzog wählten. Er war bekanntlich der Sohn eines kurländischen Bauern, welcher ein adeliges Gut als Erbpächter inne hatte. Nachdem er in Königsberg seine Studien beendet, kam er nach Petersburg, wo er bald die Aufmerksamkeit der Herzogin Anna auf sich lenkte und ihre Gunst sich erwarb. Rasch von Stufe zu Stufe steigend, wurde Biron, der als Graf das Wappen der französischen Herzöge gleichen Namens annahm, eine der einflußreichsten Persönlichkeiten am Hofe der Kaiserin, 1737 Herzog von Kurland und später Vormund des Prinzen Iwan und Regent des Reiches. Seit 1722 war er mit einer Kurländerin aus der Familie Trotta, genannt Treyden, vermählt, die ihm zwei Söhne gebar. Wie schnell nach dem Tode der Kaiserin Anna sein Stern erblich, ist bekannt. Er wurde am 20. November 1740 durch die Prinzessin Elisabet mit Hilfe Münnichs gestürzt und nach Sibirien verbannt. Herzog von Kurland wurde Karl von Sachsen. Erst die Kaiserin Katarina II. setzte Biron 1763 wieder in sein Herzogtum ein, dem er ein milder, wohlwollender Regent bis an sein Lebensende blieb. Bei der Einnahme Mitaus durch die Russen im Jahre 1706 war die alte Ordensburg völlig zerstört worden. Als Biron den Herzogsstuhl bestieg, ließ er von Rastrelli, dem Erbauer des Petersburger Winterpalastes, auf der Insel in der Aa, wo sich früher die Ordensburg erhob, einen großen Palast im Rokokostil erbauen. Die Gemächer, welche der Herzog einst bewohnte, sind noch erhalten und können besichtigt werden. Man sieht da sein mit chinesischen Tapeten ausgeschlagenes Schlafzimmer, den prachtvollen Billardsaal und eine Menge anderer Säle und Zimmer, von deren Fenstern aus man eine entzückende Aussicht auf den Park und die Umgegend genießt. Ein Teil des Schlosses brannte 1788 nieder und ist nicht wieder aufgebaut worden. Zehn Jahre später wurde Mitau die Residenz des vor der Revolution aus Frankreich geflohenen spätern Königs Ludwig XVIII., der dort bis 1801 lebte. Jetzt dient das Schloß dem Gouverneur und einigen Beamten zur Wohnung, mit Ausnahme einiger Gemächer, die als Absteigequartier für Angehörige des Kaiserhauses reserviert sind.

Im rechten Flügel des Schlosses stehen in einem großen schmucklosen Raum auf einer niedrigen Estrade 30 Särge in hölzernen oder eisernen Sarkophagen. Diese Särge bergen die sterblichen Überreste der Angehörigen der beiden kurländischen Herzogshäuser, des Kettlerschen und des Bironschen. Früher konnte man alle Leichen sehen, in den sechziger Jahren kam aber plötzlich der Befehl, die Särge zu schließen und eine Besichtigung der Leichen nicht mehr zu gestatten. Nur Birons Sarg ist jetzt noch geöffnet. Hundertzehn Jahre ruht der einst allmächtige Günstling bereits in diesem Sarge, aber sein Körper hat sich ziemlich gut erhalten. Nur an der Nase bemerkt man eine leichte Verletzung, über deren Entstehung uns der Führer aufzuklären vermag. Der Beamte, welcher seiner Zeit das Verschließen der Särge beaufsichtigte, soll, auf Birons Sarg weisend, befohlen haben, denselben offen zu lassen. „Mag ihn jeder sehen und ihm ins Gesicht spucken!" soll er gesagt

haben. Dieser Aufforderung kam dann bald darauf ein Besucher nach, indem er in patriotischer Entrüstung dem toten Herzog ins Gesicht spie und ihm einen Faustschlag versetzte, dessen Spuren in dem mumienhaft zusammengeschrumpften Gesicht noch bemerkbar sind. Die Art und Weise, wie jetzt mit dem Leichnam umgegangen wird, ist übrigens auch eine derartige, daß jedermann das „sic transit gloria mundi“ recht deutlich zum Bewußtsein gebracht wird. Der Führer, der die Fremden zu den Särgen geleitet, nimmt ohne viele Umstände die Perrücke vom Kopf des Leichnams, zeigt den kahlen Schädel des Herzogs, öffnet dann das blaue Sammetkleid, in welches mit Silber der Andreasstern eingestickt ist, und weist auf die Stelle, an welcher der Körper bei der Balsamierung aufgeschnitten wurde, und auf die durch das Einschrumpfen der Haut gelockerte Naht.

Mit der Besichtigung des Schlosses sind die Sehenswürdigkeiten Mitaus noch lange nicht erschöpft. Die Stadt ist reich an öffentlichen und privaten Sammlungen von Altertümern, Münzen, alten Drucken, Naturalien u. s. w. (Provinzial-Museum, Sammlungen des Barons Medem und des Barons von der Ropp, Bibliothek des akademischen Gymnasiums, Stadtbibliothek). Das Gymnasium, eine Stiftung des Herzogs Peter von Kurland, und eins der besten Rußlands, besitzt reiche Lehrmittel, und mit demselben sind eine Sternwarte und eine Forstlehranstalt verbunden.

Die Umgebung Mitaus unterscheidet sich fast gar nicht von jener Rigas. Großartig schöne Landschaften darf man in den Ostsee-Provinzen nicht suchen, obwohl man beim Durchwandern des Landes ziemlich oft stille, idyllische Plätze findet, an denen man gern einige Stunden verweilt. Nach welcher Richtung man auch die Stadt verlassen mag, man befindet sich stets sofort auf dem Grund und Boden irgend eines kurländischen Edelsitzes. Hier, wie überhaupt in den Ostsee-Provinzen, leben die meisten adeligen Familien den Sommer hindurch auf ihren Gütern und ziehen nur im Winter nach der Gouvernementsstadt, wenn sie nicht aus Rücksicht auf die Erziehung der Kinder dort ihren ständigen Wohnsitz haben und die Bewirtschaftung des Gutes einem Verwalter überlassen. Wie ein Netz breiten sich diese sämtlich deutsche Namen tragenden Rittergüter über das Land aus. Die Städte, die zwischen ihnen zerstreut liegen, sind nicht groß und meist auch von geringer Bedeutung: das malerisch an der Memel und Musse gelegene Bauske, Friedrichstadt, Jakobstadt, das jüdische Städtchen Schlock an der untern Aa, das freundliche Schwefelbad Kemmern, das überwiegend von Juden bewohnte Hasenpoth, Goldingen an der Windau u. s. w.

In der Nähe Goldingens zieht sich quer durch die Windau ein mächtiges Riff, welches für die Schifffahrt ein unüberwindliches Hindernis bildet, aber einen lebhaften, eigenartigen Fischfang ins Leben gerufen hat. Von Riff zu Riff werden große Netze gespannt, in welche die Wemgallen, eine in der Windau massenhaft vorkommende Gattung Fische, die sich über das Gestein hinüberschnellen wollen, hineinfallen.

Gegen Westen und Norden ziehen sich, häufig von Seeen und Sümpfen unterbrochen, große Waldungen gegen die Meeresküste hin. Sie sind reich an Wild aller Art, namentlich Elentieren, aber auch Raubtiere, wie Bären, Wölfe, Luchse, Füchse sind zahlreich vorhanden. Viele Biber und Ottern hausen an den Ufern der Seeen und in den Wasserläufen. Große Hetz- und Treibjagden bilden eine Hauptbelustigung der Bewohner der dortigen Edelsitze.

In der Nähe der Meeresküste verschwindet plötzlich der Wald. Soweit das Auge zu sehen vermag, erblickt es keinen Baum mehr, nichts als eine endlose sandige, kahle Fläche und dahinter das Meer. Das ist das „kurische Sibirien“.

Im Süden dieses unwirtlichen Landstriches liegt Kurlands bedeutendster Seehandelsplatz, das schon im 14. Jahrhundert in Urkunden erwähnte Libau (27 000 Einwohner).

Libau hat seine Bedeutung als Handelsplatz erst in den letzten Jahren erlangt, als die russische Regierung, von dem Wunsche geleitet, den russischen Export von den deutschen Ostseehäfen nach einem russischen Hafen zu lenken, bedeutende Hafenbauten bei Libau auszuführen begann. Eisenbahnen verbinden Libau einerseits mit Polen und dem Innern des Reiches, andererseits mit Petersburg und den nördlichen Gouvernements. Große Schiffswerfte sind angelegt worden, denen das vorzügliche kurländische Holz, das nach allen Ländern exportiert wird, zur Verfügung steht. Kurz gesagt, alle Bedingungen sind vorhanden, ein rasches Aufblühen Libaus zu ermöglichen, das, unablässig von der russischen Regierung in allem was not thut unterstützt, zu einer

zu fürchtenden Konkurrentin der deutschen Ostseehäfen heranwächst. In zehn Jahren (von 1868 bis 1878) hat sich der Export über Libau verfünffacht und die Zahl der in seinen Hafen einlaufenden Schiffe ist von 250 auf 1300 und heute bereits auf 2000 gestiegen! Solche Zahlen sprechen deutlicher als es Worte vermögen.

Nach den Exportlisten vom Jahre 1882 hatte Libau bereits Danzig weit überflügelt. In diesem Jahre exportierte Libau 2380 Tonnen Weizen, 153 150 Roggen, 29 370 Gerste, 211 210 Hafer, 2020 Buchweizen, 14 410 Schlagleinsaat, 1350 Hanfsaat, 1640 Kleie, 4210 Mehl, im ganzen, alle Exportartikel zusammengerechnet, 427 530 Tonnen à 1000 Kilogramm. Am meisten empfindet Königsberg, das vor dem Aufschwung Libaus durch den russischen Getreideexport, den es an sich gezogen, so zu sagen ein russischer Hafen war, die Konkurrenz der Nachbarstadt jenseits der Grenze.

Die Stadt liegt auf einer schmalen Nehrung zwischen der Ostsee und dem sogenannten Kleinen See. Ihre Bevölkerung — jetzt 27 000 — hat sich in wenigen Jahren verdoppelt, und der wachsende Handelsverkehr wird ihr in den nächsten Jahren noch viele Tausende zuführen. Allmählich beginnt Libau auch sein Äußeres den veränderten Verhältnissen anzupassen. Die alten einstöckigen Holzhäuser, sauber und freundlich, überwiegen allerdings immer noch in seinen Straßen, doch dazwischen erheben sich immer mehr stattliche Gebäude, die allen Anforderungen an Comfort, welche die Neuzeit stellt, entsprechen. Libau besitzt eine Navigationsschule, ein Gymnasium und auch ein Theater, dessen Existenz hauptsächlich die vielen Badegäste ermöglichen, welche die Stadt wegen der Seebäder besuchen. Zur Aufnahme der Badegäste sind außer dem Kurhaus, welches 30 Zimmer enthält, eine Menge hübscher Villen vorhanden, mit denen das ganze Areal zwischen der Stadt und dem Strande bebaut ist.

Libau hat vor allen anderen russischen Ostseestädten den Vorzug des etwas mildern Klimas voraus, der beim Seehandelsverkehr schwer in die Wagschale fällt, da die Eisfesseln, welche der Winter dem Hafen anlegt, um drei Wochen früher als vor den anderen Häfen der Ostseeprovinzen und um fast sechs Wochen früher als vor der Newamündung schmelzen — ein Grund mehr, der zu Gunsten Libaus sprach, als man den Plan faßte, einen großen Hafen in den baltischen Gewässern zu schaffen. Das 179 Kilometer von Libau entfernte Windau, an der Mündung des gleichnamigen schiffbaren Flusses gelegen, war einst auch für große Hafenbauten ausersehen, man wollte es in einen Kriegshafen verwandeln, aber die großen Sandablagerungen vor dem Hafen bewogen die Regierung, den Plan aufzugeben.

Nordöstlich von Windau ragt eine Landzunge weit in das Meer hinaus und endigt in das Kap Domesnäs, auf dem sich ein Leuchtturm befindet. Kap Domesnäs gegenüber, von diesem nur durch eine 28 Kilometer breite Meerenge getrennt, liegt die Insel Oesel, esthnisch Kurre Saari, die Kranichinsel, genannt, mit dem Leuchtturm Swalferort. Schon im 13. Jahrhundert kurze Zeit von den Dänen besetzt, kam die Insel 1559 durch Kauf von dem letzten Bischof von Oesel, Johann von Münchhausen, nochmals an Dänemark, wurde 1645 an Schweden abgetreten und 1721 zugleich mit dem gegenüberliegenden Festlande mit Rußland vereinigt. Hinter den steilen, felsigen Küsten der Insel breitet sich zum Teil bewaldetes Hügelland aus, das von vielen kleinen Flüssen durchschnitten wird. Infolge des mehrmaligen Wechsels der Landesherren sind Adel und Bürgerstand, sowie die Geistlichkeit deutscher, schwedischer oder russischer Abstammung, die große Masse der 42 000 Köpfe zählenden Bevölkerung aber gehört dem esthnischen Volksstamm an. Neben Ackerbau und Viehzucht treiben die Einwohner hauptsächlich Fisch- und Seehundsfang. Der Söla-Sund trennt Oesel von der Insel Dagö und ein kleiner Sund von der Insel Mohn. Oesel, Dagö, Mohn, das mitten im Rigaschen Meerbusen gelegene Runö und noch einige kleinere Inseln an der esthnischen Küste bilden den 2618 □ Kilometer großen Kreis Arensburg des Gouvernements Livland, der seinen Namen von der auf Oesel gelegenen Stadt Arensburg, der einzigen der Insel (3460 Einwohner), erhalten hat, in welcher ein Vicegouverneur residiert und der Adel sich alle drei Jahre zu den verfassungsmäßigen Beratungen versammelt.

Die den Inseln im Rigaschen Meerbusen gegenüberliegende livländische Küste ist gleich Kap Domesnäs dicht bewaldet. Meilenweit erstrecken sich die Wälder, selten trifft man ein Rittergut oder einige Bauernhäuser, noch seltener eine Stadt. Städte sind in Livland so selten, daß auf 100 □ Meilen eine entfällt. Das waldige Land, so unwirtlich es im allgemeinen auch erscheinen mag, hat aber doch auch seine landschaftlichen Reize, und nicht mit Unrecht hat man den zwischen dem Meere und der Straße von Riga nach Wolmar

gelegenen Teil die livländische Schweiz genannt. An romantischen Partieen ist dort kein Mangel, aber die livländische Romantik hat auch ihre argen Schattenseiten: die Kultur ist in diese „Schweiz" noch nicht eingedrungen, Bären und Wölfe hausen in den Fichten- und Birkenwäldern, Sümpfe, Seeen und reißende Bäche hemmen das Vordringen. Einen hübschen Anblick gewähren die schwimmenden Inseln, die man dort häufig auf den Seeen erblickt. Das Wasser hat ein Stück Land unterwühlt und losgerissen, und mit den Gebüschen und Bäumen, die darauf wachsen, treibt es nun auf dem See umher, bis der Wind es wieder an eine Stelle der Küste treibt, wo es sich in den ins Wasser ragenden Wurzeln der Bäume fängt und fest gehalten wird, oder bis Bauern aus der Umgegend es mit Stricken ans Land ziehen und dort festbinden, um ihr Vieh darauf weiden zu lassen. Am zugänglichsten ist die livländische Schweiz von dem Städtchen Wenden aus, wo die niedrigen Höhenzüge vielfach an die sächsische Schweiz erinnern. Mitten in den Wäldern liegen herrliche Schlösser des livländischen Adels in anmutigen Thälern. Auch Ruinen aus den Tagen des Ritterordens findet man häufig. Bei Wenden liegt die berühmteste Ruine Livlands, das Ordensschloß, in welchem der Herrmeister der Schwertbrüder residierte. Das Schloß wurde 1224 von dem Ordensmeister Volkwin von Winterstedt erbaut und hieß „das Haus der heiligen Maria und ihrer Ordensbrüderschaft". Unter Iwan Wassiljewitsch 1577 samt der Stadt zerstört, wurde es, obwohl der Orden sich seiner noch in demselben Jahre wieder bemächtigte, nicht mehr vollständig hergestellt und blieb Ruine. Spätere Besitzer waren der schwedische Kanzler Axel Oxenstierna, der russische Minister Graf Bestuschew, und schließlich kam es an die in Livland reich begüterte gräfliche Familie Sievers, der es noch heute gehört. Ein hübscher Park umgiebt jetzt die Stätte, welche mit den Tagen des höchsten Glanzes des Ritterordens eng verknüpft ist. In der protestantischen Kirche zu Wenden ruhen mehrere Herrmeister des Ordens, unter ihnen auch Walter von Plettenberg.

Östlich von Wenden jenseits der Aa führt die Landstraße von Riga nach Dorpat, häufig durch Sümpfe (siehe Seite 212) und über niedriges, bewaldetes Hügelland. Auf der ganzen 246 Werst langen Strecke treffen wir nur zwei Städtchen, Wolmar (etwa 2600 Einwohner) und Walck. Hinter Walck bildet der Embach die Grenze zwischen dem lettischen und esthnischen Sprachgebiet, aber die Gegend ändert sich nicht, endlose dichte Nadelwälder erstrecken sich zu beiden Seiten der Straße, bis man endlich in der Ferne den Dom von Dorpat auftauchen sieht. Nun erst gewinnt die Landschaft ein anderes Aussehen. Ein hübsches Thal liegt vor uns, von grünen Hügeln begrenzt, durchströmt von dem schiffbaren Fluß Embach, der vom Ledla- und vom Wirtz-See herabkommt, und zu beiden Seiten des Flusses, über welchen zwei Brücken, eine mächtige steinerne und eine hölzerne führen, breitet sich die freundliche alte Universitätsstadt aus, hoch überragt von der imposanten Domruine, die das Erste ist, was man von der Stadt erblickt, von welcher Seite man sich ihr auch nähern mag.

Dorpat soll eine russische Gründung sein, und der Großfürst Jurji Jaroslawitsch wird als der Gründer genannt. Sicher ist, daß die Burg, welche früher an der Stelle stand, die Dorpat jetzt einnimmt, den Namen Jurjewgorod (Georgsstadt) führte. Darauf sind die früher (Seite 191) erwähnten Forderungen Iwan IV. zurückzuführen, der Dorpat als alten russischen Besitz in Anspruch nahm und den rückständigen Tribut verlangte. Von den Rittern wurde Dorpat schon im Jahre 1224 besetzt. Im folgenden Jahre verlegte der Bischof von Leal seinen Sitz nach Dorpat und begann den Bau des Domes. Fast ununterbrochene Streitigkeiten zwischen dem Ritterorden und dem Bischof, auf dessen Seite gewöhnlich die Bürgerschaft stand, füllen die ersten zwei Jahrhunderte Dorpatscher Geschichte, während welcher Zeit die Stadt im großen und ganzen sich eines friedlichen Gedeihens erfreute. Dann aber kamen, wie für das ganze Land so auch für Dorpat, die Kriegsdrangsale. Den ersten ernstlich gefährlichen Ansturm der Russen unter Iwan III. schlug der Ordensmeister Walter von Plettenberg noch zurück, indem er sie in den Schlachten bei Fellin und Pleskau besiegte und den schon erwähnten fünfzigjährigen Waffenstillstand erzwang. Dorpats Schicksale nach Ablauf dieses Waffenstillstandes haben wir bereits in der Geschichte der Ostseeprovinzen (Seite 191, 192, 195) geschildert. In den ersten Jahren der russischen Herrschaft, noch bevor die Ostseeprovinzen definitiv von Schweden abgetreten waren, erging es den Dorpatern recht schlecht. Man hatte sie beschuldigt, geheime Verbindungen mit Schweden zu unterhalten, und Peter der Große ließ deshalb 1708 mitten im Winter die ganze Bevölkerung ins Innere des Reiches abführen, die Festungswerke niederreißen und die Stadt in Brand stecken. Erst sechs Jahre später wurde den

Sophien-Kathedrale in Nowgorod.

Schwergeprüften die Rückkehr zu den Ruinen ihrer Häuser gestattet. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts legten dann noch große Feuersbrünste (1755, 1763, 1775) die ganze Stadt oder große Teile derselben in Asche, bis endlich der Bau hölzerner Häuser in der Stadt selbst untersagt und nur noch in den Vorstädten gestattet wurde.

Der Dom (siehe Seite 200) war schon seit 1598 Ruine. Ein durch Unvorsichtigkeit beim Anbrennen der Johannisfeuer entstandener Brand hatte ihn am 14. Juni dieses Jahres vernichtet, und in den späteren Unruhen war an einen Wiederaufbau nicht zu denken, zu welchem ohnehin der verarmten Dorpater Bürgerschaft das Geld fehlte.

Auch Dorpat war früher Handelsstadt und trieb nicht unbedeutenden Handel, einerseits mit Pernau, andererseits den Embach hinab über den Peipussee mit Narwa, und in neuerer Zeit hat dank der vorbeiführenden Eisenbahn ein lebhafter Flachshandel sich in der Stadt entwickelt, aber seine Bedeutung verdankt Dorpat nicht der Pflege des Handels, sondern jener der Wissenschaften. Als Gustav Adolf im Lager bei Nürnberg wochenlang dem Waldsteinschen Heer abwartend gegenüberstand, unterzeichnete er auf Vorschlag des baltischen Gouverneurs Skytte am 30. Juni 1632 die Stiftungsurkunde der Universitas Gustaviana, die vollständig nach dem Vorbilde der schwedischen Universität Upsala eingerichtet wurde, dieselben Statuten und Privilegien wie jene erhielt. Beim Adel der Ostseeprovinzen fand aber diese Universität keine günstige Aufnahme: die Livländer sahen in ihr nur ein Mittel, um den schwedischen Einfluß im Lande noch zu verstärken, und die Kurländer, die zu Polen, das Schweden feindlich gegenüber stand, gehörten, wollten noch weniger von einer Lehranstalt wissen, die unter schwedischer Leitung stand, und sandten nach wie vor ihre Söhne nach Königsberg. So kam es, daß von 1632 bis 1654 das Verzeichnis der Universitätsbesucher fast nur „Sueci“ und „Finnones“ aufweist und von 200 Dissertationen, die in diesem Zeitraum verfaßt wurden, nur 30 von Livländern und 2 von Kurländern waren. Die Professoren waren allerdings überwiegend Deutsche (Pommern und Sachsen), was seinen Grund darin hat, daß Schweden in dem pommerschen Greifswald eine Universität auf deutschem Boden besaß und der evangelische Charakter der Dorpater Universität eine engere Verbindung mit den Universitäten an der Wiege des Protestantismus bedingte. Zwischen den deutschen und schwedischen Professoren, zwischen der Stadt und dem Senat gab es unablässig Streit, der meist durch Einschreiten der Regierung geschlichtet werden mußte. Dabei herrschte an der Universität eine beispiellose Unordnung. Gustav Adolf hatte zwar zwei Güter in Ingermanland, welche etwa 5000 Thaler Erträgnis abwarfen, zum Unterhalt der Universität angewiesen, außerdem aber nichts für dieselbe thun können, da er bald nach Unterzeichnung der Stiftungsurkunde bei Lützen den Tod fand. Seine Nachfolgerin kümmerte sich nicht viel um die Universität. So kam es, daß die Professoren ihren Gehalt nicht regelmäßig ausgezahlt erhielten, obwohl sie so schlecht besoldet waren, daß ohne irgend eine Nebenbeschäftigung keiner existieren konnte und einst ein Professor 400 Thaler, die ihm zum Ankauf von Büchern übergeben worden, als Abzahlung auf seinen rückständigen Gehalt zurückhielt. Wie es mit den Lehrmitteln bestellt war, erhellt daraus, daß man bei einer Belagerung die ganze Universitätsbibliothek in einen Altar einmauern konnte. In den Kriegsunruhen der fünfziger Jahre löste sich die Universität auf, mehrere Professoren übersiedelten nach Reval, wo sie Vorträge veranstalteten, und erst 1650 wurde der Lehrkörper wieder gesammelt und die Universität aufs neue eröffnet, doch nur für kurze Zeit, denn als neun Jahre später die Russen Dorpat sich näherten, floh die Universität nach Pernau, wo sie noch bis 1710 ein kümmerliches Dasein fristete. Als die Russen auch in Pernau einrückten, wurde die Universitas Gustaviana ohne Sang und Klang zu Grabe getragen.

Fast 100 Jahre blieben nun die Ostseeprovinzen ohne Universität. Erst Kaiser Paul, der die alte baltische Verfassung wieder herstellte, versprach, auch die Universität wieder ins Leben zu rufen, doch unter seiner Regierung kam man über die vorbereitenden Arbeiten nicht hinaus, und erst unter seinem Nachfolger Alexander I. wurde am 21. April 1802 die Dorpater Universität wieder eröffnet. Sie zählt jetzt 44 Professoren und etwa 1200 Studenten (1222 im Jahre 1881). Die neue Dorpater Universität hat sich in den achtzig Jahren ihres Bestehens eine sehr geachtete Stellung erworben und schon manchen berühmten Namen unter ihren Professoren aufzuweisen gehabt. Auch gegenwärtig noch werden häufig tüchtige Lehrkräfte von deutschen Universitäten nach Dorpat berufen, doch etwa zwei Drittel der Professoren sind Eingeborene der Ostseeprovinzen. Besser dotiert als die alte schwedische, kann die neue Universität auch mehr leisten. Sie besitzt eine Bibliothek von

200 000 Bänden, einen bedeutenden botanischen Garten, ein Kunstmuseum mit Gipsabgüssen und Terracotten, reiche mineralogische und zoologische Sammlungen, gut eingerichtete chemische und physikalische Laboratorien u. s. w. Die Sternwarte, an welcher F. G. W. von Struve und J. H. von Mädler wirkten, hat sich einen ehrenvollen Ruf erworben. Die imposanten Gebäude, in denen die Bibliothek, die Klinik, die Sternwarte u. s. w. untergebracht sind, befinden sich sämtlich auf dem Domberg, welchen Kaiser Alexander I. nebst der Domruine der Universität geschenkt hat. Zur Aufnahme der Bibliothek ist ein Teil der Domruine wiederhergestellt worden, der Domberg selbst ist jetzt mit hübschen Gartenanlagen bedeckt. Von seiner Höhe kann man das Embachthal weithin überschauen.

Den Embach aufwärts wenden wir uns nun wieder nach Westen, durch große Waldungen am Südufer des Flusses dahin, dann vorbei an dem fischreichen Wirtz-See, und erreichen das deutsche Städtchen Fellin (etwa 3000 Einwohner), über dem sich auf steilem Felsen die Ruinen eines Ordensschlosses erheben. Von dort führt die Landstraße, in weitem Bogen nach Süden ausschweifend, nach Pernau (russisch Pernoff), dem zweiten Hafen Livlands, so zu sagen der Hafenstadt Dorpats, dessen überseeischen Verkehr es vermittelt, da der Fluß Pernau und der Embach mit einander verbunden sind. Pernau ist vorzugsweise Exporthafen, der Import (zur Hälfte aus Deutschland) ist verhältnismäßig gering, während der Export (Getreide, Flachs, Leinsaat, Holz) von Jahr zu Jahr größere Beträge aufweist (1874 über 7 Millionen Rubel). Früher war Pernau befestigt und ein ziemlich starker Platz. Hierher flüchteten, wie schon erwähnt, die Professoren der Universität Dorpat mit allen Schätzen derselben, waren aber nur einige Jahre hinter den Wällen der Festung sicher, denn 1710 mußte sich dieselbe dem russischen General Bauer ergeben. Jetzt ist Pernau Kreisstadt und zählt etwa 13 000 Einwohner; seine Seebäder erfreuen sich großer Beliebtheit.

Wenige Meilen nordöstlich von Pernau liegt am Südufer der Wiek das Städtchen Leal, der alte Bischofsitz, von wo 1227 Bischof Hermann mit dem Kapitel nach Dorpat übersiedelte, und 52 Werst von diesem entfernt die Hafenstadt Hapsal (gewöhnlich Apsal ausgesprochen), die einst eine blühende Stadt und auch Bischofsitz war (der Bischof von Oesel residierte hier), jetzt aber nur 6000 Einwohner zählt und von ihrem versandeten Hafen aus unbedeutenden Handel mit Flachs und Getreide treibt. Von Hapsal aus bringt uns das Dampfboot, das, von Riga kommend, hier anlegt, nach Reval.

Die mit kahlen, schroff gegen das Meer zu abfallenden Kalksteinfelsen bedeckte Nordküste Esthlands bietet wenig anziehendes. Glatt und eben, wie ein Spiegel, liegt der Finnische Meerbusen vor uns. Wir fahren bei der Insel Nargö vorüber, wo während des Krymkrieges die Flotten der Verbündeten sich zu dem mißglückten Angriff auf Kronstadt sammelten und kurze Zeit lang eine solche Menge von Kriegs- und Transportschiffen aller Größen vereint war, wie sie weder vorher noch nachher je vereint gewesen. Sobald wir die Insel passiert haben und das Schiff seinen Kurs nach Süden richtet, kann man bereits mit dem Fernrohr am Horizont den Olaiturm von Reval erkennen, dessen Umrisse immer deutlicher werden, bis endlich auch die Stadt aus dem Meere auftaucht.

Reval ist der Einwohnerzahl nach die zweite Stadt der Ostseeprovinzen, Sitz eines Civil- und eines Militär-Gouverneurs, der Behörden des Kreises Reval und der Provinzial-Behörden und eines Konsistoriums. Seit der Volkszählung im Jahre 1863, welche für Reval 25 124 Einwohner ergab, hat sich die Bevölkerungszahl verdoppelt, wie denn überhaupt alle Handels- und Verkehrszentren der Ostseeprovinzen in den letzten 10 bis 20 Jahren ein rapides Steigen der Bevölkerung zu verzeichnen haben. Auch in Reval ist, wie in Riga und Dorpat, die deutsche Bevölkerung nicht der Zahl nach überwiegend — bei der Volkszählung von 1863 waren 8000 Deutsche vorhanden, dagegen 13 000 Esthen und 800 Schweden; der Rest waren Russen, Letten und Ausländer verschiedener Nationalität —, aber, obwohl der Zahl nach den Esthen nachstehend, repräsentiert doch das Deutschtum die Intelligenz, und die angesehensten und wohlhabendsten Familien sind deutsch.

In den Kämpfen des Rigaer Bischofs Albert und der Schwertbrüder mit den Esthen und den von diesen zu Hilfe gerufenen Russen wurde im Jahre 1219 die in der Bucht von Reval gelegene esthnische Feste Lindanissa von den Rittern zerstört und eine neue erbaut, um welche herum allmählich eine Stadt, das heutige Reval, entstand, die sich schon 1234 der deutschen Hanse anschloß und rasch durch ihren Handel reich und mächtig wurde. Lange Zeit stand Reval unter dänischer Herrschaft, und unter derselben wurde es Bischofsitz,

erhielt von den Königen von Dänemark lübisches Recht und von der Königin Margarete, der nordischen Semiramis, wertvolle Privilegien, das Deutschtum erstarkte aber auch unter dänischer Oberhoheit immer mehr und die dänische Einwanderung vermochte es aus seiner dominierenden Stellung nicht zu verdrängen. Die Stadt schied sich in zwei Teile, einen dänischen und einen deutschen: Festung und Dom waren in den Händen der Dänen, die eigentliche Stadt deutsch. Dies hatte zur Folge, daß, als 1524 die Reformation in Reval Eingang fand, der Dom noch lange katholisch blieb, nachdem die Stadt bereits sich von Rom losgesagt hatte. Wir erwähnten bereits (Seite 193), daß Reval kurz vor der Auflösung des Ritterordens, der ihm gegen die Russen und die aufständischen Bauern keinen Schutz mehr gewähren konnte, von dem Orden sich lossagte und Erich XIV. von Schweden huldigte. Gleichzeitig hatte der letzte katholische Bischof von Reval zu Gunsten des Herzogs Magnus von Holstein, dem, wie wir wissen, auch die Insel Oesel zufiel, abgedankt, aber Herzog Magnus betrat nie Revalschen Boden, auf dem die Schweden sich rasch festsetzten. Nach sechswöchentlicher Belagerung übergab der Ordenskomtur Gaspar Oldenbockum Festung und Dom den Schweden, und damit schwand die letzte Stütze, welche der Katholizismus noch im Revalschen Gebiete hatte. Eine stürmische Zeit folgte nun für Riga. Wiederholt sah es feindliche Heere und Flotten erscheinen und mußte gar manches Bombardement über sich ergehen lassen, so 1569 durch dänische Kriegsschiffe, 1570 und 1577 durch die Russen, die es in ersterem Jahre 30 Wochen lang vergeblich belagerten.

Unter russischer Herrschaft, unter welche es faktisch am 29. September 1710 durch die Kapitulation des Kommandanten Patkul, rechtlich durch den Nystadter Frieden von 1721 gelangte, hat sich Reval wohler befunden als unter allen dieser vorangegangenen. Von Peter dem Großen bis auf die jüngste Zeit haben fast alle russischen Herrscher ein lebhaftes Interesse an dem Gedeihen der Stadt gezeigt. Peter der Große, der ihre Privilegien bestätigte und sie zum Standort der Kriegsflotte machte, ließ sich sogar als Mitglied in die Schwarzhäuptergesellschaft aufnehmen, und seitdem haben alle russischen Kaiser der Gesellschaft als Ehrenmitglieder angehört. Viele russische Kaiser und Kaiserinnen, Elisabet, Katarina II., Alexander I., Nikolaus I., haben Reval besucht, und diesen Besuchen verdankt die Stadt gar manche segensreiche Einrichtung.

Reval nimmt heute unter den Seehandelsstädten Rußlands die vierte Stelle ein. Es verdankt seine Bedeutung seiner ungemein günstigen Lage, einerseits gegenüber dem finnischen Hafenplatz Helsingfors, andererseits an der parallel der Küste nach Petersburg führenden Eisenbahn, durch welche es gleichsam ein äußerer Vorhafen der Residenz geworden ist. Wenn die Newamündung noch von Eismassen versperrt ist, hat im Hafen von Reval oder wenigstens in dem etwas westlicher gelegenen Baltisch-Port der Schiffsverkehr schon begonnen, und die Eisenbahn übernimmt dann in Reval die für Petersburg bestimmten Frachten, welche demselben auf dem Wasserwege noch nicht zugeführt werden können. Petersburg machte in der ersten Zeit seiner Gründung Reval bedeutende Konkurrenz, indem es sowohl einen großen Teil des Exports als auch des Transithandels nach den inneren Gouvernements von demselben ablenkte, aber seitdem der Hafen Revals durch große Hafenbauten verbessert worden und dieses auch durch eine Eisenbahn mit der Hauptstadt verbunden ist, wirkt die Nähe von Petersburg eher belebend als hemmend auf den Handel von Reval, der sich von Jahr zur Jahr steigert. Der Hauptimportartikel Revals ist jetzt Baumwolle, in welchem Artikel sein Import nur von jenem Havres übertroffen wird; ausgeführt werden Getreide, Flachs, Felle, Borsten, Wolle und andere russische Rohprodukte.

Die alte Stadteinteilung Revals hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten: man teilt es in den Domberg, die obere Stadt, wo die Aristokratie wohnt und die kaiserlichen Behörden ihren Sitz haben, und in die Unterstadt, den Sitz des Handels und der Industrie. An letztere schließen sich, längs des Hafens sich hinziehend, die Vorstädte, meist von armem Volk bewohnt. Die Lage Revals ist entzückend. Begeisterte Verehrer desselben haben sie sogar mit der Lage Neapels verglichen. Im Sommer, wenn die ganze Bucht, an der die Stadt liegt, von hellem Sonnenglanz übergossen, die glänzende Wasserfläche mit blinkenden Segeln bedeckt ist und ein klarer, wolkenloser Himmel sich über der Landschaft wölbt, mag allerdings manches an das alte Parthenope erinnern, doch nur im Sommer, denn wenn die Zeit kommt, wo die Eisschollen im Hafen sich donnernd über einander türmen, ist Reval wieder eine völlig nordische Stadt geworden. Der herrlichen Bucht verdankt es Reval auch, daß es in ganz Rußland als Seebad berühmt ist und Tausende während der Sommer-

monate es besuchen, teils um im Meere zu baden, teils um die vielen hübschen Datschen in der Umgebung der Stadt zu beziehen.

Reval ist reich an Baudenkmälern aus alter Zeit, die durch ihre Schönheit und durch die Reinheit des Stils den Beschauer fesseln, so der hübsche schlanke Turm am Rathause, die 1329 erbaute Olaikirche, wohl die schönste der Ostseeprovinzen, deren 145 Meter hoher Turm der höchste in ganz Rußland ist, die Heiligengeistkirche, die älteste der Stadt, die Nikolauskirche, sämtlich gothische Bauten, und das mit vielen Wappen geschmückte Schwarzhäupterhaus, an dessen Façade wir wieder den uns schon von Riga her bekannten Mohrenkopf erblicken. Die Domkirche auf dem Domberg dagegen erweckt unser Interesse durch die vielen Grabdenkmäler berühmter Männer, die in ihr die letzte Ruhestätte gefunden haben, u. a. Graf Matias von Thurn († 1640), der schwedische General Karl Horn, der Schotte Admiral Grey († 1778), dessen Eingreifen in der Seeschlacht bei Tschesme in erster Reihe der Sieg über die Türken zu verdanken war, der Weltumsegler und Entdecker der Orlowsinseln Adam von Krusenstern, ein Abkömmling einer schwedischen Familie Esthlands, († 1846) und viele andere.

Mit Reval haben wir die Nordgrenze der Ostseeprovinzen erreicht; die Stadt ist der äußerste nördliche Vorposten der baltischen Deutschen. Ihr gegenüber, jenseits des Meerbusens, ist finnischer Boden, und in wenigen Stunden bringt uns die Eisenbahn an finnischen und russischen Dörfern vorbei nach Petersburg, aber weit über die Grenzen ihres engern Heimatlandes hinaus reichen der Einfluß, reichen die Wirkungen der Thätigkeit der baltischen Deutschen. Nach der Stellung der Ostseeprovinzen zum russischen Reiche, die sich während ihrer nun fast zweihundertjährigen Verbindung mit demselben herausgebildet hat, erscheinen uns dieselben heute so recht als das eigentliche Fenster nach Westen, welches Peter der Große in dem Gebäude des Reiches öffnen wollte, um der abendländischen Kultur Eingang zu verschaffen. Durch ihre rasch aufblühenden Handelszentren werden sie in der Folgezeit für Rußland ebenso wichtig werden, wie sie es früher durch den Überschuß an Intelligenz und Arbeitskraft waren, den sie alljährlich an die östlichen Gouvernements abgaben. Auch heute noch ist aber der russische Adel ein wichtiger Faktor im gesamten russischen Staatsleben. Wir finden seine Söhne in den einflußreichsten Stellen und mit den höchsten Würden bekleidet, am Ministertische ebensowohl wie an der Spitze der Armee. In letzterer besonders haben die baltischen Adelsgeschlechter wiederholt sich und Rußland mit Ruhm bedeckt. Wir nennen aus jüngster Zeit nur Totleben und Kaufmann, der eine der Verteidiger von Sewastopol und Sieger von Plewna, der andere der Eroberer riesiger, uns heute noch fast fremder Landstriche in Zentral-Asien — aber eine lange Reihe Namen ließe sich aus älterer Zeit anführen, an denen viele der glänzendsten Erinnerungen aus der russischen Kriegsgeschichte haften.

Viele baltische Familien, die im Staatsdienst ihr Leben außerhalb der engern Heimat verbrachten, sind vollständig in das Russentum aufgegangen, und es giebt nur wenig adelige Geschlechter in den Ostseeprovinzen, die nicht wenigstens eine russifizierte Seitenlinie in den östlichen Gouvernements aufzuweisen haben. Petersburg war schon seit seiner Gründung der Magnet, der die besten Kräfte der Ostseeprovinzen an sich zog. Als unter der Kaiserin Anna der Herzog Biron fast stets in Petersburg weilte, war der Adel Kurlands gezwungen, sich auch dort aufzuhalten. Der Hauptstrom der deutschen Einwanderung kam aber erst, nachdem die Russen sich in Livland festgesetzt hatten, denn fortan suchte nicht bloß der Adel in Rußland Carrière zu machen, sondern auch der Mittelstand, der Kaufmann und Handwerker zog nach Petersburg und bald auch nach anderen Städten Rußlands, um sich dort eine dauernde Existenz zu schaffen. Dazu kam im nordischen Kriege die Fortführung der Bevölkerung Dorpats in das Innere des Reiches, von wo viele in die alte Heimat nicht zurückkehrten, da sie an ihrem Verbannungsorte indessen lohnende Beschäftigung gefunden hatten. Peter der Große begünstigte die Einwanderer so sehr, daß bei seinem Tode deutsche Kaufleute und Handwerker fast in allen russischen Städten zu finden waren. Die Apotheker z. B. waren überall Deutsche oder Holländer, da ein Gesetz, das noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts Geltung behielt, den Angehörigen dieser beiden Völker das ausschließliche Recht zur Ausübung des Apothekergewerbes zusicherte.

Die baltische Einwanderung unterschied sich jedoch stets von der „aus dem Reich" kommenden. Die aus Deutschland kommenden Gelehrten, Kaufleute und Handwerker blieben bis an ihr Lebensende an dem Orte, der ihnen zur neuen Heimat geworden war, die baltischen Einwanderer aber, und besonders der baltische

Adel, pflegten früher oder später zur Stätte ihrer Geburt zurückzukehren. Die Rechte, welche der baltische Adel daheim genoß, waren ein festes Band, das ihn immer wieder in das engere Vaterland zurückzog. Einen wichtigen Einfluß auf die Einwanderung aus den Ostseeprovinzen übte die Gründung der Universität Dorpat aus. Bisher hatten die Ostseeprovinzen ihren Bedarf an wissenschaftlich gebildeten Männern überwiegend von deutschen Universitäten gedeckt. Massenhaft fand man damals in Riga, Reval, Dorpat und den anderen Städten neue deutsche Einwanderer als Pastoren und Lehrer, als Juristen und Ärzte thätig. Dies änderte sich nun. Die öffentlichen Ämter gingen nach und nach an Inländer über, und die Reihen der Ausländer, die keinen Zuzug mehr erhielten, lichteten sich. Jetzt haben sich die Ostseeprovinzen soweit emanzipiert, daß sie, das Lehrfach ausgenommen, keine Hilfe von auswärts brauchen; nur auf der Universität ist noch ein Drittel aller Professuren und an den Gymnasien noch ein Teil der Lehrer- und Oberlehrerstellen in den Händen ausländischer Gelehrten. Dagegen haben die Ostseeprovinzen schon eine so große Überproduktion an Juristen, Medizinern, Apothekern u. s. w. aufzuweisen, daß der Strom der Auswanderung nach Osten durch alle diese in den baltischen Provinzen keine Beschäftigung findenden Leute bedeutend verstärkt wird. Nicht nur in Petersburg, wo in den gelehrten Kreisen das Deutschtum bedeutend vorherrscht, sondern auf fast allen russischen Universitäten findet man Professoren, die ihre Studien auf der Universität Dorpat beendigt haben. Diese Gelehrtenkreise unterscheiden sich wesentlich von den anderen baltischen Auswanderern dadurch, daß sie sich von allem Verkehr mit anderen Nationalitäten abschließen, nur unter einander verkehren, ihre deutschen Sitten und Gewohnheiten beibehalten, zu Hause deutsch sprechen und ihre Kinder deutsch erziehen lassen. Viele senden ihre Kinder sogar nach den Ostseeprovinzen zurück, damit sie in der Heimat in deutscher Gesittung erzogen werden.

Wir schließen unsere Schilderung von Land und Leuten der Ostseeprovinzen, in der wir die Bedeutung derselben für Rußland darzustellen versucht, dessen reiche Kräfte des Volksgeistes, wie Jegor von Sievers sehr richtig sagt, „wie die Kräuter der Steppe, bevor der Frühlingsmorgen sie weckt, einen tiefen Schlaf schliefen", bevor der Einfluß der baltischen Deutschen sich geltend machte.

Mögen diese in gleichem Sinne auch fernerhin wirken!

Groß-Nowgorod und Pskow.

Der älteste Annalist Rußlands, der Mönch Nestor, der am Ende des 11. und am Anfang des 12. Jahrhunderts im Höhlenkloster bei Kijew lebte, berichtet uns, daß nach endlosen Streitigkeiten um die Oberherrschaft die Tschuden, Slaven, Kriwitschen und Wessen sich einigten, einen allen gemeinsamen Fürsten im Auslande zu suchen. „Und sie gingen über das Meer zu den Waräger-Russen." Die Waräger-Russen, welche Nestor ausdrücklich von den Schweden, Normannen, Angeln und Goten unterscheidet, waren ein skandinavisches Volk, mit dem die alte Stadt Nowgorod am Wolchow jedenfalls schon sehr früh in lebhaftem Handelsverkehr stand. Die zu den Warägern gesandten Boten, erzählt Nestor weiter, sprachen zu diesen: „Unser Land ist groß und

Der weiße Turm in Nowgorod.

hat an allem Überfluß, aber es herrscht keine Ordnung darin; kommt daher und herrschet über uns." Darauf zogen drei Brüder, Rurik, Sineus und Truwor, mit ihrem Gefolge über das Meer, um das ihnen angebotene Land in Besitz zu nehmen. Der älteste, Rurik, ließ sich in Nowgorod nieder, dessen slavischen Ursprung Nestor wiederholt scharf betont, wie er erzählt, daß Nowgorod nun eine warägische Niederlassung wurde; Sineus zog nach Bjelo Osero und Truwor nach Isborsk, als aber bald darauf die beiden jüngeren Brüder starben, wurde Rurik Alleinherrscher. Die von ihm gegründete Dynastie hat bis 1598 über Rußland geherrscht und dem Lande fünfzig Großfürsten gegeben.

Über den Namen Waräger-Russen ist viel gestritten worden. Man konnte sich lange Zeit über den Ursprung desselben nicht einigen. Im 16. Jahrhundert war die Ansicht allgemein verbreitet, daß Rurik und seine Brüder aus dem preußischen Littauen gekommen seien. Entsprechend dem Geschmack der damaligen Zeit, den Stammbaum eines Volkes bis zu einem berühmten Namen des Altertums zurückzuleiten, fand diese Ansicht um so mehr Beifall, als man die Littauer für Abkömmlinge der Römer hielt, weil man ihren Namen Latvini mit Latini, und den Ortsnamen Romowe mit Rom in Verbindung brachte. Erst seit dem Anfang dieses Jahrhunderts gewann auf Grund der Forschungen deutscher und skandinavischer Gelehrten die Ansicht die Oberhand, daß die Waräger-Russen, welche nach Nestor „jenseits des Meeres her" kamen, zu denen die Abgesandten der Slaven, Kriwitschen u. s. w. „über das Meer" gingen, an der schwedischen Küste zu suchen und daß sie Normänner seien. Diese zuerst von Schlözer aufgestellte Behauptung ist später durch die Forschungen von Kunik und Rafn ziemlich über allen Zweifel erhoben und durch die in den letzten Jahren von einem russischen Gelehrten versuchte andere Deutung des Namens Ruß durchaus nicht widerlegt worden. Die Hauptgründe für die skandinavische Abstammung der Russen, welche von den Slaven freiwillig zu ihren Herrschern gewählt wurden, sind folgende: der Name, den die Finnen den Schweden beilegten, war Roß, und heute noch besteht für den Küstenstrich Upland die Benennung Roßlagen (Volk der Ruderer). Daß die Slaven die Schweden unter dem Namen kennen lernten, den ihnen die Finnen gaben, ist durchaus nicht auffällig, wenn man bedenkt, daß die Slaven weit entfernt vom Meere wohnten, die Finnen jedoch als Küstenbewohner frühzeitig Gelegenheit hatten, die Schweden durch ihre Raubzüge kennen zu lernen. Eine Analogie bietet die russische Benennung Kitai für China: lange bevor sie mit China in direkte Berührung kamen, hatten die Russen dieses Land durch die Mongolen kennen gelernt und nannten es so, wie sie es von den Mongolen in deren Sprache nennen hörten. Wir wissen ferner, daß schwedische Waräger auf ihren Raubzügen bis ins Mittelmeer und bis Konstantinopel kamen, wo sie im 9. Jahrhundert der griechische Kaiser in seinen Sold nahm, und alte Runen, die in Schweden gefunden wurden, melden uns von dem Zug eines gewissen Ingvar, der nach Asien zog und dort den Tod fand — dieser Ingvar ist kein anderer als der russische Fürst Igor, der Sohn Ruriks, von dessen mißglücktem Zug gegen Konstantinopel uns Nestor berichtet. Eine Menge altrussischer Namen verratet außerdem skandinavischen Ursprung. Luitprand, Bischof von Cremona, der zweimal als Gesandter nach Konstantinopel kam, hatte Gelegenheit, dort Russen zu sehen, und er erklärt ganz bestimmt, daß das Volk, welches die Griechen Russen (*Pos*) nennen, dasselbe sei, welches man in Italien als Normannen kenne.

Nowgorod blieb nicht lange der Sitz der selbst gewählten Herrscher. Schon Ruriks Bruder Oleg verlegte (880) denselben, dem Drang nach Süden folgend, nach Kijew, und in Nowgorod blieb nur ein Statthalter des Fürsten (namjéstnjik) zurück. Die Stadt, die gleich von Anfang an eine Ausnahmestellung unter den russischen Städten einnahm, wußte diese bald in eine gewisse Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu verwandeln. Das Volk ordnete seine inneren Angelegenheiten selbst in den Volksversammlungen, die auf dem Wetscheplatz abgehalten wurden, wohin es die Wetscheglocke rief und wo der Bürgermeister (possadnjik), dem die gleich ihm vom Volke gewählten Richter (Bojaren) zur Seite standen, die Verhandlungen leitete. Gar oft hat während der Jahrhunderte langen Dauer der Nowgoroder Verfassung die Wetscheglocke das Volk zur Versammlung gerufen, aber nicht immer war ihr Klang die Aufforderung zu friedlicher Beratung, viel häufiger gab sie das Signal zu blutigen Straßenkämpfen, zu Bürgerkrieg und Empörung.

Jaroslaw I. (1019 bis 1054) gab den Nowgorodern ein geschriebenes Recht, die rußkaja prawda, das später für ganz Rußland Geltung erlangte. Bisher war noch die persönliche und Familienrache üblich gewesen, die sich mit den Satzungen des Christentums nicht vereinigen ließ. Das von Jaroslaw erlassene

Gesetz bestimmte nun: den Tod eines Mannes räche der Bruder, Sohn, Vater, die Vettern oder die Neffen, sei aber keiner dieser Verwandten am Leben, also kein Rächer vorhanden, so habe der Mörder 40 Griwen zu zahlen; für Schlagen mit einem Stock, einer Stange oder dem Schwert, für das Abhauen der Hände, das Ausreißen des Bartes, für das Zücken des Schwertes, für das Wegtreiben eines Rindes oder Pferdes wurden Geldstrafen festgesetzt; läugnete der Angeklagte, so sollten 12 dazu gewählte Männer den Fall untersuchen. Durch diese Bestimmungen wurden die zahllosen Todschläge, welche bisher aus der Selbsthilfe entsprungen waren, eingeschränkt.

Von Jaroslaw I. erhielt Nowgorod zum Lohn für treue Dienste Freibriefe, welche die Grundlage seiner spätern freien Verfassung wurden. Diese Freibriefe sind nicht mehr vorhanden und über ihren Inhalt sind keine genauen Angaben auf uns gekommen. Wahrscheinlich verlieh Jaroslaw der Stadt das Recht, gleich Kijew nur von dem Großfürsten abzuhängen (was man in Deutschland „reichsunmittelbar" nannte), in der Volksversammlung seine inneren Angelegenheiten selbst zu entscheiden und dem Fürsten nur eine bestimmte Abgabe zu zahlen. Nowgorod war die Wiege der russischen Herrschaft und beanspruchte daher, auch nachdem es nicht mehr Residenzstadt war, einen Vorrang vor den anderen russischen Städten, woraus sich allmählich ein Bewußtsein von Selbständigkeit entwickelte, das sich bald in dem Auftreten den Fürsten gegenüber zeigte. Nowgorod erkannte vier Jahrhunderte lang nur jenen Fürsten die Herrschaft über die Stadt zu, welche den Freibrief Jaroslaws beschworen. Durch ihre günstige Lage an der Handelsstraße von Skandinavien nach Griechenland und in der Nähe des Meeres reich geworden, konnte die Stadt ein Söldnerheer unterhalten, das bei den Kriegen der Teilfürsten unter einander oft eine wichtige Rolle spielte, aber auch Nowgorod große Gebiete im Norden des heutigen Rußland unterwarf.

Am Anfang des XII. Jahrhunderts traten die Nowgoroder in Verkehr mit der deutschen Hanse, mit der sie zuerst auf Wisby in Berührung kamen, und gestatteten auch deutschen Kaufleuten die Niederlassung in ihrer Stadt. So entstand der sogenannte Deutsche Hof in Nowgorod, neben welchem jedoch auch andere seefahrende Nationen, z. B. die Schweden, ihre Faktoreien besaßen.

Das war die Blütezeit Nowgorods. Es soll damals 400 000 Einwohner gezählt haben und gebot über ein gewaltiges Heer, welches schon manchem Feind, Schweden, Schwertrittern, Mongolen, Permiern, Sirjänen mit Erfolg entgegengetreten war. Die Besitzungen der Stadt erstreckten sich bis zum Ural; ihr gehorchte das Sawolotschje genannte Gebiet im jetzigen Gouvernement Archangelsk, das Petschoragebiet, Perm, Wjatka und Jugra, und auch eine Menge Städte war Nowgorod untertan: Ladoga, Orjeschek, Rusa, Koporje, Torschok, Wischny-Wolotschok, Wologda und Ustjug. Damals entstand das Sprichwort: Kto protjiw Boga i welikawo Nowgoroda? (Wer vermag etwas gegen Gott und Groß-Nowgorod?) Pochend auf ihre Macht, waren die Nowgoroder auch den Großfürsten gegenüber immer kühner geworden und verlangten von jedem Großfürsten, ehe sie sein Schutzherrnrecht anerkannten, zunächst einen Eid, daß er alle ihre Freiheiten und Privilegien achten wolle, und drohten sofort, sich Littauen anzuschließen, wenn versucht würde, ihrem Verlangen nicht zu willfahren. Von allen Seiten von Feinden bedrängt, vermieden die Vasallen der Horde gewordenen Nachfolger Johann Kalitas sorgfältig einen Bruch mit dem mächtigen Freistaat und bestätigten immer wieder, was ihnen in Zeiten der Bedrängnis abgezwungen worden war. Der Großfürst war den Nowgorodern gegenüber faktisch ohnmächtig, und doch strebte jeder russische Fürst danach, die Schutzoberhoheit über Nowgorod zu erhalten, da er durch dasselbe ein bedeutendes Übergewicht über die Teilfürsten erlangte — wenn er es verstand, mit der Nowgoroder Volksversammlung einen freundschaftlichen Verkehr zu erhalten. Es bleibt aber immerhin fraglich, ob diese zweifelhafte Oberhoheit die vielen Streitigkeiten wert war, in welche die Großfürsten dadurch verwickelt wurden, und ob ihre Macht durch das Verhältnis zu Nowgorod nicht eher geschwächt als gestärkt wurde.

Ein solches Verhältnis konnte aber nur so lange Bestand haben, als die Großfürsten alle Kraft zur Abwehr äußerer Feinde aufwenden mußten; es wurde unhaltbar nach dem Erstarken des Moskauer Fürstentums.

In die Zeit, in welcher in Rußland die Teilfürstentümer nach und nach zu verschwinden begannen, fällt auch der Sturz Nowgorods. Auf dem Großfürstenstuhl zu Moskau saß Iwan III., der bereits mit kluger Berechnung den Kampf gegen die Horde vorbereitete. Wie er, sich zum Widerstande noch nicht stark genug fühlend, in den ersten Jahren seiner Regierung anstandslos dem Chan den üblichen Tribut zahlte, so hatte er

Johanneskirche in Nowgorod.

auch alle sogenannten Privilegien und Rechte der Nowgoroder ohne Widerstreben bestätigt, war aber entschlossen, ein solches Auftreten, wie die Nowgoroder es sich seinen Vorgängern gegenüber erlaubt hatten, nicht zu dulden. Als die trotzigen Bürger sich wieder verschiedene Willkürlichkeiten erlaubten, ermahnte er sie ernst zum Gehorsam und zur Achtung seiner Person. In Nowgorod spielte sich darauf die schon so oft wiederholte Scene ab: die Volksversammlung drohte, wenn der Großfürst nicht nachgebe, sich Littauen anzuschließen, und aufgehetzt durch die ehrgeizige Marfa Borezka, die Witwe des frühern Bürgermeisters, erklärte die Stadt, da Iwan nicht nachgab, Kasimir von Littauen zu ihrem Schutzherrn. Ehe jedoch die Boten, welche Kasimir das Schreiben überbringen sollten, die Grenzen des Nowgoroder Gebietes überschritten hatten, rückte bereits ein großes russisches Heer unter Anführung des Großfürsten in die rebellische Provinz ein und die Schlacht bei Schelon, in der die Nowgoroder trotz sechsfacher Überlegenheit mit einem Verlust von 12000 Mann geschlagen wurden, entschied rasch den Streit. Unter den 1700 Gefangenen befanden sich die beiden Posadnjiks Kasimir und Dimitri Borezky, die Söhne der Marfa. Sie und einige andere Rädelsführer wurden geköpft, einige ins Gefängnis geworfen, den Rest der Gefangenen sandte der Großfürst nach Nowgorod zurück, so zeigend, daß er Strenge mit Gerechtigkeit zu vereinen wisse. Das Volk von Nowgorod aber rüstete sich, von Marfas Anhängern aufgeregt, zu verzweifelter Gegenwehr. Die Vorstädte wurden niedergebrannt, Tag und Nacht an der Errichtung neuer Schanzen gearbeitet. Doch die Freunde, die der Großfürst sich bereits durch sein kluges Auftreten in der Stadt erworben hatte, blieben auch nicht müssig. In einer Nacht vernagelten sie 55 Kanonen, und als die Nachricht von dem Schicksal der gefangenen Anführer in die Stadt gelangte, vermochten die Anhänger Marfas die großfürstliche Partei nicht länger niederzuhalten. Die Unterwerfung wurde beschlossen, und der Erzbischof Theophil übernahm die Vermittlung zwischen dem gekränkten Fürsten und der Stadt. Iwan, stets vorsichtig, ließ Milde walten. Er verzieh den Nowgorodern, aber die Stadt mußte in kurzen Raten 3200 Pfund Silber zahlen, alle Landstriche, auf welche der Großfürst einen Anspruch geltend machte, herausgeben, sich zur pünktlichen Zahlung der Abgaben verpflichten und versprechen, keine Verbindungen mit Polen und Littauen zu unterhalten. Alles dies hätte Nowgorod verschmerzen können, aber die auf seine Verfassung sich beziehenden Bestimmungen des Vertrages brachen seine Kraft. Die Volksversammlungen wurden abgeschafft, bei Streitigkeiten zwischen dem Statthalter des Großfürsten und dem Possadnjik sollten die Nowgoroder den Großfürsten als obersten Richter anerkennen, keine Verordnung ohne großfürstliche Bestätigung erlassen u. s. w. Kurz gesagt: die Freiheit Nowgorods war vernichtet.

Als bald darauf wieder Streitigkeiten in der Bürgerschaft zu schlichten waren, kam der Großfürst auf Einladung eines Teiles derselben nach Nowgorod und hielt Gericht über die Ruhestörer. Durch die unparteiische Gerechtigkeitspflege gewann er sich die Herzen Vieler, und die Partei seiner Anhänger wuchs von Tag zu Tag. Wie man früher den Großfürsten geschmäht, so suchte man jetzt durch die demütigsten Schmeicheleien sich seine Gunst zu erwerben, und zwei Gesandte, welche die Stadt an seinen Hof gesandt, gebrauchten — ob aus eigenem Antrieb oder in Folge von Bestechung, ist nicht bekannt — in ihrer Ansprache anstatt des bisher gebräuchlichen Titels Gospodjin (Herr) den Titel Gosudar (Herrscher). Die Gelegenheit, sein Recht auf Nowgorod gegen jeden Zweifel sicher zu stellen, auf die Iwan so lange gewartet hatte, war da. Er ließ sofort in Nowgorod anfragen, inwiefern die Stadt ihn als Herrscher anerkenne. Nowgorod geriet in furchtbare Aufregung. Die Partei der Marfa Borezka gewann wieder die Oberhand, die Sturmglocken wurden geläutet, das Volk durchzog bewaffnet die Stadt und erschlug mehrere Männer, die es des Verrats der Vaterstadt für schuldig hielt. An den großfürstlichen Gesandten vergriff man sich aber nicht und entließ sie mit dem Bescheid, daß Nowgorod den Großfürsten niemals Herrscher, wohl aber Herr nennen werde, jedoch den mit ihm geschlossenen Vertrag ehrlich halten wolle. Der Großfürst begann darauf sofort gegen Nowgorod zu rüsten, und schon wenige Wochen später rückte er mit seinem begeistert zu den Fahnen eilenden Aufgebot ins Feld, trotzdem der Beginn des Winters militärische Operationen im Norden sehr erschwerte. Den Nowgorodern sank angesichts der großen Rüstungen der Mut. Sie sandten den Erzbischof und einige angesehene Männer dem Großfürsten entgegen, aber die Zeit der Nachsicht und Milde war nun vorbei: Iwan verlangte unbedingte Unterwerfung, Verzicht auf alle Rechte und Privilegien, denn er wolle in Nowgorod ebenso unumschränkt herrschen wie in Moskau. Nochmals flammte auf diese Antwort das Feuer der Begeisterung in Nowgorod auf, und

Denkmal des 1000jährigen Bestehens des russischen Reiches.

wie in den schönsten Tagen seiner Geschichte rüstete sich das Volk zu mannhaftem Widerstand. Der Großfürst hatte jedoch schon zu viele Anhänger in der Stadt, die dafür sorgten, daß die Begeisterung sich abschwächte und wiederum Verzagtheit sich aller Herzen bemächtigte. Nowgorod unterwarf sich bedingungslos, und am

Polnischer Jude.

15. Januar 1478 huldigten die Großen und das ganze Volk Iwan als unumschränkten Herrn und Gebieter. Marfa Borezka und sechs Vornehme, deren unversöhnlicher Haß gegen Moskau bekannt war, wurden gefangen nach Moskau abgeführt; sonst wurde Niemand bestraft. Die alte Verfassung Nowgorods aber war zu Grabe getragen.

Das Schlimmste stand jedoch Nowgorod noch bevor. Es kamen die Tage Iwan des Schrecklichen. Der Zar, müde der Abschlachtung einzelner Unterthanen, begann von 1569 an die Bevölkerungen ganzer Städte seine schwere Hand fühlen zu lassen, und auch Nowgorod ereilte sein Strafgericht. Den äußern Anlaß zu der längst beschlossenen Brandschatzung der immer noch reichen Stadt bot die erlogene Anzeige eines verkommenen Subjektes. Ein Landstreicher aus Wolhynien, der in Nowgorod abgestraft worden, schwur der Stadt blutige Rache. Er schrieb einen Brief an den König von Polen, in welchem diesem die Unterwerfung Nowgorods angeboten wurde, setzte die gefälschten Unterschriften des Erzbischofs und einiger angesehenen Bürger darunter, versteckte den Brief hinter dem Altar der Sophienkirche und eilte dann nach Moskau, dem Zaren anzuzeigen, daß man in Nowgorod sich mit verräterischen Absichten trage. Der Brief wurde an der Stelle gefunden, die der Elende bezeichnete, und Nowgorods Untergang war von diesem Augenblick an beschlossen. Am 8. Januar 1570 zog Iwan mit seiner Mörderbande in Nowgorod ein. Die Scenen, die nun folgten, zu schildern, sträubt sich die Feder. Fünf Wochen dauerte das Morden, und dann begann eine allgemeine Plünderung. Ein Pskowischer Chronist behauptet, daß damals 60 000 Menschen umgekommen seien, und die geringsten Angaben schwanken zwischen 12 000 und 15 000.

Unter Martern aller Art wurden die Einwohner hingerichtet. Man warf schließlich Männer, Frauen und Kinder gefesselt in den Fluß, auf welchem Kriegsleute in Kähnen herumfuhren und mit Fischerhaken jene niederstießen, die nicht gleich untersanken. Nachdem die an Wahnsinn grenzende Wut des Zaren sich gelegt, ließ er aus jeder Gasse einen der noch am Leben gebliebenen Nowgoroder vor sich kommen und sprach zu ihnen: „Ihr Männer von Nowgorod, alle bis jetzt noch Lebende! Betet zum Herrn für unsere gottesfürchtige Zarschaft und für die christliche Kriegerschaft, auf daß wir alle unsere Feinde, sichtbare und unsichtbare, besiegen!" Unermeßliche Beute wurde nach Moskau gesandt.

Von diesem Blutgericht erholte sich Nowgorod nicht wieder. Ein nochmaliger Versuch, von Rußland abzufallen, den es zur Zeit der Zwischenherrschaft wagte, blieb ohne Erfolg, und durch die Gründung von Petersburg verlor Nowgorod den letzten Rest von Bedeutung als Handelsstadt. Große Feuersbrünste, von denen es wiederholt heimgesucht wurde, beschleunigten seinen Ruin.

Das heutige Nowgorod zählt nur 15 000 Einwohner — ein unscheinbarer Überrest der Handelsstadt, von deren Größe und Volkreichtum die Chronisten nicht genug zu erzählen wissen. Wie groß die Stadt einst gewesen, kann man noch danach beurteilen, daß Klöster, welche jetzt etwa eine Meile von der Stadt entfernt liegen, sich einst innerhalb der Stadtmauern befanden. Die Stadt liegt an beiden Ufern des Wolchow, auf dem östlichen Ufer die sogenannte „Handels-Seite" (torgówaja storoná), auf dem westlichen die „Sophien-Seite" (Sofijskaja storoná), welche durch eine von 12 Granitpfeilern getragene Brücke verbunden sind (siehe Seite 205). Auf der Sophien-Seite befindet sich der Kreml (Djetjinetz genannt), zu dem von der Wolchow-Brücke eine steile Straße emporführt. Noch stehen die alten Mauern dieser Burg, welche in den Jahren 1302 und 1409 errichtet wurden. Auf dem großen Kremlplatz fanden zur Zeit der freien Verfassung Nowgorods die Volksversammlungen (Wetsche) statt. Jetzt erhebt sich in der Mitte des Platzes das von Mikeschkin entworfene Denkmal Ruriks, bekannter als Denkmal des tausendjährigen Bestehens des russischen Reiches (siehe Seite 236). Es wurde 1862 bei der Feier des letztern enthüllt. Eine Erdkugel, auf der sich ein riesiges Kreuz erhebt, ruht auf dem mit Reliefs geschmückten Sockel, um welchen die verschiedenen Perioden der russischen Geschichte durch charakteristische Persönlichkeiten (Rurik, Wladjimir, Peter I. u. s. w.) dargestellt sind. Dem Denkmal gegenüber liegt das geistliche Konsistorium (duchównaja konsistória) und hinter diesem der Palast des Erzbischofs. Schon in der alten Zeit wohnte im Kreml der Metropolit von Nowgorod, der Wladyka, wie ihn das Volk nannte. Nahe dem erzbischöflichen Palast erhebt sich die Sophien-Kathedrale, die Kirche der Patronin der Stadt, der heiligen Sophie.

Die Sophien-Kathedrale ist eines der ältesten Baudenkmäler Nowgorods. Schon im 10. Jahrhundert stand an ihrer Stelle eine hölzerne Kirche, welche unter Jaroslaw I. in den Jahren 1044 bis 1051 durch einen

großartigen Steinbau ersetzt wurde. Die Sophienkirche in Konstantinopel hat dem Baumeister als Vorbild gedient und griechisches Geld ermöglichte den Bau: jene Summe, mit welcher Konstantinopel den Abzug der vor seinen Mauern erschienenen Russen erkaufte. In den sieben Jahrhunderten, die seit ihrer Erbauung über die ehrwürdige Kathedrale dahingezogen, sind an dieser nach zwei großen Bränden viele Um- und Anbauten vorgenommen worden, die ihr Äußeres wesentlich veränderten. Den Haupteingang an der Westseite zieren die berühmten Korsunschen Bronzepforten, die aus mit Bronze überzogenem Eichenholz verfertigt sind, welches in mehreren Feldern eine Menge sowohl biblischer als mythologischer Darstellungen und Porträts von Heiligen und Bischöfen enthält, neben denen römische und slavische Inschriften angebracht sind. Die Herkunft dieser Pforten ist in Dunkel gehüllt. Es heißt, Wladjimir der Große habe sie 998 aus Cherson (Korsun) heimgebracht; andere nehmen sie für Deutschland in Anspruch und erklären sie für ein Werk des Meisters Rufin von Magdeburg, welches durch Boleslaw II. nach Polen und von dort als Kriegsbeute nach Nowgorod kam; wieder andere endlich halten sie für ein Geschenk, welches die Hanseaten den Nowgorodern verehrten. Tritt man durch diese Pforten in die Kirche ein, so ist der Eindruck, den man empfängt, im ersten Augenblick kein günstiger. Das Auge muß sich erst an das in der Kirche herrschende Halbdunkel gewöhnen, welches den ganzen Raum düster und unfreundlich erscheinen läßt. Die Mittelkuppel läßt nur wenig Licht eindringen, das nur den Raum unter ihr, der von den breiten, die Kuppel tragenden Pfeilern eingeschlossen wird, erhellt. Porträts von Bischöfen und Fürsten, al fresco gemalt, bedecken die Pfeiler, deren einige auch vollständig vergoldet sind. Die Wände zieren auf Goldgrund gemalte Gemälde. Der Altar, ein Geschenk des Kaisers Paul, ist von Silber, und an ihm sind Scenen aus der Leidensgeschichte Christi und der Apostel in Basrelief dargestellt. Ein Mosaikbild von kolossalen Dimensionen, das über dem Hauptaltar angebracht ist (gefärbtes Glas auf Goldgrund), eine alte russisch-byzantinische Arbeit, soll aus der Zeit Jaroslaw I. stammen. In der Mitte der Kirche steht das Lesepult des Erzbischofs, über welchem drei kostbare Lampen hängen, die mittlere laut einer an ihr angebrachten Inschrift zur Zeit Boris Godunoffs verfertigt. Den kaiserlichen Pforten im Ikonostás gegenüber stehen der Thron des Zaren und der Thron des Erzbischofs, reich vergoldet, mit Schnitzwerk und Malerei verziert. Sie stammen noch aus der Zeit des Metropoliten Pimen und Iwan des Schrecklichen (1579). An der Westseite der Kathedrale befindet sich eine durch große Bögen von dem eigentlichen Kirchenraum getrennte Vorhalle, deren Wände mit Gemälden bedeckt sind, die Korsunsche Vorhalle genannt, weil dort früher das wunderthätige Bild der Mutter Gottes von Cherson aufgestellt war, „welches weinte, wenn Nowgorod gekränkt wurde". Ein Seitenstück zu den Korsunschen Pforten, doch nicht so wertvoll und auch nicht so alt wie diese, sind die sogenannten schwedischen Thüren, durch welche man in die Geburtskapelle gelangt. Sie stammen aus der schwedischen Stadt Sigtuna, von wo sie 1156 während eines Krieges entführt wurden. Wertvolle Altertümer birgt auch noch die Schatzkammer der Kathedrale.

Außer der Sophien-Kathedrale enthält der Kreml noch zwei Kirchen: die Kirche des heiligen Johannes (siehe Seite 233), eines Nowgoroder Erzbischofs, und die Erlöserkirche. In drei konzentrischen Bögen umschließen ihn die alten Festungsmauern, der Graben vor denselben und ein Kanal, der sein Wasser aus dem Wolchow erhält und es an der Nordseite des Kremls wieder in denselben ergießt. Jenseits des Kanals zieht sich rings um den Kreml ein weiter Platz, der zum Teil mit hübschen Anlagen, dem Stadtgarten, bedeckt ist. In den Anlagen zeigt man noch neben dem Schloßgraben die Stelle, wo einst das Haus jener Marfa Borezka stand, deren Intriguen und Hetzereien gegen Rußland der Stadt so verhängnisvoll geworden sind. Ein kleiner Pavillon erhebt sich jetzt dort, wo vor 300 Jahren die Anhänger der alten freien Verfassung bei der reichen Patrizierwitwe sich zu versammeln pflegten.

Wenn wir den Kreml durch das sogenannte Preußische Thor verlassen, erblicken wir in der Mitte des vor uns liegenden Platzes ein großes Denkmal, welches zur Erinnerung an die glückliche Abwehr der französischen Invasion von 1812 errichtet wurde.

Beim Stadtpark beginnt die Hauptstraße der Sophien-Seite, welche den ganzen Stadtteil durchschneidet, die große Petersburger Straße (bolschája Peterburgskaja). Am Eingang derselben liegt rechter Hand an der Ecke der Sadowaja das kaiserliche Palais. Die Straße führt bis zum alten Stadtwall, der wiederum, gleich dem Kreml, von einem Graben und einem Kanal umschlossen ist. Der größere Teil der alten Stadtbefestigungen

ist nun abgetragen, und was noch vorhanden, ist kaum der Beachtung wert. Nur ein alter Turm, der sogenannte Weiße Turm (siehe Seite 229) gegenüber der Südvorstadt verdient einen Besuch.

Die auf dem andern Ufer des Wolchow gelegene Handels-Seite wird durch einen Graben und Kanal in zwei Teile geteilt. In dem südlichen Teil befindet sich die zweite Hauptkirche der Stadt, die Snamensky-Kathedrale (siehe Seite 213).

Unter den vielen Kirchen Nowgorods nimmt die Snamensky-Kathedrale eine hervorragende Stelle ein. Der jetzige Bau stammt aus dem Jahre 1688; er wurde an Stelle der 1335 zur Erinnerung an ein durch das Muttergottesbild vollbrachtes Wunder erbauten alten Kirche errichtet, die sechs Jahre vorher wegen Baufälligkeit abgetragen werden mußte. Das wunderthätige Muttergottesbild ist auch heute noch der größte Schatz der Kirche. Die heilige Maria ist betend dargestellt, mit gefalteten Händen, während das an ihrer Brust ruhende Christuskind in der Linken eine Papierrolle hält und die Rechte segnend erhebt. Unter dem linken Auge der Maria sieht man ein Loch, welches eine Kugel verursacht haben soll, die das Bild traf, als es während der Belagerung durch das Heer des Fürsten von Susdal auf die Stadtmauer getragen wurde. Die Belagerung der Stadt ist unter den beiden Figuren abgebildet. So alt, wie es der Überlieferung nach sein soll, ist aber das wunderthätige Bild nicht; es ist kaum früher als im 16. Jahrhundert gemalt worden.

In der Hauptstraße der Handelsseite von Nowgorod, der Bolschája Iljinskaja, in der sich die Snamensky-Kathedrale befindet, steht ein zweites Haus der Marfa Borezka. Außerdem treffen wir dort viele neue stattliche Gebäude, die Post, die Telegraphenstation, das Polizeigebäude u. s. w. Die Iljinskaja, welche prospektartig den Stadtteil durchschneidet, entlang schreitend, kommen wir wieder zur Wolchow-Brücke. Den Platz vor der Brücke schließen heute große Gebäude ein: das Rathaus, in welchem sich ein Altertümer-Museum befindet, die Metropolitan-Kirche, der sogenannte Wetsche-Turm und der gostjinny dwor. Als Nowgorod noch freie Handelsstadt war, befanden sich hier die Höfe der fremden Kaufleute, der Deutsche und der Pleskauer Hof, und in der angrenzenden, sogenannten slavischen Pjatjina konzentrierte sich der ganze Handelsverkehr der Stadt. Auf dem Platz vor der Brücke stand auch ein hoher Turm, in welchem die Wetsche-Glocke hing, welche die Bürger zu den Versammlungen rief. Der Platz hieß damals Jaroslaws Hof, weil im 11. Jahrhundert auf demselben eine Burg des Fürsten Jaroslaw gestanden.

Von der Brücke, die unter Kaiser Alexander II. erbaut wurde, genießt man eine schöne Aussicht auf die malerisch an beiden Ufern des Wolchow gelegene Stadt und auf den 40 Werst langen Ilmen-See. Eine Menge wasserreicher Flüsse und Bäche ergießt sich in diesen See: von Süden kommt der Lowat, von Südwest der Schelon, an dessen Ufern die Nowgoroder einst die schwere Niederlage erlitten, von Nordost die Msta, gleich dieser von den Waldaibergen her der Polomet, und häufig bewirken die Gebirgswasser ein Austreten des Sees aus seinen Ufern. Das Wasser des Ilmen-Sees ist immer trüb, geschwängert mit den Bodenbestandteilen, welche die Gebirgsbäche ihm zuführen, und deshalb hieß sein Abfluß, der Wolchow, früher „der Trübe" (mutny). Dampfschiffe befahren heute den Ilmen-See, den Wolchow und Lowat, und längs der Westufer des Sees führt die Eisenbahn hin.

Als Nowgorod noch Freistaat war, befanden sich der Stadt gegenüber am andern Ufer des Sees bei Staraja Russa große Salinen, welche Nowgorod gehörten. Mit der Oberhoheit Nowgorods über seine Umgebung fand auch die Ausnutzung der Salinen ein Ende, da die Stadt Staraja Russa von Iwan dem Schrecklichen zerstört wurde, und erst im vorigen Jahrhundert begann man die Salzquellen wieder auszubeuten. Die jährliche Ausbeute beträgt jetzt zwar nur 2400 Tonnen, aber Staraja Russa ist doch eine in raschem Aufblühen begriffene Stadt, dank seinen Soolbädern, die in ganz Rußland berühmt sind und die Wirkung von Franzensbad und Kreuznach vereinigen sollen. Das Wasser der ältern, der sogenannten Direktionsquelle, hat 9 bis 10° R., ist geruchlos und besitzt bei völliger Klarheit einen bittersalzigen Geschmack; das der neueren Murawjeffschen Quelle, welche als Fontäne in einer riesigen Steinvase aufsteigt, erreicht 10,8° R., riecht dagegen nach Schwefelwasserstoff. Die Bäder von Staraja Russa werden erst seit den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts benutzt und Wannenbäder sind erst seit 1837 eingerichtet. Der Überschuß des Wassers der Murawjeffschen Quelle sammelt sich in einem großen Bassin, das rings mit Kolonnaden umgeben ist und mit kleinen Kähnen befahren werden kann; die Direktionsquelle fließt in einen See ab, der sich hinter den Badegebäuden

befindet. Außer den Soolbädern giebt es in Staraja Russa noch Fichtennadel- und Dampfbäder. Die Preise der Bäder sind nicht hoch: ein Soolbad kostet 40 Kopeken, ein Dampfbad 50, ein Moorbad 70, ein kaltes Bad 10 Kopeken. Anfangs befanden sich die Bäder in Staatsregie, vor etwa fünfzehn Jahren aber wurden sie einem dortigen Arzte übergeben, der jetzt von der Regierung eine jährliche Subvention von 12000 Rubel Silber erhält. Die Regierung hatte vorher die Stadt aufgefordert, die Bäder zu übernehmen, diese jedoch lehnte das Anerbieten ab, was die Stadtväter, nachdem das Bad einen so bedeutenden Aufschwung gewonnen hat, zu spät bedauert haben. Die Badegebäude sind noch fast sämtlich von Holz, ebenso wie die Badewannen; in jeder Stube befindet sich ein Ofen, um bei jeder Witterung eine angenehme Temperatur im Baderaum erzeugen zu können, aber alle Badeeinrichtungen lassen noch viel zu wünschen übrig. Man hört klagen, daß jetzt so gut wie gar nichts für das Bad geschehe, trotzdem die Preise höher sind als früher. Die Badeanstalt liegt in völlig öder, kahler Gegend, ein Garten beim Hause ist eine Seltenheit, und das einzige freundliche Plätzchen in der Nähe ist der Park, wo übrigens, wenn der hier sich schon sehr fühlbar machende Nordwind weht, der Aufenthalt auch kein angenehmer ist. Im Park veranstaltet die aus 20 Musikern bestehende Badekapelle Konzerte, und im Kurhaus finden zweimal wöchentlich Tanzunterhaltungen statt. Auch ein Theater besitzt das Bad, in welchem eine Wandertruppe Vorstellungen giebt.

Die Stadt Staraja Russa zählt etwa 15000 Einwohner. Der Sage nach gründete sie Ruß, ein Urenkel Japhets und Bruder des Fürsten Slowen, der die Stadt Slowensk gegründet haben soll, und die bei Staraja Russa in den Ilmen-See sich ergießenden Flüsse Porussja und Polista sollen ihren Namen von der Gemahlin und der Tochter des Ruß erhalten haben. Steinbauten sind in Staraja Russa selten, die Straßen aber regelmäßig angelegt und gepflastert, und fast bei jedem Hause befindet sich, was man in dem Badeorte so sehr vermißt, ein Garten. Von Denkmälern der Vorzeit ist wenig vorhanden. Unter den 19 Kirchen und Klöstern ist das 1196 gegründete Spaßky-Kloster das älteste, die Auferstehungskirche die schönste unter den Kirchen.

Nordwestlich von der Stadt liegen an der Polista die Salinen. Die jetzt vorhandenen 19 Gradierwerke wurden 1771 unter Katarina II. angelegt. Das hier gewonnene Salz ist unrein und enthält viel Gyps, wohl der Hauptgrund, weshalb die Salinen nicht in Flor kommen wollen. Unter den Dämpfen, welche die Gradierwerke entwickeln, hat man in der Stadt sehr zu leiden. Die Luft ist mit denselben so geschwängert, daß das Atmen erschwert wird. Eine andere Schattenseite der Stadt ist der Wassermangel. Da das Flußwasser übelriechend und untrinkbar ist, hat man Trinkwasser aus einer Entfernung von 2 Werst nach Staraja Russa leiten müssen. Außerdem bringen Bauern Trinkwasser zum Verkauf nach der Stadt.

Die einförmige, wenig anziehende Landschaft, die man bei Staraja Russa vor sich hat, ändert sich erst, wenn man sich den Waldai-Höhen nähert, jenen östlich vom Ilmen-See sich hinziehenden niedrigen Hügelreihen, welche die Wasserscheide zwischen dem baltischen und dem Wolgagebiet bilden. Von den Waldai-Höhen, die man jetzt bequem mit der Eisenbahn über Nowgorod und Wolchow erreichen kann, kommt die Wolga, und auf ihnen entspringt auch ein großer Teil der Flüsse, welche sich in den Ilmen- und Ladoga-See ergießen. Große Urwälder sind dort noch vorhanden, in denen Bären und Wölfe hausen und in denen nur selten die Art des Holzfällers erklingt, welche neuen Ansiedlern den Weg bahnt. Nur ein unbedeutender Teil des Waldes ist bisher ausgerodet und in Acker- und Wiesenland verwandelt worden. Meilenweit erstrecken sich dort noch die Moräste, und große Strecken fährt man auf Knüppeldämmen, die über den sumpfigen Boden gelegt sind. Unermeßlich ist der Wasserreichtum, den diese Wälder, ein wahres Riesenreservoir, enthalten. Überall vernimmt man das Rauschen der thalabwärts eilenden Quellen oder sieht große Seeen durch das Laub der Bäume schimmern. Stundenlang kann man durch die Wildnis wandern, ohne einem Menschen zu begegnen, und erblickt man endlich einen, dann kann man auch sicher sein, daß ein Dorf oder wenigstens ein Meiler in der Nähe ist. In die dichtverwachsenen innersten Partieen der Waldai-Höhen, die völlig den amerikanischen Urwäldern gleichen, ist wohl sehr selten eines Menschen Fuß gedrungen. Dort sind die vierfüßigen und die befiederten Bewohner des Waldes noch ungestörte Alleinherrscher. Raben und Krähen schweben kreischend über den Baumwipfeln, bei Nacht mischt sich mit dem einförmigen Ruf der Eule das Heulen der Wölfe, von fern her vielleicht der Pfiff der Lokomotive, und krachend stürzt dann und wann einer der morsch gewordenen Baumriesen zusammen.

Waldai-Berge nennt man eigentlich nur die Höhen in der nächsten Umgebung der Stadt Waldai, deren höchster Gipfel die Popowa Gora (soviel wie: Pfaffenberg) ist. Die gesamten Hügelreihen, die sich auf der Alaunischen Hochebene erheben, faßt man unter dem Namen Wolchonsky-Wald zusammen.

Die Stadt Waldai, der Sitz der Behörden des gleichnamigen Kreises im Gouvernement Nowgorod, liegt am Ufer des freundlichen, mit einer Menge waldiger Inseln übersäeten Waldai-Sees. Auf einer der Inseln befindet sich ein berühmter Wallfahrtsort, das Iwersky-Kloster, 1652 vom Patriarchen Nikon erbaut. Die Stadt Waldai zählt nur etwa 3000 Einwohner, aber es ist ein rühriges Völkchen, das hier mitten in den Bergen wohnt. Die Kringel (baranki) von Waldai sind berühmt, noch mehr aber die Wagenglöckchen, die hier verfertigt werden und in ganz Rußland Käufer finden.

Die Waldai-Höhen bilden nach Osten die Grenze des Gouvernements Nowgorod; Waldungen und Moräste, durch welche die Landstraße von Wilna nach St. Petersburg, ein großartiger Straßenbau, dahinführt, schließen es auf der Westseite ein. Dort beginnt das Gebiet einer Stadt, welche einst sich einer ähnlichen Verfassung wie Nowgorod erfreute, die es zu gleicher Zeit wie jenes, wenn auch unter weniger entsetzlichen Umständen, verlor: Pskow, deutsch Pleskau genannt.

Der Sage nach von der Gemahlin Igors, der Großfürstin Olga, 975 gegründet, wurde Pskow bald eine bedeutende Handelsstadt und trat später der deutschen Hanse bei. Gleich den Nowgorodern hatten die Pskower ihren Wetscheplatz und ihre Wetscheglocke, wählten ihre Fürsten selbst und setzten sie auch wieder ab, wenn sie mit ihrer Regierung unzufrieden waren. Auch Pskow gebot über ein großes Heer, das in den vielen Fehden der Stadt mit dem deutschen Orden und den Schwertbrüdern eine wichtige Rolle spielte. Die Blütezeit Pskows war das 13. Jahrhundert. Damals hatten die Bürger den tapfern Dowmont, einen littauischen Fürsten, der als Flüchtling in ihrer Stadt weilte und dort sich taufen ließ, zum Fürsten gewählt. In jene Zeit fällt die berühmte Schlacht bei Wesenberg (1268) zwischen dem deutschen Orden und den Pskowern, auf deren Seite auch die Söhne des Großfürsten fochten. Trotz ihrer Überzahl wurden die Pskower nach tapferem Widerstand zurückgetrieben und das von ihnen belagerte Wesenberg entsetzt. Die keilförmige Stellung der gepanzerten Ritter hatte gegenüber den leichtbewaffneten Russen den Ausschlag gegeben. Der Ordensmeister erschien im nächsten Jahre mit einem Heer vor Pskow, das er eingenommen haben würde, wenn die Nowgoroder der Schwesterrepublik nicht rechtzeitig zu Hilfe kamen.

Vor den Mauern Pskows fand auch am 14. September 1502 jene Schlacht zwischen den Russen und den Rittern unter Walter von Plettenberg statt, in welcher durch den Sieg des Ordens die Ostseeländer vor der drohenden Überflutung durch die Heere Iwans III. gerettet wurden. Bald darauf fand der Freistaat Pskow sein Ende. Der Zar Wassili Iwanowitsch benutzte Klagen der Pskower über angebliche Ungerechtigkeiten seiner Beamten, um in der Stadt, deren Macht schon durch seinen Vorgänger erschüttert war, den letzten Rest von Freiheit zu vernichten. Nachdem er die angesehensten Bürger, welche er zu sich berufen hatte, angeblich um ihre Klagen anzuhören, ohne vorhergegangenes Gericht durch bloßen Machtspruch ins Gefängnis gesandt, ließ er die Pskower auffordern, die Wetsche aufzulösen und sich ihm bedingungslos zu unterwerfen. „Vor Schrecken und Gram," schreibt der Chronist von Pskow, „wurde uns der Gaumen trocken und die Lippen welk." Die Straßen und Häuser hallten wieder vom Wehklagen; einer umarmte den andern, als sei es die letzte Stunde seines Lebens. Am 13. Januar 1510 rief die Wetscheglocke die Pskower zum letzten mal zur Volksversammlung, in welcher unter Weinen und Klagen der Beschluß gefaßt wurde, sich zu unterwerfen. Dreihundert der angesehensten Familien wurden nach Moskau abgeführt, wohin sie nur einen kleinen Teil ihrer Habe mitnehmen durften, und ihre Güter wurden an moskowitische Bojaren verteilt.

Teilte sonach Pskow das Schicksal der Schwesterstadt Nowgorod, so erging es ihm doch unter Iwan dem Schrecklichen nicht so schlimm wie jener. Ein gleiches Los wie Nowgorod war ihm zwar zugedacht gewesen, aber durch ihr kluges Auftreten bewahrten sich die Pskower vor demselben. Als der Zar in ihre Stadt einzog, fand er zu seiner Überraschung vor allen Häusern gedeckte Tische, auf denen Brot und Salz stand, die Bürger begrüßten ihn ehrerbietig mit ihren Frauen und Kindern und sprachen: „Großer Fürst! Wir, Deine Unterthanen, bieten Dir voll Anhänglichkeit und Liebe Brot und Salz, aber mit unserem Leben schalte nach Gefallen, denn alles, was wir haben und wir selbst sind Dein, großer Herrscher." Solche Demut besänftigte Iwan. Er besuchte mehrere

Kirchen, wohnte dem Gottesdienst bei und ließ dann den im Rufe der Heiligkeit stehenden Einsiedler Salos Nikola vor sich kommen. Dieser stellte sich, wie es heißt, blödsinnig und drohte ihm mit Gottes Strafgericht, wenn er dem Blutvergießen und dem Kirchenraub nicht Einhalt thun werde, aber Iwan verlachte seine Drohungen. Als jedoch in demselben Augenblick, in welchem er den Befehl erteilte, die Glocke an der Dreifaltigkeitskirche herabzunehmen, sein bestes Pferd fiel, genau so wie der Heilige es vorausgesagt hatte, verließ er, von Entsetzen ergriffen, sofort die Stadt. Pskow war gerettet; nur eine kurze Plünderung hatte es über sich ergehen lassen müssen.

Auch Pskow ist heute nicht mehr was es einst gewesen, obwohl es noch lebhaften Handel, hauptsächlich mit Flachs, treibt. Wie in Nowgorod, konzentrieren sich auch in Pskow alle Sehenswürdigkeiten im Kreml, der sich auf einem Hügel zwischen den Flüssen Pskowa und Welikaja erhebt, von Mauern aus dem Jahre 1323 umgeben. Fast den ganzen Raum innerhalb der Kremlmauern bedeckt die 1682 an Stelle einer zerstörten alten Kirche erbaute riesige Dreifaltigkeitskirche, die durch Brände, Umbauten und Restaurierungen viel von ihrer ursprünglichen Gestalt eingebüßt hat. Im Innern der Kirche zeigt man das Grab des heiligen Wsewolod Gabriel, der erst in Nowgorod und dann in Pskow geherrscht, und dessen Sarg, als die Nowgoroder die Leiche reklamierten, sich nicht von der Stelle bewegen ließ, weshalb er in Pskow verblieb. Ferner ruhen in der Kirche der obenerwähnte Heilige Salos, dem Pskow seine Rettung vor dem Zorn Iwan des Schrecklichen verdankte, und der heilige Dowmont, jener littauische Fürst, der sich mit seiner ganzen Familie taufen ließ und eine Zeit lang Fürst von Pskow war. Mit seinem Schwert, das in der Dreifaltigkeitskirche hängt, wurden die Fürsten, welche die Stadt zu ihren Schutzherren wählte, in der Kathedrale umgürtet. Als kostbare Reliquie wird auch noch das Kruzifix der heiligen Olga gezeigt, der ersten christlichen Fürstin der Russen, welche schon 957 im Kreml eine hölzerne Kirche erbaut haben soll.

An der Südseite des Kremlhügels zieht sich der im 13. Jahrhundert angelegte Dowmont-Wall hin, in dessen Mitte einst auf einem freien Platz der fürstliche Palast stand. Im 15. Jahrhundert wurde an seiner Stelle von dem Metropoliten Makarius das noch jetzt stehende Gebäude errichtet, das die Erzbischöfe von Nowgorod bewohnten, wenn sie nach Pskow kamen.

Die Stadt selbst ist reich an interessanten Privatgebäuden aus alter Zeit, unter denen besonders das leider nur noch teilweise erhaltene Trubinskysche Haus und das jetzt von der Intendantur-Verwaltung eingenommene Haus der Pogankins, der Fugger von Augsburg, einer gefürsteten reichen Kaufmannsfamilie, Beachtung verdienen. Pskow besitzt jetzt noch außer der Kathedrale 41 Kirchen und 4 Klöster. Es ist Sitz des Gouverneurs, der hier einen prächtigen Palast bewohnt, und des Erzbischofs von Pskow. Die Bevölkerung, etwa 19 000 Seelen, Russen, Polen, Deutsche, Letten und Esthen, treibt außer dem Flachshandel noch verschiedene Gewerbe, wie Leinweberei, Segeltuchfabrikation, Gerberei, die viel Leben in die Stadt bringen.

Lazienki-Park in Warschau.

Polen und Littauen.

Die Ideen des Panslavismus, die bis heute bei den Polen keine besonders freundliche Aufnahme fanden, waren schon vor mehr als 800 Jahren nahe daran, gerade durch Polen verwirklicht zu werden. Polen war damals, was heute Rußland ist, die slavische Vormacht. Boleslaw der Tapfere (992 bis 1025) hatte in glücklich geführten Kriegen große Länderstrecken mit slavischer Bevölkerung seinem Reiche einverleibt: im Osten erwarb er Rotrußland, den Czechen entriß er Krakau, Mähren und Schlesien, machte sich Böhmen lehnpflichtig, eroberte das pommersche Land und drang in siegreichen Kämpfen mit den Deutschen bis in das Gebiet der Lausitzer Serben vor. Die Idee eines slavischen Großstaates mit der Hauptstadt Prag, als Gegengewicht gegen die Macht des deutschen Reiches, scheiterte damals an der Abneigung der Westslaven, die zum Teil mit den Deutschen gemeinsame Sache machten, aber nach dem Friedensschluß zu Bautzen (1018) stand Boleslaw trotzdem als Beherrscher eines Reiches da, dessen Grenzen sich von der Donau bis zur Ostsee, von der Havel bis zum Bug erstreckten. Die ganze Kulturentwicklung der slavischen Völker würde wohl einen andern Verlauf ge-

nommen haben, wenn dieses tief ins Herz Europas sich erstreckende Riesenreich von Bestand war, doch schon unter Boleslaws Sohn Mjetschislaw zerfiel dasselbe. Deutsche, Ungarn und Russen rissen Teile des Reiches an sich und Mjetschislaw selbst mußte sich 1031 vor der überlegenen Macht des deutschen Kaisers Konrad II. beugen. Boleslaw der Kühne (1058 bis 1080) stellte zwar später das gesunkene Ansehen des Polenreiches wieder her und Boleslaw Krummmaul (1102 bis 1139) drang nochmals über die Oder vor, den allmählich der Germanisation verfallenden baltischen Slaven die rettende Hand reichend, aber die Teilung des polnischen Reiches unter die vier Söhne Boleslaws, die Eindämmung des in der „Zeit der Boleslawe" hoch entwickelten königlichen Absolutismus durch die erstarkende Adelsmacht und endlose innere Wirren und Streitigkeiten lenkten Polen für immer von der unter seinem ersten König so glorreich betretenen Bahn ab. Polen gab die Ausdehnungsversuche nach Westen auf und richtete sein Augenmerk nach Osten. Kasimir der Große, der letzte König aus dem Piastengeschlecht, verzichtete zu Gunsten Böhmens auf Schlesien, wogegen der böhmische König Johann den bisher geführten Titel „König von Polen" ablegte, und überließ gegen Zurückgabe Masoviens den deutschen Rittern alle ihre Eroberungen im Norden. Die Verheiratung der Königin Hedwig mit dem zum Christentum übertretenden bisher heidnischen Littauerfürsten Jagello bezeichnet den Beginn der neuen, nach Osten gerichteten polnischen Politik, die jedoch Polen keine besseren Erfolge als die frühere brachte. Polen erreichte den Gipfelpunkt seiner Macht im Osten, als nach Stephan Báthorys Tode der Schwedenkönig Siegismund den polnischen Thron bestieg (1587 bis 1632). Damals neigte sich in dem Jahrhunderte langen Kampf zwischen Moskowiter- und Polentum das Zünglein der Wage zum ersten-, aber auch zum letztenmal auf die Seite Polens und kurze Zeit lang schien es, als würde der Polenkönig auch noch die Krone der Zaren auf sein Haupt setzen. Die Vertreibung der Polen aus Moskau (1612), der heroische Befreiungskampf des russischen Volkes unter Minin und Posharski zerstörte den kurzen Traum.

Die Versuche Polens, im Osten sich festzusetzen, scheiterten hauptsächlich an seiner engen Allianz mit Rom und dem Jesuitenorden. Von Rom wollte die unerschütterlich am alten Glauben festhaltende russische Bevölkerung nichts wissen, und Polen war so unvorsichtig gewesen, zu früh, bevor es noch das Spiel gewonnen hatte, in seine Karten blicken zu lassen und die mit seinen eigenen Annexionsplänen verbundenen Bekehrungspläne der Väter der Gesellschaft Jesu zu verraten. Heute noch sind dem gemeinen Mann in Rußland „polnisch" und „römisch-katholisch" identische Begriffe, ebenso wie in seinen Augen jeder Deutsche selbstverständlich Lutheraner ist.

Man setzt gewöhnlich den Untergang Polens auf das Conto des polnischen Adels, jedoch mit Unrecht. Wohl hat der Adel die Mißwirtschaft, die in seinem häuslichen Leben herrschte, auch in das staatliche Leben hinübergetragen; wohl hat die in der Geschichte ihres gleichen nicht findende Ausartung der Landbotenrechte, durch welche der ärmste Edelmann die Macht erhielt, mit seinem Veto das Zustandekommen eines Reichstagsbeschlusses entgegen dem Willen des ganzen übrigen Reichstages zu verhindern, den Keim der Zersetzung in sich getragen — aber der Adel war nicht das einzige Bleigewicht, welches Polen niederzog. Beim Untergang Polens haben noch zwei andere Faktoren mitgewirkt, ebenso unheilvoll wie die Adelsherrschaft, obwohl ihr verderbliches Wirken nicht so augenfällig wurde, weils es — ein stilleres war. Diese beiden Faktoren waren zugleich seltsamerweise die größten Antipoden: die römische Geistlichkeit und das orthodoxe Judentum. Betrachten wir uns diese drei Hauptschuldigen am Untergang Polens etwas näher, zunächst den scheinbar unbedeutendsten, das Judentum!

Der polnische Jude ist eine von seinen Glaubensgenossen in allen anderen europäischen Ländern wesentlich verschiedene Erscheinung. Während überall die jüdische Bevölkerung der christlichen sich immer mehr assimiliert, in Kleidung, Sitten und Gewohnheiten sich von ihr gar nicht mehr unterscheidet, haben die polnischen Juden nicht nur das Typische ihrer Rasse rein bewahrt, sondern sie unterscheiden sich auch durch Tracht und Lebensweise auffallend von ihrer christlichen Umgebung. Die Adlernase, die großen schwarzen Augen, das dunkle gekräuselte Haar und das gelbliche Gesicht mit den scharf geschnittenen Zügen verraten auf den ersten Blick die orientalische Abstammung. Die Stirnlocken, die Payes, die man noch bei den galizischen Juden findet, sind im ehemaligen Königreich Polen verschwunden; das Tragen derselben ist verboten, und sie sind dort, wo sie nicht freiwillig abgeschnitten wurden, durch polizeiliche Exekution beseitigt worden. Das ist neben den immer

Schnitterfest in Kleinrußland.

häufiger vorkommenden hohen Stiefeln, welche die Schuhe und Kniehosen verdrängt haben, die einzige Änderung, die sich im Äußern des polnischen Juden seit Jahrhunderten vollzogen hat. Seine Kleidung ist immer noch der lange Kaftan oder ein fast bis zu den Fersen reichender Lastingrock, dessen Unsauberkeit aller Beschreibung spottet. Die Frauen stehen den Männern an Unreinlichkeit nicht nach. Einen seltsamen Anblick gewähren die reicheren Frauen, die mit Putz aller Art, darunter oft kostbarer Schmuck von Diamanten und Perlen, behangen, im übrigen aber schmutzig und zerlumpt wie Bettlerinnen sind. Unter den Mädchen findet man häufig große Schönheiten, aber die Reize der Jüdin verwelken rasch, und sobald sie verheiratet ist, verunstaltet sie noch die häßliche Sitte, der Frau das Haar abzuscheeren, die dann den kahlen Scheitel mit einer Perrücke bedeckt, über welcher sie eine mit falschen oder echten Steinen geschmückte Haube von unschöner Form trägt. Den Gipfelpunkt der Unreinlichkeit erreichen aber die Wohnungen dieser Leute, mit mephitischen Düften geschwängerte Höhlen, wahre Brutstätten epidemischer Krankheiten, des notdürftigsten Hausrats entbehrend, in denen oft mehrere Familien in einem Raum schlafen, der kaum für eine groß genug ist, auf allerlei übelriechenden Lumpen auf dem Boden ausgestreckt, Alt und Jung, Männer, Frauen und Kinder bunt durch einander. Die Vorliebe der polnischen Juden für den Knoblauch trägt auch dazu bei, den längern Aufenthalt in von ihnen bewohnten Räumen jedem Nichtjuden unmöglich zu machen.

Wer deshalb den polnischen Juden für arm halten würde, der befände sich in einem großen Irrtum. Der polnische Jude mag noch so wohlhabend werden, seine Kleidung und seine Lebensweise wird er deshalb nicht ändern; seinen sich mehrenden Reichtum wird höchstens der Schmuck seiner Frau verraten. Mäßigkeit ist eine seiner hervorragendsten Eigenschaften, aber er treibt sie bis zum Darben und Hungerleiden. Um keinen Preis würde er auch eine Speise genießen, die nicht „koscher" ist, und wenn ihn sein Beruf in Gegenden führt, in denen er keine Glaubensgenossen findet, also auf die Kost in einem christlichen Hause, bei einem „Goi", angewiesen wäre, begnügt er sich lieber mit einem Stück harten Brot, das er in der Tasche von Hause mitnahm, und mit einigen Zwiebeln.

Die russische Regierung hat mit unnachsichtlicher Strenge schon manchen verrotteten Zuständen in der Judenschaft, die mit der modernen Kultur unvereinbar waren, ein Ende gemacht, aber die Judenwirtschaft in Polen ist ein Augiasstall, zu dessen Reinigung die Kräfte einer Generation nicht genügen. Als die Regierung die bei den Juden üblichen frühzeitigen Heiraten verbot, geriet das ganze Judentum Polens in die heftigste Aufregung und das Wehklagen wollte gar kein Ende nehmen. Und doch war das Verbot dringend nötig gewesen. Sehr häufig kam es vor, daß Heiraten schon im Alter von 12 Jahren geschlossen wurden, wo beide Teile noch gar nicht fähig waren, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Die junge Frau spielte noch mit ihren Puppen, der zwölfjährige Hausvater saß auf der Schulbank und balgte sich mit den anderen Dorfjungen herum. Die Verwandtschaft ernährte das Paar so lange bis es selbst auf Erwerb ausgehen konnte; Braut und Bräutigam wohnten die ersten Jahre bei den Eltern der Braut, dann kamen sie zu den Eltern des Bräutigams. Immerhin übten diese frühzeitigen Heiraten auf die körperliche Entwicklung der Nachkommenschaft keinen guten Einfluß aus, und die vielen schwächlichen Gestalten, denen man begegnete, waren unbedingt eine Folge des frühzeitigen geschlechtlichen Zusammenlebens.

Im ehemaligen Königreich Polen war der Jude in der Gestalt, in der er sich präsentierte, ein unvermeidliches Übel. Er hat, wie wir weiter unten sehen werden, eine wichtige Rolle gespielt, und er spielt sie zum Teil auch heute noch, denn der leichtlebige polnische Edelmann, in dessen Kasse ein chronischer Mangel an barem Gelde herrscht, kann auch jetzt noch den allezeit mit Geld versehenen Retter in der Not nicht entbehren. Der polnische Jude treibt entweder Hausierhandel oder hält einen Branntweinschank. Als Hausierer kauft er Alles, was halbwegs noch Wert hat, und verkauft Alles, was man zu kaufen wünscht, ist Unterhändler und Vermittler, kurz gesagt, für Leute, welche auch eine kleine Mühe scheuen und nicht viel nach dem Preise einer Ware fragen, eine schätzenswerte Persönlichkeit. Als Pächter der Brantweinschenke weiß er sich bei den Bauern ebenso einzuschmeicheln wie bei dem Edelmann und bringt bei ihnen seine schlechte Ware ebenso zu guten Preisen an den Mann wie bei jenem. Das sind Verhältnisse, die — eben nur in Polen möglich sind, wo der Bauer an den jüdischen Händler ebenso gewöhnt ist wie der Edelmann. Ein Fall aus der Regierungszeit Alexander II. wird uns zeigen, wie wesentlich verschieden die Stellung der Juden im ehemaligen Königreich

Polen von jener ihrer Stammesbrüder ist, die sich in den angrenzenden Gebieten mit russischer Bevölkerung niedergelassen haben.

Als Kaiser Alexander II. den Plan gefaßt hatte, die das Volk ruinierende Verpachtung des Branntweinmonopols aufzuheben, und es bekannt wurde, daß die Vorarbeiten für Einführung des neuen Acciseſystems energisch betrieben wurden, beschlossen die Branntweinpächter, in der kurzen Frist, die ihnen noch blieb, die Citrone

Markt in Warschau.

mit Macht auszudrücken. Der Branntwein verschlechterte sich in geradezu gräulicher Weise, und die Preise für dieses erbärmliche Getränk wurden um 100, um 200% in die Höhe geschraubt. Die Pächter glaubten ihre Leute zu kennen und rechneten auf die Neigung des gemeinen Mannes zum Trunk; sie waren fest überzeugt, daß das Volk den schlechtern und theuerern Branntwein ebenso konsumieren werde wie früher den guten und billigen. Sie hatten sich aber arg verrechnet: wie ein Mann lehnte sich das Volk gegen eine solche Ausbeutung auf, überall entstanden Verbindungen, die sich verpflichteten, keinen Tropfen Branntwein mehr zu trinken, und

die ihre der Verpflichtung untreu werdenden Mitglieder mit Geld- und Leibesstrafen bedrohten. Die Pächter sahen sich in ihren Erwartungen getäuscht, die Schenken blieben leer, und statt des erhofften großen Gewinnes erwuchs ihnen aus ihrer unsaubern Manipulation Schaden. Einige Pächter ließen Branntweinfässer auf die Straße rollen und den Branntwein jedem, der trinken wollte, umsonst anbieten, um den Mäßigkeitseifer, der

Littauischer Bauer und Bäuerin.

sich plötzlich des Volkes bemächtigt hatte, zu erschüttern, aber die Bauern blieben standhaft. So mußten denn die Pächter schließlich zu den alten Preisen und der alten Qualität zurückkehren. Der eigentümliche, über hunderte von Meilen sich erstreckende Strike — oder vielleicht richtiger gesagt: die Mäßigkeitsbewegung — hatte gesiegt.

So weiß sich der Russe die Blutsauger vom Halse zu halten, von denen sich das polnische Volk gewohnheitsmäßig ruhig ausbeuten läßt. Trotzdem ist er nicht der Judenfeind, als den man ihn nach den in Südrußland vorgekommenen Judenverfolgungen im Auslande zu brandmarken versucht hat. Der Russe haßt überhaupt niemanden seines Glaubens wegen, in seinem Land kann jeder nach seiner Façon selig werden, mag er Jude, Mohamedaner oder Heide sein. Die russischen Judenverfolgungen fallen nicht dem russischen Volke zur Last, an ihnen waren die Juden selbst schuld, oder richtiger gesagt die Verhältnisse, in denen sie inmitten der christlichen Bevölkerung leben. Man beschäftigt sich in neuerer Zeit in Rußland viel mit der Judenfrage, und hat den Ursachen nachgeforscht, welche so beklagenswerte Erscheinungen hervorgerufen haben. Die Zeitung „Nowosti" plaidierte vor kurzem für die Freizügigkeit der Juden, und sie fand mit diesem Vorschlag vielen Beifall in der russischen Presse. Die russische St. Petersburger Zeitung betonte es ausdrücklich, daß dem russischen Charakter jeder feindselige Zug anderen Kulten gegenüber fehle, und kam nach einer längern Erwägung der Frage zu dem Schluß, daß die Juden durch den Mangel der Freizügigkeit gezwungen seien, zu ihrer Lebenserhaltung eng beisammen zu wohnen, und daß dies zu einem geschlossenen Auftreten der christlichen Bevölkerung gegenüber führe.

Außer Warschau, in welchem die Judenschaft einen kolossalen Bruchteil der Bevölkerung bildet, findet man Juden auch in allen Landstädten, und viele Städte haben ausschließlich jüdische Bevölkerung. Für den in Polen reisenden Deutschen sind die Juden von großem Vorteil, da sie fast ausnahmslos deutsch sprechen, allerdings häufig ein solches Kauderwelsch, daß man sie kaum versteht. Einen interessanten Anblick gewährt eine ausschließlich von Juden bewohnte Stadt am Freitag Abend, dem Vorabend des Sabbats. Da jeder, auch der ärmste Jude, an diesem Abend mehrere Lichter anzündet, die Fenster aber nicht verhüllt oder mit Läden verschlossen sind, so strahlt aus allen Häusern Licht auf die Straße, wie bei einer Illumination. Da werden auch noch all die eigentümlichen jüdischen Feste, die bei uns still und unbeachtet vorübergehen, in der Öffentlichkeit und einzelne mit festlichen Aufzügen gefeiert. Ungemein lustig geht es im jüdischen Karneval zu, im Schuschan Purim, der noch vor einigen Jahrzehnten auch in Böhmen gefeiert wurde, jetzt aber auf Polen beschränkt sein dürfte. Den ganzen Tag bis spät in die Nacht ziehen Masken durch die Stadt, auf dem Marktplatz wird vielleicht das Ahasverosspiel aufgeführt, in welchem der König Ahasveros, die mit Gold- und Silberschmuck behängte Esther und der böse Haman die Hauptrollen spielen, Musik ertönt überall, in jedem Haus ist eine festliche Tafel angerichtet, und jeder, der kommt, ist als Gast willkommen. Im Herbst wird Sukoth gefeiert, das Laubhüttenfest. Im Garten beim Hause wird aus Stangen das Gerüst der Laubhütte hergestellt, die Wände mit rotem Tuch bekleidet, Ketten von farbigem Papier von Stange zu Stange geschlungen, grüne Zweige mit vergoldeten Nüssen dazwischen befestigt und das Dach mit frischem Laub bedeckt, jedoch so, daß man durch die Zweige Himmel und Sterne sehen kann. In dieser Hütte hält sich nun die Familie während der ganzen Dauer des Festes auf, hier verrichtet sie ihre Andacht, hier empfängt sie Besuche und nimmt ihre Mahlzeiten ein.

In solchen kleinen Städten tritt das Judentum ganz anders auf als in jenen, in welchen es einer überwiegenden christlichen Bevölkerung gegenübersteht. Hier ist der Schacher nicht mehr die Hauptbeschäftigung, man trifft auch Handwerker aller Art, Bäcker, Fleischer, Schuhmacher, Kürschner, Schneider, die als fleißige und geschickte Arbeiter bekannt sind. Daneben blüht allerdings der Kleinhandel, welcher dem in die Stadt kommenden Bauer alles liefert, was er in seiner Wirtschaft braucht, und alle Branntweinläden und sonstigen Schenken sind in jüdischen Händen. Der Kleinhandel der Juden ist einer der ärgsten Krebsschäden der polnischen Zustände, da durch denselben der Bauer förmlich ausgesogen wird; bares Geld besitzt der Bauer selten, er giebt daher für die Ware, die er bei dem Händler kauft, die Erzeugnisse seiner Wirtschaft, und da der Preis, zu dem diese in Zahlung genommen werden, meist ein sehr geringer ist, gewinnt der Händler bei dem Geschäft doppelt.

Ebenso wie der Bauer wurde und wird der Edelmann durch den Juden ausgesogen, wenn auch mit anderen Mitteln. Ein großer Teil des einst reichen polnischen Adels befindet sich infolge seiner leichtsinnigen Wirtschaft heute in vollständiger Abhängigkeit von den Juden, in deren Hände schon mancher schöne Herrensitz übergegangen ist. Man trifft jetzt in Polen schon sehr viele Juden, welche Besitzer von Gütern, Palästen

und Fabriken sind, während der größere Teil des Adels völlig verarmt und auf den Dienst bei reichen Standesgenossen angewiesen ist.

Die außerordentliche Vermehrung der Juden in Polen hat ihren Grund in der Toleranz, die man ihnen gegenüber dort bewies, während sie in den deutschen Ländern ihres Lebens und Besitzes niemals sicher waren, und in der Leichtigkeit, mit der sie sich in Polen der behördlichen Controlle entziehen konnten. So ergab eine Volkszählung im 16. Jahrhundert nur etwa 16000 jüdische Einwohner, während ihre wirkliche Zahl dreißigmal so groß war, und 1659 zählte man nur 100000, 1764 nur 315298, kaum die Hälfte der wirklich vorhandenen. Heute kommt in Polen auf 12 Einwohner ein Jude, und der zehnte Teil der Juden der ganzen Welt wohnt innerhalb der Grenzen des ehemaligen Königreichs Polen. Da es bei ihnen bis zum Jahre 1836 keine Familiennamen gab, war die Führung von Personenregistern ungemein erschwert. Erst durch Kaiser Nikolaus, der sich durch Abschaffung vieler Mißbräuche und Übelstände, welche die soziale und politische Gleichstellung der Juden erschwerten, große Verdienste erworben hat, wurde auch da Wandel geschaffen. Die Juden wurden fortan angehalten, sowohl einen Familiennamen zu führen als auch eine bestimmte Beschäftigung anzugeben, und der Kaiser that alles Mögliche, um sie zu veranlassen, sich dem Ackerbau zu widmen. Steuerfreiheit für 25 Jahre, Befreiung der Söhne vom Militärdienst wurde zugesichert — mit welchem Erfolg, das werden wir im nächsten Abschnitt sehen.

Es liegt uns fern — in jetziger Zeit bedarf es leider einer solchen Versicherung — für die heillose Wirtschaft in Polen das Judentum überhaupt verantwortlich machen zu wollen. Der polnische Jude, der sich von allen seinen Glaubensgenossen unterscheidet, ist eben ein Produkt seiner Umgebung. Nie und nimmer hätte er einen in volkswirtschaftlicher Beziehung so schädlichen Einfluß erlangen können, wenn der Charakter des Volkes, in dessen Mitte er lebte, ein anderer war. Der polnische Adel hat erst den Juden zu dem gemacht, was er heute ist.

Wenn man von polnischem Adel spricht, muß man sehr wohl den hohen Adel vom niedern unterscheiden. Der erstere lebt in Warschau, Wien, Dresden, Paris — kurz überall, nur nicht auf seinen Gütern, deren Bewirtschaftung er dem deutschen Verwalter überläßt. Ausnahmen kommen selbstverständlich auch hier vor. Dieser hohe Adel hat eine vorzügliche Erziehung genossen, spricht mehrere Sprachen, darunter französisch ebenso gut wie seine Muttersprache, ist ein vortrefflicher Gesellschafter und zeichnet sich durch jenes einnehmende feine Benehmen aus, welches außer ihm nur noch dem Franzosen eigen, wir möchten fast sagen: angeboren ist. Deutsch spricht Jeder, obwohl mit fremdartigem Accent, aber sehr häufig wird die Kenntnis dieser Sprache abgeläugnet, überhaupt nur höchst ungern deutsch gesprochen. Der Pole hat ein Sprichwort, welches sagt: „Der Pole und der Magyar sind zwei Brüder"; seine Abneigung gegen alles, was deutsch ist, drückt das Gegenstück zu diesem Sprichwort aus: „So lange die Welt steht, wird der Deutsche nicht des Polen Bruder sein." Um so mehr schwärmt der polnische Hochadel für sein liebes schönes Frankreich und sucht französische Sitten und Gewohnheiten in seinem häuslichen Leben möglichst getreu zu kopieren. Auf seinen Schlössern geht es, wenn er vorübergehend dort sich aufhält, hoch her, denn er ist reich und kann sich bedeutenden Luxus gestatten, und Baukunst und Kunstgärtnerei haben meist gewetteifert, die schon von Natur schön gelegenen Landsitze zu einem herrlichen, beneidenswerten Aufenthalt zu gestalten.

Wie der Tag von der Nacht, unterscheidet sich von diesem Adel die große Masse des niedern Adels. Seine Vorfahren haben vielleicht auf den alten Reichstagen und in den Kriegen der Republik eine bedeutende Rolle gespielt, aber jetzt ist er arm, so arm, daß er als Diener seiner von Fortuna besser bedachten Standesgenossen sein Brot suchen muß. Den Vermögensverhältnissen entspricht die Bildung, die er genossen hat, und durch die er sich von dem Bauer entweder gar nicht unterscheidet oder nur wenig über demselben steht. Ein Teil des niedern Adels ist jedoch auch jetzt noch pekuniär nicht so schlecht gestellt, daß er seine Unabhängigkeit opfern müßte. Das ist derjenige, auf den eigentlich das Wort von der polnischen Wirtschaft paßt. Er besitzt noch ein oder mehrere alte Familiengüter und verbringt den größern Teil des Jahres auf dem Lande. Das Leben weiß er sich jedoch auch dort so angenehm zu machen wie nur möglich. Da herrscht noch eine Gastfreundschaft, die geradezu orientalisch ist. Zuweilen kommt ein Gutsbesitzer mit seiner ganzen Familie und Dienerschaft zu einem Nachbar und bleibt wochenlang zu Gast. Betten werden wohlweislich mitgebracht,

denn auf die Beherbergung einer solchen Menge Gäste ist man auf keinem Gute eingerichtet; für den Lebensunterhalt aber wird der Hausherr schon sorgen, das weiß man, und wenn er deshalb eine Anleihe bei Lebele Hirsch machen müßte. Während ihres Aufenthaltes schalten und walten die Gäste in dem fremden Hause als ob sie zu Hause wären, und was sie wünschen, das steht zu ihrer Verfügung. Eine solche Invasion, die in Vorratskammer und Keller Verwüstungen anrichtet wie ein Heuschreckenschwarm, der sich auf ein Feld niederließ, würde dem Deutschen entsetzlich und unerträglich sein, der Pole fühlt sich aber in solchen Verhältnissen nicht unbehaglich, und wenn die Kosten der Bewirtung seine Kasse erschöpft haben, so tröstet er sich damit, daß er sich nächstens entschädigen und den Nachbar, der so lange sein Gast gewesen, auch einmal mit einem Besuch beglücken wird. Er kommt dann auch mit seinem ganzen Hausgesinde und bleibt ebenfalls einige Wochen.

Kapelle in Wilna.

Wie es bei einem solchen — sit venia verbo — Zigeunerleben mit der Wirtschaft bestellt ist, kann man sich denken. Die Hausfrau kümmert sich gar nicht um dieselbe, sie hat ja wichtigeres zu thun, sie muß repräsentieren, sich mit den Gästen beschäftigen, von denen das Haus fast nie leer wird — der Hausherr aber hat, wenn er auch wollte, einen großen Teil des Jahres hindurch nicht Zeit, sich um sein Gut zu kümmern, da auch ihn die Freunde, die ihn besuchen, und die er wieder besuchen muß, in Anspruch nehmen. Der Ertrag der kleinen Adelsgüter bleibt denn auch in der Regel weit hinter dem zurück, was sie bei ziemlich gutem Boden unter ordentlicher Bewirtschaftung tragen müßten. Die Gutsgebäude, sowohl das Wohnhaus als die Wirtschaftsgebäude, bringen im allgemeinen keinen günstigen Eindruck hervor. Von außen und im Innern derselben bemerkt man sofort, daß hier die Hand fehlt, welche die Ordnung aufrecht erhalten sollte. Der Aufwand,

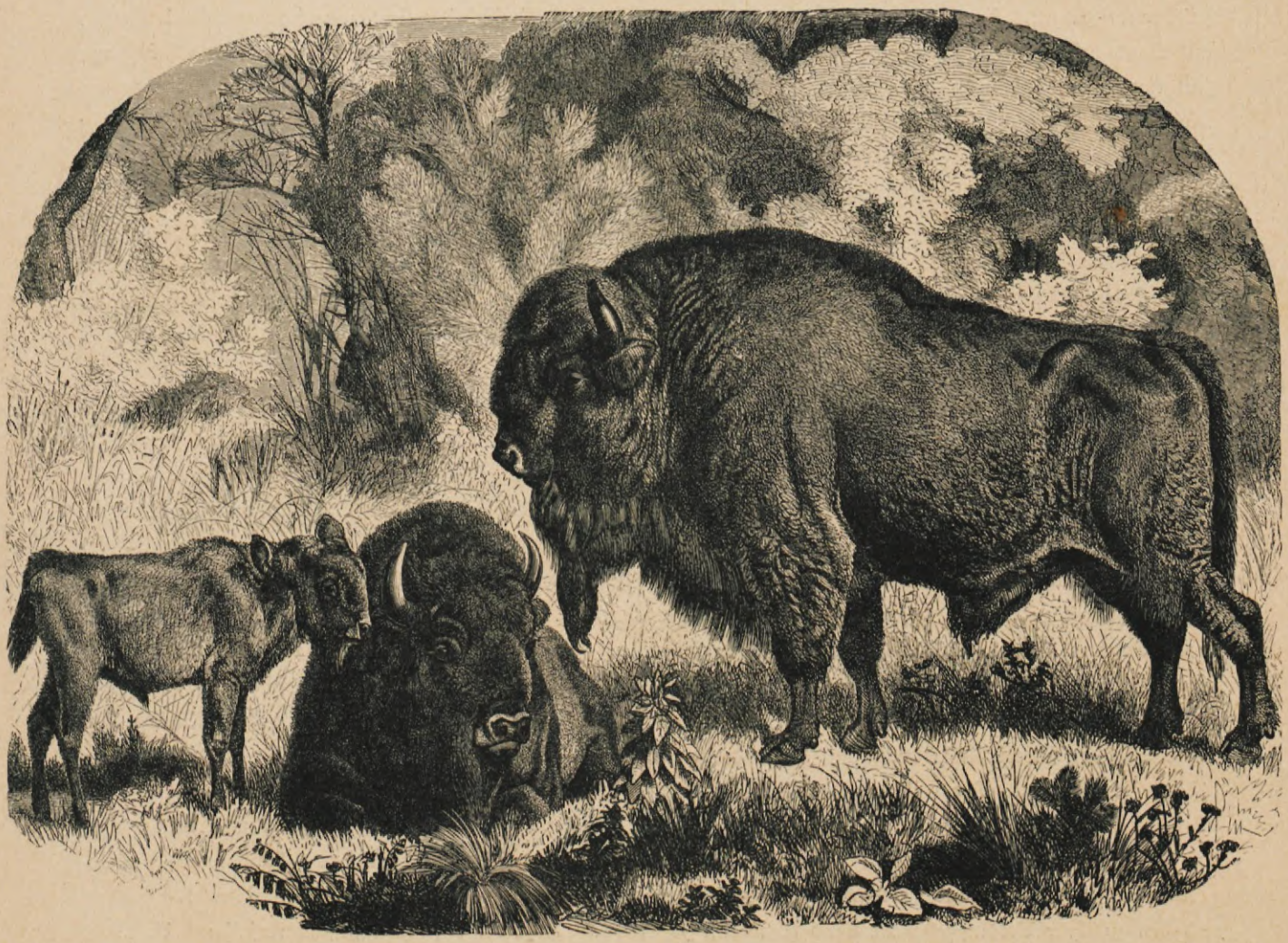
Südrussische Bäuerin.

der Gästen gegenüber entfaltet wird, kann auf die Dauer nicht blenden, und wer erst einmal die Zustände auf einem Edelhofe in ihrer vollen Nacktheit kennen gelernt hat, wird nachher überall dieselbe Wahrnehmung machen. Die Unmasse faulenzender Dienerschaft ist auch eine Last für das Gut, und der Hinweis auf den geringen Lohn, den sie empfängt, ist keine Entschuldigung für den Unterhalt von Dutzenden von Personen, deren Zahl den wahren Vermögensverhältnissen des Besitzers des Gutes durchaus nicht entspricht. Ernährt müssen alle diese Leute doch werden, und daß bei dem fast völligen Mangel einer Beaufsichtigung ihr Lohn nicht ihre einzige Einnahmequelle bleibt, ist selbstverständlich. Ebenso selbstverständlich ist aber auch der stetige wirtschaftliche Niedergang eines Standes, der im unbeschränkten Genuß des Augenblickes die Sorge um das Morgen nicht kennt, Sparsamkeit für Unsinn haltend, weil ja die Väter auch so gelebt haben und doch nicht zu Grunde gingen. Unvorhergesehene Unglücksfälle, Mißwachs und schlechte Ernten erschüttern sehr leicht das auf Sand gebaute stolze Gebäude, der Jude muß aushelfen, damit das bisherige Leben als Grand-Seigneur fortgesetzt werden könne, und das Haus, über dessen Schwelle dieser Retter in der Not einmal eingetreten, wird ihn nimmermehr los. Die Einnahmen des Edelmannes genügten bisher gerade, um seinen Aufwand zu decken, das nun vorhandene Defizit jedoch ist ohne Einschränkungen nicht zu decken, es vergrößert sich von Jahr zu Jahr, und schließlich kommt der Tag, an welchem das lustige Leben sein Ende findet. Wir malen hier keineswegs zu schwarz, denn kein Jahr vergeht, in dem der kleine Grundbesitz nicht seinen Prozentsatz zu dem adeligen Proletariat stellt, welches in Polen nach Tausenden zählt. So viele Sympathie dem edeln, ritterlichen Polenvolk nach dem Untergang seines Staates in Europa entgegengebracht wurde, den polnischen Adel hat niemand bedauert, und allgemein hat man in dem Unglück, das ihn traf, nur die unausbleiblichen Früchte seiner Schuld gesehen.

Neben Adel und Judentum, die redlich an der Zerrüttung der sozialen Zustände im ehemaligen Krolewstwo gearbeitet haben, hat auch die Geistlichkeit eine Thätigkeit entfaltet, welche Polen nicht zum Heile gereichte. Da waren zunächst die gewaltsamen Bekehrungsversuche unter den Kosaken, welche schließlich im Verein mit anderen Bedrückungen den Abfall derselben und ihre Vereinigung mit Rußland zur Folge hatten. Gegenüber einem so starr am Althergebrachten und so unverbrüchlich an seinem Glauben hängenden Volke wie die Kosaken war es eine große Unvorsichtigkeit und politisch unklug, die Absicht, die Ukraine unter päpstliches Regiment zu bringen, offen zu zeigen. Den Greuelthaten, welche in der Geschichte des Kosakenaufstandes unter Bogdan Chmelnizky verzeichnet sind, war im stillen gar manche ähnliche That von katholischer Seite vorausgegangen. Das Volk der Ukraine ertrug lange alle Bedrückungen, als man aber schließlich den Hohn so weit trieb, daß man den Juden die Schlüssel der Kirchen übergab und ein Öffnen der Kirchen zur Abhaltung des Gottesdienstes von den Juden durch Geldabgaben erkauft werden mußte, riß auch die Lammesgeduld der Kosaken. Der erste ernste Konflikt zwischen griechischer und römischer Kirche in Polen endigte für letzteres mit dem Verlust weiter Landstriche, welche seinem Rivalen Rußland zufielen. Dann kamen im Gefolge der Reformation endlose Glaubensstreitigkeiten, die das Eindringen der Lehren Luthers, Calvins und Socins veranlaßte. In keinem andern Lande hat das Sektenwesen so geblüht wie in Polen, und zwischen den Sekten und den zu ihrer Bekämpfung ins Land gerufenen Jesuiten kam es zu den heftigsten Zusammenstößen. Anfangs hatten sich viele angesehene Männer der Reformation angeschlossen, und die Folge davon war, daß eine allgemeine Glaubensfreiheit sich ausbildete. Viele wegen ihres Glaubens in anderen Ländern Verfolgte — wir erwähnen nur die Böhmischen Brüder — fanden in Polen ein Asyl. Das wurde nun anders. Zu seinen vielen unerquicklichen Zuständen erhielt nun Polen noch den Glaubensstreit. Der Bischof von Plozk bedrohte 1525 Anhänger der lutherischen Lehre mit dem Tode, und auch die Regierung ging mit großer Strenge gegen die Reformation vor, so durch den Thronesbefehl von 1521. Eine Intoleranz, die bisher in Polen nicht gekannt gewesen, gelangte zur Herrschaft. Nirgends hat der Jesuitenorden der römisch-katholischen Kirche so gut gedient wie in dem Polen des 16. und 17. Jahrhunderts, welches Cromwell „eines der Hörner des römischen Stieres" nannte. Die Protestanten waren so unvorsichtig, ihre Zustimmung zur Verfolgung der Mennoniten, Anabaptisten, Quäker und Arianer (Socinianer) zu geben, aber nachdem jene beseitigt waren, kehrten sich die Verfolgungen auch gegen sie. Im Jahre 1736 wurden sie von den Sitzungen des Reichstages ausgeschlossen und man erneuerte sogar ein altes Gesetz, welches Wladislaw II. (1386 bis 1434) gegen Ketzer erlassen hatte.

Nur die Juden blieben von den Glaubensstreitigkeiten unberührt und unter Johann Sobieski erfreuten sie sich so großer Begünstigung, daß man die königliche Regierung allgemein nur den „jüdischen Rat" nannte. Alle königlichen Domänen waren an Juden verpachtet, denen der König in allem so sehr sich gewogen zeigte, daß der Unwille darüber allgemein laut wurde.

Was alle diese Übelstände erfolgreich bekämpft haben würde, das fehlte in Polen: ein freies Bürgertum. Nach vielversprechenden Anfängen war es von der auf ihm lastenden Adelsmacht erdrückt worden, und man hat seinen Untergang nicht mit Unrecht als das Vorspiel für den Untergang Polens erklärt. Erst unter



Der Wisent (Bos Bison).

russischer Herrschaft haben die Städte in Polen eine Bedeutung erlangt, und die polnischen Gouvernements sind jetzt so reich an durch regen Gewerbefleiß und Wohlstand sich auszeichnenden Städten wie kaum ein anderes Gouvernement in Rußland. Obenan steht die alte Königsstadt Warschau.

Warschaus Gründung wird in das 12. Jahrhundert verlegt; Kasimir der Gerechte soll sein Gründer sein. In Urkunden kommt der Name Warschau zuerst im Jahre 1224 vor. Dreihundert Jahre war die Stadt Residenz der Herzöge von Masovien und wurde 1526 nach Auflösung des Herzogtums Masovien wieder mit Polen vereinigt. Sigismund II. August erhob (etwa im Jahre 1550) Warschau zur Residenz. Bis dahin war Krakau der Sitz der polnischen Herrscher gewesen, und an den Namen dieser Stadt knüpfen sich noch die teuersten Erinnerungen des polnischen Volkes, gleichwie für den Russen an seine alte Hauptstadt Moskau.

Blumenmädchen aus Kijew.

Warschau hat sehr oft den Feind vor seinen Mauern, und nicht viel minder häufig innerhalb seiner Mauern gesehen, und große Schlachten sind vor seinen Thoren geschlagen worden. Im August 1655 besetzten die Schweden die Stadt, aber schon am 1. Juli 1656 mußte sich die schwedische Besatzung der 70 000 Mann starken polnischen Belagerungsarmee ergeben; vom 28. bis 30. Juli desselben Jahres wurde vor den Thoren Warschaus eine Schlacht geschlagen, in welcher die Polen den vereinten Schweden und Brandenburgern erlagen, worauf letztere in die Stadt einzogen; im nordischen Krieg eroberte Karl XII. Warschau am 24. Mai 1702; während der Unruhen nach dem Tode August III. besetzten die Russen die Stadt und erzwangen die Wahl des Stanislaus Poniatowski zum König; am 5. November 1794 wurde Praga, die Vorstadt Warschaus, durch Suworow erstürmt und wenige Tage nachher kapitulierte Warschau; ein Jahr später rückten die Preußen in die Stadt ein, welche nun mit Preußen vereinigt und Hauptstadt der Provinz Südpreußen wurde; dann kamen am 28. November 1806 die Franzosen, und am 7. Juli 1807 wurde Warschau die Hauptstadt des neugebildeten Großherzogtums gleichen Namens, welches mit Sachsen vereinigt wurde; zwei Jahre später besetzten Österreicher Warschau; im Wiener Frieden wurde das Großherzogtum zwar wiederhergestellt, aber sein Bestand war von kurzer Dauer, am 8. Februar 1813 rückten die Russen ein, und seitdem ist Warschau als Hauptstadt des Königreichs Polen ununterbrochen mit Rußland vereinigt geblieben. Der polnische Aufstand von 1830 hatte dann eine nochmalige Erstürmung der Stadt durch Paskewitsch (6. und 7. September 1831) zur Folge, und auch im Aufstand 1861 bis 1864 kam es in Warschau zu Unruhen, die aber von dem Statthalter Grafen Berg energisch unterdrückt wurden.

Trotz dieser keineswegs rosigen Vergangenheit ist Warschau heute nicht nur eine heitere, sondern auch eine schöne, stetig wachsende Stadt. Im Jahre 1872 zählte es 275 999 Einwohner, jetzt bereits 384 000 (darunter ein Drittel Juden). Es ist Sitz des General- und des Civil-Gouverneurs, zweier Erzbischöfe (eines römisch-katholischen und eines russischen), eines (russischen) Bischofs, und der reiche Adel, der hier seine Paläste hat, die große Garnison, die vielen Lehranstalten, der lebhafte Handel und die zahlreichen Fabriken tragen alle dazu bei, Warschau ein großstädtisches Aussehen zu verleihen. Das Straßenleben bietet ein buntes, an Abwechslung reiches Bild, das man zu betrachten nicht müde wird. Da sieht man die Bauern in ihren verschiedenartigen Provinzialtrachten, das lang auf die Schultern herabwallende Haar über der Stirn gerade geschnitten, bekleidet mit dem mit Schnuren besetzten Sukman (eine Art Kaftan) aus weißem, blauem oder grauem Tuch, der in den Hüften durch einen wollenen Gürtel zusammengehalten wird, auf dem Kopfe den kleinen Hut oder die Schaffellmütze; dort steht, lebhaft gestikulierend, eine Gruppe Juden in ihren langen, schmierigen Kaftanen; auf dem Fahrdamm aber rollen Equipagen vorüber, in denen wir elegant gekleidete Damen sehen, herrliche Gestalten, denn Schönheit, vorzüglich aber schöne Gestalt ist sozusagen eine erbliche Eigenschaft der Evatöchter polnischen Stammes, ebenso wie die feine Taille und die graziösen Bewegungen, die an die Französin mahnen und doch keine Kopie, sondern natürlich und ungezwungen sind. Man vergißt im ersten Augenblick in dem fremdartigen Treiben völlig die anderen Sehenswürdigkeiten, die Bauten und Denkmäler, und immer und immer wieder versenkt sich das Auge in das stetig wechselnde, bunte Straßenbild. Warschau bietet jedoch des Sehenswerten gar viel — wir dürfen hier nicht länger verweilen, müssen weiter wandern . . .

Ein weiter Platz liegt vor uns, dessen ganze eine Seite ein großer Palast einnimmt. Wir stehen auf dem sogenannten Sächsischen Platz, und Erinnerungen an die Zeit, in welcher die Könige von Sachsen auch die Krone der Piasten trugen, werden in uns wach. Hier erbaute König August II. einen einst viel bewunderten Palast, der jedoch später niedergerissen und durch das jetzt an seiner Stelle stehende, nichts weniger als schöne Gebäude ersetzt wurde. An dieses grenzt das Brühlsche Palais, von dem bekannten Günstling und Minister August III., dem Grafen Brühl erbaut. In der Mitte des Platzes erhebt sich ein Denkmal, welches Kaiser Nikolaus den in der Revolution des Jahres 1830 gefallenen polnischen Generalen errichten ließ, die Rußland treu geblieben waren — ein Obelisk, an dessen Fuß acht Löwen liegen. Die Polen hatten durch eine National-Subskription die Mittel für ein Denkmal zu Ehren des Fürsten Josef Poniatowski beschafft, welches auf dem Sächsischen Platze aufgestellt werden sollte, aber die Revolution von 1830 verhinderte die Ausführung dieses Planes. Kaiser Nikolaus schenkte die bereits fertige Reiterstatue des Fürsten, die nach einem Modell Thorwaldsens gegossen worden, im Jahre 1831 dem Besieger Polens, dem Fürsten Paskewitsch, und dieser ließ der

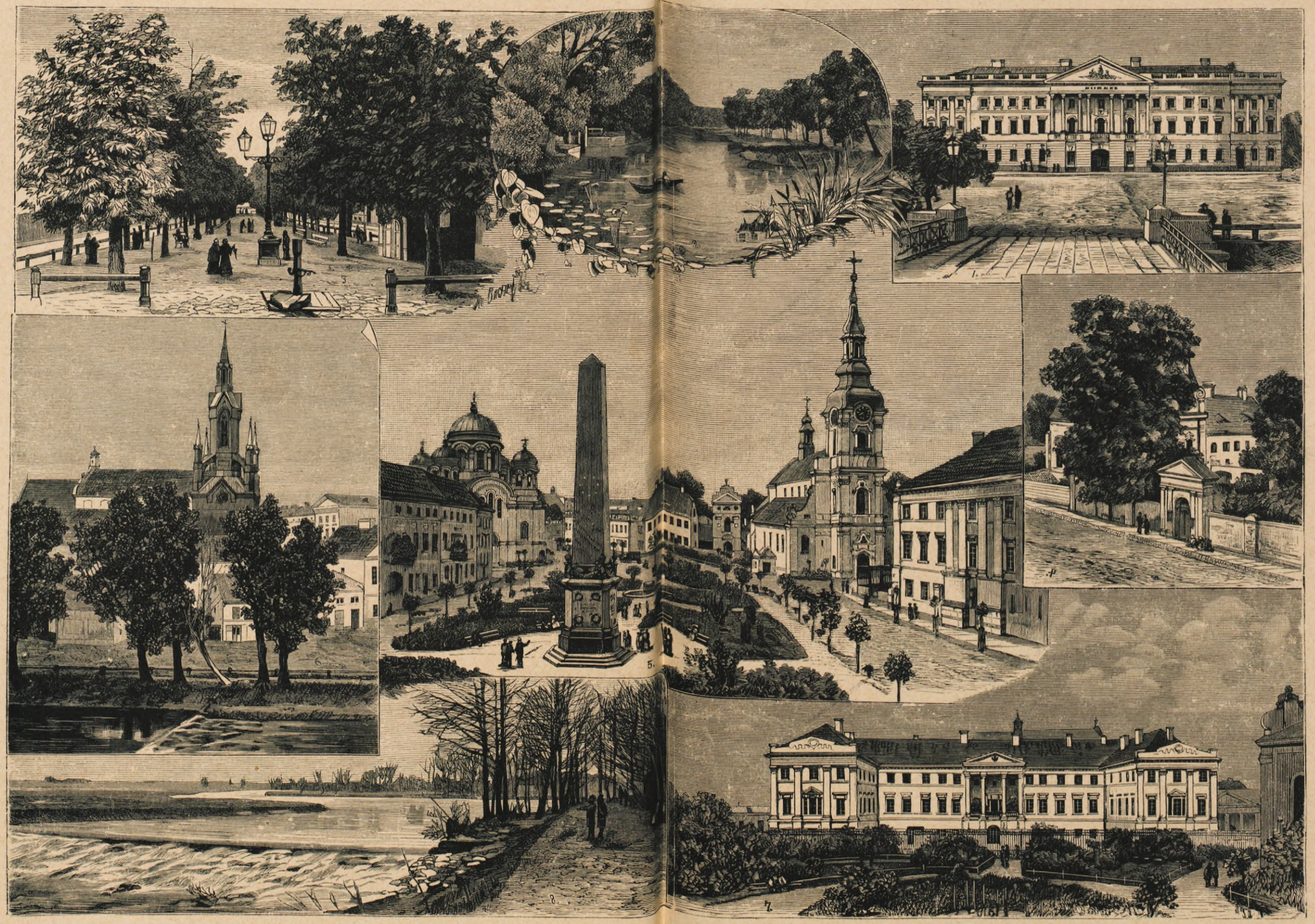
Statue den Kopf abschlagen, ihr eine Nachbildung seines eigenen aufsetzen und sie dann auf einem seiner Güter im Gouvernement Mohilew aufstellen.

Hinter dem Sächsischen Schloß erstreckt sich weithin der Sächsische Garten, gleichfalls von August II. angelegt, ein herrlicher Park, berühmt durch seine alten Bäume und schattigen Alleeen, mit vielen Statuen geschmückt, im Sommer ein Rendez-vous-Platz der eleganten Welt, die hier promeniert oder sich in das mitten im Park errichtete Sommertheater begiebt oder in dem Restaurant den Klängen einer Musikkapelle lauscht, welche hier am Abend Konzerte veranstaltet.

Der Seitenfront des Schlosses gegenüber erhebt sich in der Königsstraße der große Kuppelbau der evangelischen Kirche. Die Kirche ist nicht schön, obwohl sie unter allen Kirchen Warschaus die auffallendste ist, aber von der Laterne der Kuppel aus bietet sich eine herrliche Aussicht auf die Stadt. Über das turmreiche Häusermeer zu unseren Füßen, durch welches unter zwei großen Brücken die Weichsel in reißendem Lauf dahinschießt, schweift der Blick weit über die Landschaft hin, bis zur waldigen Ferne. Vor uns liegt zunächst am Ausgang der Königsstraße die vom König Kasimir III. 1337 gegründete Universität, die älteste Nordeuropas (die Prager wurde erst 1348 gegründet), einst eine berühmte Stätte der Wissenschaft, jetzt nur noch ein matter Abglanz der Vergangenheit. Unter den letzten Jagellonen war Gelehrsamkeit in Polen zwar hoch geschätzt, aber die Hochschule übte doch gar keinen Einfluß auf die Bildung des Volkes aus, weil ein vermittelndes Bindeglied zwischen dem Adel und der großen Masse fehlte. Wer die Würde eines Baccalaureus, eines Lizentiaten, Magisters oder Doktors erlangte, wurde dadurch adelig, und der Weg zu den höchsten Würden stand ihm offen, aber erst unter König Wladislaw wurde daran gedacht, durch Gründung von Stipendien auch Unbemittelten das Studium zu ermöglichen. Besonders berühmt war die Universität damals durch ihre Theologen, welche häufig auf allgemeinen Kirchenversammlungen eine wichtige Rolle spielten. Sie hatten auf denselben den Vorrang vor den Theologen aller anderen Universitäten mit Ausnahme der Theologen von Paris. Kardinal Hosius, ein Pole, war z. B. Vorsteher des tridentinischen Konzils. Die Bibliothek der Universität wurde 1794 großenteils nach Petersburg gebracht (siehe Seite 55) und auch ein Teil der anderen Sammlungen kam nach der Revolution des Jahres 1830 dorthin.

Die Universität liegt in der Krakauer Vorstadt, deren breite lange Hauptstraße, am Sächsischen Platz und dem Gouvernementsgebäude vorbei zu dem interessantesten Platz der Stadt, in den Mittelpunkt des Warschauer Verkehrs führt: zum Sigismund-Platz. Die Mitte des mit Gartenanlagen und Fontänen verzierten Platzes nimmt eine Statue des Königs Sigismund III. aus dem Hause Wasa ein, welche 1643 von seinem Sohn, Wladislaw IV., errichtet wurde. Auf hoher Marmorsäule, einem Monolith aus den Karpathen, steht der König, in einer Hand das Kreuz, in der andern das Schwert. An der Ostseite des Sigismund-Platzes befindet sich das königliche Schloß. An dieser Stelle haben schon die alten masovischen Herzoge gewohnt, später vergrößerten die beiden Könige aus dem Geschlecht der Wasa, Sigismund III. und Wladislaw IV., den alten Bau, der dann unter Stanislaus Poniatowski noch mannigfach verschönert wurde. Jetzt bewohnt die ehemaligen Königszimmer im östlichen Flügel der General-Gouverneur von Polen, und eine Anzahl Säle und Gemächer ist für den Kaiser reserviert, der das Schloß bezieht, wenn er nach Warschau kommt. Der alte Thronsaal ist noch erhalten, ebenso die Säle des Senats und der Landboten. Im letzteren Saal wählten die Landboten, nachdem sie in der Domkirche einer Messe und Predigt beigewohnt hatten, einen Marschall aus dem Ritterstande, worauf zwei Tage später der Reichstag eröffnet wurde. Von den Gemälden und anderen Kunstschätzen, welche sich einst in den Sälen des Schlosses befanden, ist nur wenig übrig geblieben; mit Ausnahme der Büsten berühmter Polen im Ballsaal und einiger Gemälde und Skulpturen, meist Porträts von Königen oder Darstellungen aus der polnischen Geschichte, ist alles nach Moskau und St. Petersburg gebracht worden. Seiner Lage nach ist aber das Königliche Schloß noch eines der schönsten Residenzschlösser Europas, die Aussicht von den Fenstern auf die vorbeifließende Weichsel und das alte Praga am andern Ufer eine entzückende.

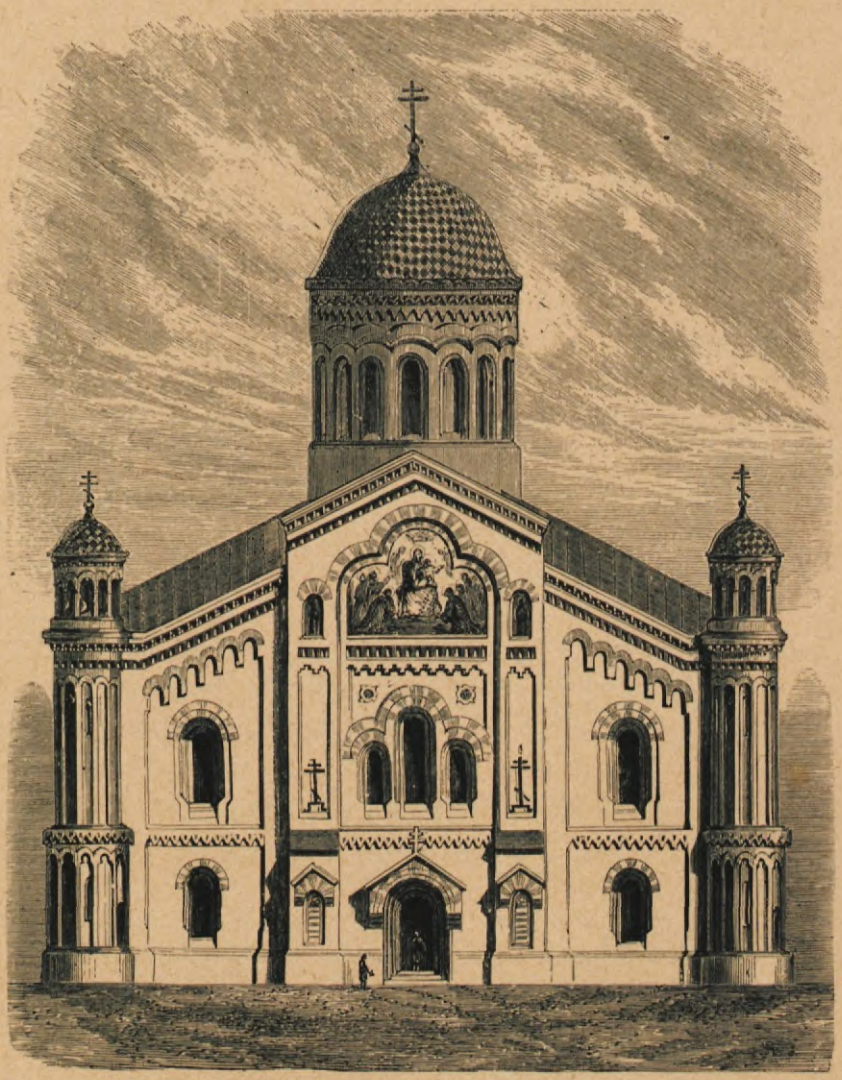
Vom Sigismund-Platz führt die breite Senatorenstraße an der Junkerschule, dem ehemaligen Palais des Fürst-Primas von Polen, vorbei zum Theater-Platz, auf dem sich Rathaus und Theater gegenüberliegen. Das erstere ist ein imposanter Neubau, vor 20 Jahren (1863) an Stelle des niedergebrannten Palastes der Fürsten Jablonowski erbaut. Das Theater, zugleich Schauspiel- und Opernhaus, enthält zwei Bühnen. Das



Ansichten von Kalisch.

1) Kreisgericht. 2) Hauptarm der Prosna. 3) Josefinen-Allee. 4) Reformierte Kirche. 5) Denkmal der vereinigten Aktion der russischen und preußischen Truppen in den Jahren 1813 und 1835; rechtgläubige Kirche und Marienkirche. 6) Quai an der Prosna. 7) Gouvernementsgebäude. 8) Stromschnellen der Prosna.

Warschauer Ballet ist berühmt und hat seinen Ruf, den es zur Zeit eines Vestris besaß, bewahrt. Die Nationaltänze — Mazurka, Krakowiak, Gaiduk u. s. w. — muß man von Polen und Polinnen tanzen sehen; die mit etwas Koketterie gepaarte Anmut der Bewegungen ist unnachahmlich und kein Ballet der Welt kann in diesen Tänzen mit dem Warschauer rivalisieren. Das Ballet in Polen verdankt seine Wiedererweckung, nachdem es über hundert Jahre von der Bühne verdrängt gewesen, dem französischen Balletmeister Le Doux, welcher einige Leibeigene Tiesenhausens, des Unterschatzmeisters von Littauen ausbildete. Tiesenhausen schenkte das Balletkorps dem König Stanislaus Poniatowski, der jedoch die Künstler für frei erklärte und die Truppe



Kathedrale in Wilna.

vergrößerte. Viele Koryphäen des Ballets, deren Namen europäischen Ruf erlangten, sind im 18. Jahrhundert aus derselben hervorgegangen. Unter Stanislaus Poniatowskis Regierung fällt auch die Blütezeit der polnischen Oper, welche jedoch vorzüglich italienische Musik kultivierte. Auch jetzt noch werden in Warschau häufig italienische Opern aufgeführt.

Von der Senatorenstraße biegt kurz vor der Junkerschule die Miodowa-Straße ab, die zu einem vierten großen Platz führt, der seinen Namen von dem Palais Krasinski erhalten hat, das sich auf seiner Westseite erhebt. Dieser Palast, einst Besitztum der Familie Krasinski, welche Polen viele bedeutende Schriftsteller geschenkt hat, ist wohl das schönste Gebäude Warschaus. Im edelsten italienischen Stil gegen Ende des 18. Jahr-

hunderts erbaut, wäre das drei Stockwerke hohe Gebäude mit seinem reichen architektonischen Schmuck auch eine hervorragende Zierde jeder andern Stadt. Es ist nicht mehr im Besitz des Grafenhauses; Verwaltungsbureaux sind in den Räumen untergebracht, die so viel von vergangener Pracht erzählen könnten. Der zum Palais gehörige schöne Garten ist jedoch dem Publikum geöffnet. Hinter dem Krasinskischen Garten beginnt das Judenviertel, das längst nicht mehr ausschließlich von Juden bewohnt ist. Die Lange Straße verfolgend, gewahren wir bald wieder in dem Häusermeer eine Menge hervorragender Gebäude: das Arsenal, bei welchem, als die Revolution von 1830 ausbrach, ein erbitterter Kampf stattfand, die Synagoge, die Gebäude der Polnischen Bank, das Palais der Grafen Zamoiski, auch das blaue Palais genannt, welches August II. für die Gräfin Orzelska, seine natürliche Tochter, erbauen ließ. Der Palast, der kostbare Sammlungen enthält, ist nicht der einzige, den die in der polnischen Geschichte wiederholt eine Rolle spielende Familie Zamoiski in Warschau besaß; das alte Familienhaus der Zamoiski liegt in der Warschauer Vorstadt. Es wurde 1863 von der Regierung konfisziert und zur Wohnung für die Stabsoffiziere der in Warschau garnisonierenden Regimenter bestimmt, weil von einem der Fenster desselben auf den Statthalter Grafen Berg geschossen worden, ohne daß der Thäter entdeckt werden konnte. Neben dem Palast steht die schönste Kirche Warschaus, die Heilige Kreuz-Kirche, in welcher Fürst Joseph Poniatowski begraben sein soll. Auch an dieser Kirche, ja fast an jedem Hause der Straße, haften Erinnerungen an den unheilvollen Aufstand des Jahres 1830. Das große Gebäude am Ende der Vorstadt, jetzt Gymnasium, vor welchem eine Bronze-Statue des Kopernikus steht, war früher Sitz der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft, die nach der Revolution aufgelöst wurde.

Hinter der Krakauer Vorstadt beginnt die sogenannte Neue Welt. Dort sehen wir auf dem Alexanderplatz die Alexander-Newsky-Kirche, welche der Kaiser Alexander zum Andenken an die Vereinigung Polens mit Rußland erbauen ließ, und eine lange Lindenallee führt durch eine freundliche Villenstadt dahin. An schönen Sommertagen wimmelt es auf den Reit- und Fahrwegen von Equipagen und Reitern, denn der Park mit den zahllosen Restaurants und Vergnügungslokalen ist Warschaus Prater. Linker Hand, gegen den Fluß hin, liegt an dieser Straße das reizende Lustschloß Lazienki Krolewskie (Königs-Bäder) inmitten eines herrlichen Parkes (siehe Seite 245) an einem durch Kunst geschaffenen kleinen See. Das im italienischen Stil vom König Stanislaus Poniatowski erbaute Schloß ist seit 1816 kaiserliches Eigentum. Ludwig XVIII. hat das Schloß eine Zeit lang bewohnt. Unter den vielen Gemälden, welche die Zimmer schmücken, befindet sich eine Sammlung von Porträts der schönsten Frauen aus der Zeit des Königs Stanislaus. Im Park trifft man eine Menge reizender kleiner Gebäude, darunter eine Rotunde, in welcher Marmorbüsten polnischer Könige stehen, einen chinesischen Pavillon, auch ein Sommer- und ein Winter-Theater. Dem Schloß gegenüber steht ein Denkmal Johann Sobieskis. Der Türkensieger und Befreier Wiens ist hoch zu Roß dargestellt, das Denkmal am hundertsten Jahrestage der Befreiung Wiens errichtet worden.

Große Kasernen bilden hinter dem Park, zwischen diesem und der Weichsel, den Abschluß der Stadt in südlicher Richtung. Lassen wir nun unsere Blicke nochmals über die bereits durchwanderten Straßen hinweg nach Norden schweifen, so finden wir auch dort große Kasernen, und jenseits derselben erheben sich Festungswerke, die uns daran erinnern, daß Warschau jetzt als Mittelpunkt der Weichsellinie auch ein strategisch hochwichtiger Platz ist.

Unterhalb Warschaus erhebt sich am linken Weichselufer die sogenannte Alexander-Citadelle, ein Sperrfort, welches die über den Strom führende Eisenbahnbrücke beherrscht, und im Halbkreis um dieselbe liegen fünf Lünetten, darunter drei geschlossene, die Forts Wladjimir, Alexei und Sergijewsky. Auf dem andern Ufer vervollständigen diese Fortifikationsgruppe das Fort Sliwicki und zwei kleine Lünetten. Es soll ein Projekt ausgearbeitet sein, durch dessen Ausführung Warschau in einen Waffenplatz ersten Ranges verwandelt würde, doch ist nicht bekannt, wo die neuen Befestigungen errichtet werden sollen, deren Kosten angeblich in fünf Jahren 40 Millionen Rubel betragen werden.

In anbetracht der großen Wichtigkeit Polens im Falle eines Krieges Rußlands mit seinen beiden Nachbarstaaten, zwischen die es sich wie ein mächtiger Keil hineindrängt, dürfte es von Interesse sein, wenn hier der Anlage der westrussischen Landesbefestigungen, die jetzt so viel Staub aufwirbeln, auch mit einigen Worten gedacht wird. Große neue Anlagen sind in den letzten Jahren in Polen nicht ausgeführt

worden, wohl aber hat man die vorhandenen verstärkt und den Anforderungen moderner Verteidigungskunst entsprechend vervollkommnet. Was darüber zur Stunde bekannt ist, enthalten die folgenden Zeilen.

Als erste natürliche Verteidigungslinie kommt die Weichsel in Betracht, welche das Land von der Süd- bis zur Nordgrenze durchfließt und es in zwei fast gleiche Teile trennt. Längs der Weichsel, über welche nur bei Warschau eine feste Brücke führt, begegnen wir denn auch einem ausgedehnten Festungsnetz. An die Fortifikationsgruppe bei Warschau schließt sich, längs des untern Laufes der Weichsel bis zur preußischen Grenze sich erstreckend, die Festungsgruppe Nowo-Georgiewsk, deren Mittelpunkt die Stadt gleichen Namens, das frühere Modlin bildet. Die Werke von Nowo-Georgiewsk sperren einerseits die Eisenbahnlinie Danzig-Mlawa-Warschau, andererseits die Straße von Thorn nach Warschau, und beherrschen die Übergänge über Weichsel, Narew und Bug. Am linken Weichselufer befindet sich nur ein unbedeutender Brückenkopf zum Schutz der Pontonbrücke; die Hauptwerke liegen auf dem rechten Ufer, und vor ihnen breitet sich zwischen den beiden Flüssen ein Netz kleiner Befestigungen bis zum Dorfe Nowy Dwor aus. Mehrere neue Forts, sowohl auf dem rechten als dem linken Ufer sollen projektiert sein. Jetzt beträgt die Wallumfassung von Nowo-Georgiewsk 9 Kilometer und als Besatzung sind 12 000 bis 15 000 Mann erforderlich. Wenn die bekannten Angaben richtig sind, soll der Platz soweit ausgedehnt werden, daß er einem Armeekorps von 50 000 Mann genügenden Lagerraum bieten würde, in welchem Falle 20 000 Mann als Besatzung erforderlich wären. Dieser rechte Flügel der Weichselbefestigungen soll sehr stark sein, eine Menge bombensicherer Kasematten besitzen und mit einem großen Minensystem in Verbindung stehen. Für einen offensiven Vorstoß über die deutsche Grenze gegen Thorn und Danzig sind die Werke von Nowo-Georgiewsk, die von der Grenze nur etwa 19 Meilen in der Luftlinie entfernt sind, von großer Wichtigkeit.

Ein gleich wichtiger Schlüsselpunkt ist auf dem linken Flügel der Weichsellinie das südlich von Warschau gelegene Iwangorod, das alte Demblin. Am rechten Ufer der Weichsel gelegen, beim Zusammenfluß dieser mit dem Wieprz, verdankt es seine jetzige strategische Bedeutung der durch das Festungsgebiet führenden Eisenbahn von Warschau nach Lublin und der hier einmündenden Linie Iwangorod-Brest-Litewski. Bisher befand sich auf dem linken Ufer nur ein kleines Fort und auf dem rechten ein bastionierter Wall mit drei Außenwerken und zwei detachierten Redouten. Wenn die projektierten neuen Werke vollendet sein werden, wird Iwangorod sowohl für eine preußische als für eine österreichische Invasionsarmee ein wichtiger Platz sein, da einerseits eine Belagerung Warschaus die Detachierung eines starken Beobachtungskorps gegen Iwangorod erfordern würde, andererseits eine in das Land eindringende österreichische Armee zunächst die Festung belagern müßte, welche die Weichsel und das ganze Straßen- und Eisenbahnnetz nach Norden und Osten beherrscht. Auch Iwangorod würde, gleich Nowo-Georgiewsk im Norden, einer russischen Offensive zur Basis dienen. Die Stellung der russischen Armee gegenüber einer österreichischen Invasionsarmee ist für erstere dadurch ungemein günstiger, daß sie über eine nach dem Innern des Reiches führende Eisenbahn verfügt, während die österreichische außer der von Krakau aus parallel mit der Landesgrenze angelegten Bahn Krakau-Brody, die für die Offensive gar nicht in Betracht kommt, gar keine Eisenbahn zur Verfügung hätte, sich also zur Sicherung ihres Nachschubs unbedingt zunächst Iwangorods bemächtigen müßte.

Nehmen wir an, es wäre einem eindringenden feindlichen Heer gelungen, die Weichsellinie zu durchbrechen, sei es nun durch Einnahme Warschaus oder Iwangorods oder Nowo-Georgiewsks, so würde es beim weitern Vormarsche, mag es sich nun gegen Petersburg oder Moskau oder gegen den Süden Rußlands wenden, nicht bald auf eine zweite Befestigungslinie stoßen. Nur die Österreicher fänden die bei Iwangorod in ihre Hände gefallene Eisenbahn durch die Festung Brest-Litewski gesperrt, von wo ein Schienenweg gegen Norden nach Bialystok-Königsberg, ein anderer über Minsk und Smolensk nach Moskau, ein dritter über Berditschew nach Kijew und Podolien führt und wo die Militärbahn von Pinsk mündet. Die Stadt Brest-Litewski zählt etwa 22 000 Einwohner und liegt an der Mündung des Muchawjetz in den Bug. Hier befinden sich große Depots und Bäckereieinrichtungen. Den Kern der sehr starken Festung bildet die auf einer Insel im Muchawjetz gelegene Citadelle. Vor ihr liegen, teils am linken Bugufer und teils zwischen Bug und Muchawjetz die Terespoler, die Kobrynsche und die Wolhynische „Front“: erstere, aus einem Hornwerke und vier verbundenen Lünetten bestehend, am linken Bugufer; die Kobrynsche jenseits des Bug, zwischen diesem und dem rechten

Muchawjetzufer, aus vier Baſtionen beſtehend, vor denen in jüngſter Zeit das Sperrfort „Graf Berg“ erbaut wurde, bei welchem die Moskauer Bahn den Bug überbrückt; endlich ein Wolhyniſche Front genanntes Kronwerk jenſeits des Muchawjetz zwiſchen dieſem und dem rechten Bugufer. Auch Breſt-Litewski ſoll, wie es heißt, durch Anlage detachierter Forts in ein großes befeſtigtes Lager verwandelt werden.

Der hinter Breſt-Litewski gelegenen Feſtung Bobruisk an der Bereſina, deren Werke noch aus den dreißiger Jahren ſtammen, wird kein großer Wert beigemeſſen. Die Eiſenbahn überbrückt die Bereſina nördlich von Bobruisk bei Boriſow, und die kleine Feſtung hat nur noch als Sperre der Straße durch die Pripet-Sümpfe und der Linie Minsk-Kijew ſtrategiſche Bedeutung. Die großen Pripet-Sümpfe bilden hier einen natürlichen Schutzwall, und eine von Lemberg gegen Moskau vordringende Invaſionsarmee wäre gezwungen,

Denkmal von 1812 in Smolensk.

ſich alsbald nach Oſten zu wenden, um die Sümpfe zu umgehen. Von dem an der Grenze gelegenen Brody führt eine Eiſenbahn über Rowno nach Berditſchew, und von Tarnopol eine Bahn durch Podolien nach Odeſſa, mit der erſtern durch eine Zweigbahn über Winniza verbunden. Dieſe Eiſenbahnen entbehren bisher jeden Schutzes, und erſt am Dnjepr würde auf der erſtern Strecke eine Invaſionsarmee auf ſtarke Befeſtigungen ſtoßen. Wiederholt iſt deshalb in Rußland der Plan angeregt worden, zwiſchen Dubno, Rowno und Lutzk ein befeſtigtes Lager zu errichten und mehrere Forts anzulegen, um den ſo exponierten Eiſenbahnknotenpunkt zu ſichern. Auch die Befeſtigungen Kijews ſind mangelhaft, obwohl ſie in den letzten Jahren der modernen Befeſtigungskunſt entſprechend verſtärkt worden ſind; ſie befinden ſich ausſchließlich auf dem rechten Ufer, wo die Citadelle im Halbkreis von Redouten und verſchiedenen geſchloſſenen Werken umgeben iſt, die Stadt jedoch

Kleinrussischer Lirnjik und Bandurist.

ist völlig unbefestigt. Es verlautet, daß in einer Entfernung von 7 Kilometer von der Stadt rings um dieselbe 11 detachierte Forts angelegt werden sollen, eine Verstärkung, die dringend geboten erscheint, da Kijew einer der bedeutendsten Depotplätze Rußlands ist, ein Artillerie-Arsenal und eine Menge großer Magazine mit Kriegsbedarf und Vorräten aller Art enthält.

Über die Befestigungen in den nördlichen Landesteilen, auf der Linie Warschau-St. Petersburg, fehlen genaue, verläßliche Angaben. Ob dort neue Befestigungen schon in Angriff genommen sind, ist nicht bekannt. Bisher war dort der einzige befestigte Platz von einiger Bedeutung Dünaburg an der Düna, wo sich große Magazine und ein Teil des Belagerungsparks befinden. Dünaburg ist ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt, da hier die Linien von Wilna, Mitau, Riga, Smolensk und St. Petersburg einmünden. Auf dem linken Ufer der Düna befindet sich ein Brückenkopf; die übrigen Befestigungen, einige detachierte Forts in geringer Entfernung von der Stadtumwallung, liegen am rechten Ufer. Die Anlage neuer Befestigungen bei Kowno, bei Bialystok und bei Goniadz an der Bobra soll projektiert sein. In Bialystok und Kowno münden von Königsberg kommende Eisenbahnen, und das etwa 25 Meilen in der Luftlinie von der Grenze entfernte Wilna mit seinen großen Magazinen und Militärbäckereien hat bisher keinen andern Schutz als die Flußlinien des Njemen und der Wilja und die auch in Friedenszeiten in dem Kreis Suwalki ungemein eng bei einander liegenden Truppenkantonements. Die Defensive findet jedoch auf dieser Strecke eine nicht zu unterschätzende Unterstützung durch die vielen Flüsse und Sümpfe, die Narew und den Bug, die Bobra, den Njemen, die Wilja bei Wilna und schließlich die Düna.

Der Mangel großer Befestigungsanlagen in den Landesteilen, durch welche der Weg von der Weichsellinie nach Moskau und nach St. Petersburg führt, zeigt klar, daß Rußland mehr als den Festungen seinem natürlichen Verbündeten, der weiten Ausdehnung seines Gebietes, vertraut. Trotz der durch die Eisenbahnen geänderten Verkehrsverhältnisse würden in Rußland wie im Jahre 1812 auch heute noch durch die Größe des Territoriums einer Invasionsarmee große Schwierigkeiten erwachsen. Eine Schwächung Rußlands durch Besetzung eines großen Teiles seines Gebietes ist unmöglich. Die feindliche Heeresleitung würde daher wohl trachten, gleich den Verbündeten im Jahre 1854 und 1855, Rußland Plätze zu entreißen, deren Verlust empfindlich wäre. Ein solcher Platz wäre die Landeshauptstadt Petersburg, aber diese liegt mehr als 800 Kilometer von der deutschen Grenze entfernt, und die Sicherung der Verbindungen einer von Ostpreußen vordringenden Armee gegen Angriffe auf beiden Flanken, sowohl von der See- als von der Landseite, ist schwierig.

Nicht zu unterschätzen ist endlich auch trotz der hinter westeuropäischen Armeeen weit zurückstehenden Durchschnittsbildung des gemeinen Mannes das kolossale Menschenmaterial, über welches Rußland verfügt. Nach den neuesten offiziellen Ausweisen betrug die Friedensstärke des russischen Heeres 34 917 Offiziere und 858 275 Mann; im Kriegsfalle stehen Rußland nach vollständiger Durchführung der Armeereorganisation gegen Ende der achtziger Jahre fast $2^1/_2$ Millionen Streiter zur Verfügung.

Das Reich ist jetzt in 14 General-Gouvernements (Militärbezirke) eingeteilt: Finnland, Petersburg, Wilna, Warschau, Moskau, Kijew, Kasan, Orenburg, Charkow, Odessa, Kaukasus, Turkestan, West- und Ost-Sibirien. Die Truppenzahl in diesen Bezirken ist je nach der Wichtigkeit derselben verschieden, in den westlichen Provinzen selbstverständlich am stärksten. Da die Truppen demnach nicht wie in Deutschland aus demselben Bezirke rekrutiert werden, sind bei der Mobilisierung Schwierigkeiten unvermeidlich. Sind doch manche Rekrutierungsbezirke über 200 Meilen vom Standort des Regimentes entfernt! Bei der Mobilmachung im Jahre 1876, bisher der einzige Maßstab, waren 2 bis 3 Wochen erforderlich, um 180 000 Mann mobil zu machen, und Mobilmachung und Aufmarsch vollzogen sich in etwa 7 Wochen. Bei einem Kriege mit einer der Westmächte würde sich die Mobilisierung jedoch unverhältnismäßig schneller vollziehen, da viele Eisenbahnlinien aus dem Innern des Reiches nach Westen führen, die man 1876 beim Marsch nach Süden nicht zur Verfügung hatte.

Der Nationalität nach sind 80% der Truppen Nationalrussen, 20% Polen, Deutsche, Finnen u. s. w. Die Garde wird aus dem ganzen Reich rekrutiert, die Kavallerie meist aus dem Südwesten.

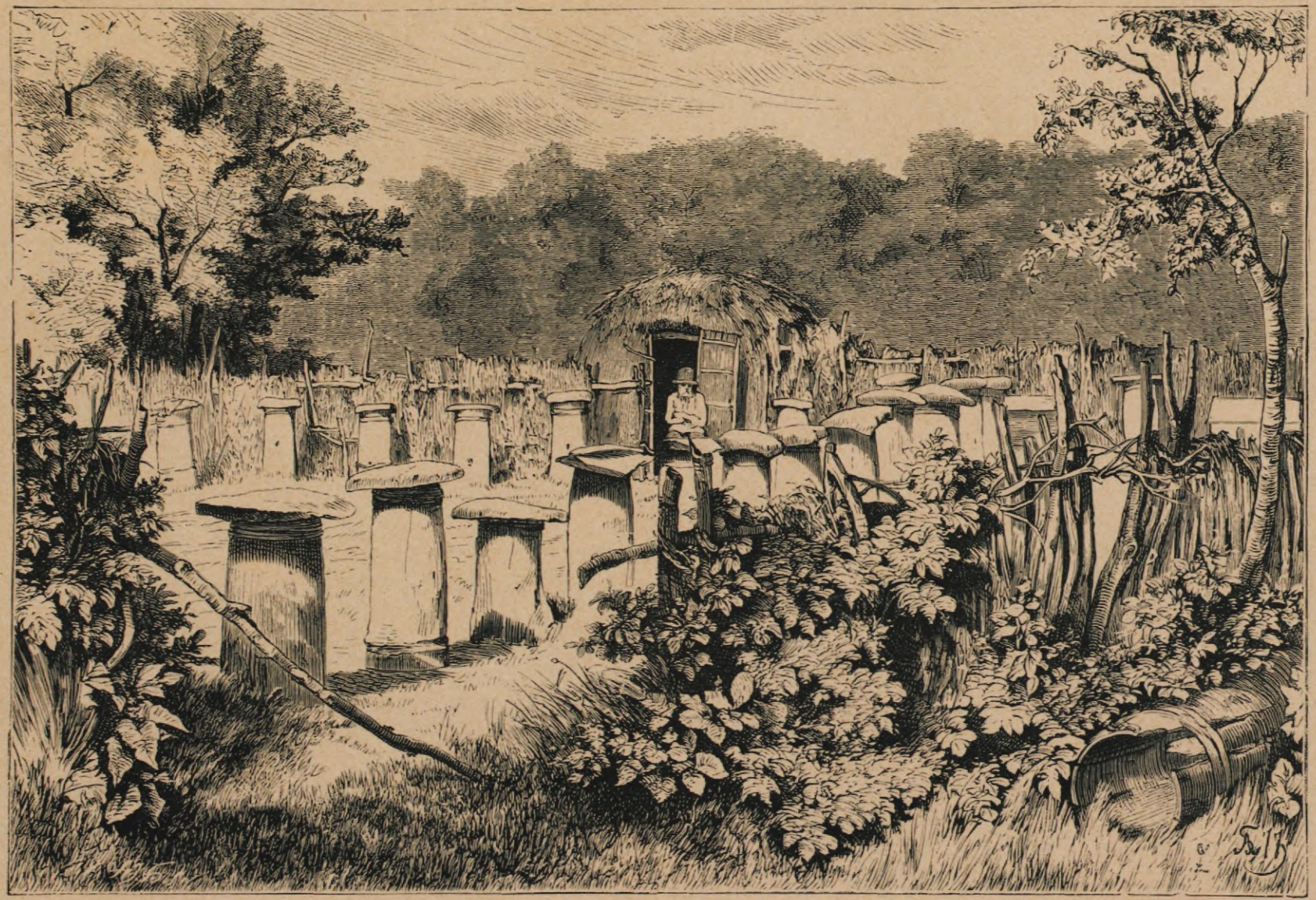
Mag man nun immerhin einwenden, daß Rußland stets eine große Truppenmacht zur Niederhaltung seiner asiatischen Unterthanen und zum Schutze seiner asiatischen Grenzen brauche, die auf einem westlichen

Kriegsschauplatz nicht zur Verwendung kommen könne — die Macht, über welche das Reich gebietet, bleibt trotzdem eine sehr ansehnliche und die etwa noch vorhandenen Mängel der Mobilisierung werden reichlich ausgeglichen durch die oben erwähnten Vorteile, welche Rußland bei einem Defensivkrieg in seinem riesigen Gebiete selbst findet.

Ob Rußland schon in der nächsten Zeit in der Lage sein wird, seine Kraft in einem Kriege mit einer der Westmächte zu erproben? — Wir glauben es nicht. Ein Blick auf Rußlands Grenzbefestigungen zeigt, wie wenig man dort an einen ernstlichen Konflikt mit seinem mächtigsten Nachbar, dem deutschen Reiche, gedacht hat. Halb Polen liegt fast schutzlos einer eventuellen deutschen Invasion preisgegeben! All den vielen allarmierenden Gerüchten gegenüber halte man sich doch nur die Frage vor, welche Interessen Rußlands durch Deutschland gekreuzt werden, und umgekehrt, und was die beiden Staaten veranlassen könnte, die über hundertjährige bewährte Freundschaft des deutschen und russischen Kaiserhauses in einem Kriege zu Grabe zu tragen. Wir finden keine trennenden, wir finden nur vereinigende Interessen. Der großen Kulturaufgabe, die Rußland zu erfüllen hat, ist nach Westen durch die deutschen Grenzpfähle eine Grenze gesetzt, ein weites Gebiet steht ihm aber offen, ohne daß ein störendes Eingreifen des westlichen Nachbars zu befürchten wäre. Hoffentlich wird daher Polen das traurige Los, nochmals der Schauplatz eines Krieges zu werden, erspart bleiben. Es besitzt der Schlachtfelder schon mehr als genug, und in weitem Bogen um Warschau herum ist alles Land blutgetränkter Boden. Wenn wir uns von der Citadelle auf das rechte Ufer begeben, kommen wir in die Vorstadt Praga, bekannt durch ihre Erstürmung durch Suworow am 4. November 1794. Die durch Hunger und Frost erschöpfte Besatzung der eine deutsche Meile langen Befestigungen erlag dem unwiderstehlichen Ansturm der Russen; nach zwölfstündigem erbitterten Kampf deckten 13 000 Polen das Schlachtfeld, 14 000 waren gefangen und der siegreiche Feldherr sandte seiner Kaiserin die bekannte lakonische Depesche: „Hurrah, Praga! Suworow" — worauf die ebenso kurze Antwort kam: „Bravo, General-Feldmarschall! Katharina."

Praga bietet heute außer den Resten der ehemaligen Befestigungen wenig Sehenswertes, es lohnt sich aber, von hier aus einen Blick auf die gegenüberliegende Stadt zu werfen. Wenige Städte erfreuen sich einer so schönen Lage wie Warschau, am hohen Ufer eines breiten Stromes, aber man dürfte auch kaum eine zweite Stadt von gleicher Größe finden, die sich dem Beschauer in so verwahrlostem Zustande präsentiert. Der russischen Regierung wird unter den jetzigen Verhältnissen gewiß niemand zumuten, etwas für die Verschönerung Warschaus zu thun, aber auch die Polen, die so gern von ihrer ehemaligen Königsstadt schwärmen, haben nicht das Geringste gethan, um durch Kunst nachzuhelfen, wo die Natur minder freigebig gewesen. Welch trostloses Bild bieten die Weichselufer! Keine Schiffe beleben die breite Wasserfläche, nur dann und wann windet sich ein Floß zwischen den zahllosen Sandbänken hindurch, die nach jeder Frühjahrsüberschwemmung an anderer Stelle sich erheben, keine Quais säumen die Ufer ein, das rechte Ufer ist entweder völlig kahl oder mit spärlichem Graswuchs bedeckt, und auf den Felsen am linken Ufer, welche direkt aus dem Wasser emporsteigen, hat nur beim Königlichen Schloß die Menschenhand der Natur nachgeholfen und die Terrassen erbaut, auf denen der Schloßgarten angelegt wurde. Auf den übrigen Abhängen sind Kirchen, Häuser und unbebautes Land bunt durcheinander gewürfelt, ein nichts weniger als anziehendes Bild, aber lebhaft daran mahnend, daß wir uns — in Polen befinden. In Polen darf man sich nie durch den Schein blenden lassen, muß immer und überall nach der Kehrseite der Medaille fragen. Wie zu den eleganten Pariser Toiletten der Damenwelt in den Straßen Warschaus die finanzielle Lage eines großen Bruchteils der Bevölkerung einen grellen Kontrast bildet, so sind die verwahrlosten Weichselufer und das holprige Pflaster der zu ihnen hinabführenden Straßen das düstere Seitenstück zu den prachtvollen Verkaufsläden, zu den feinen Konditoreien und Restaurants in den Hauptstraßen. Wir haben eine Stadt vor uns, die durch ihre Bevölkerungszahl und Ausdehnung vollkommen berechtigt ist, sich eine Großstadt zu nennen, die aber doch noch sehr weit davon entfernt ist, eine solche wirklich zu sein.

Einen ebenso ungünstigen Eindruck wie die Gegend am Flusse bringt die am äußersten Ostende Warschaus gelegene, fast ausschließlich aus Holzhäusern bestehende Vorstadt Wola hervor, und doch führt durch sie der Weg zu einem Platz, der Jahrhunderte lang in der polnischen Geschichte eine hochwichtige Rolle gespielt: die Wahlebene, auf welcher der Adel Polens seine Könige wählte. Glänzende Versammlungen hat diese Ebene



Bienenkörbe in Kleinrußland.

gesehen, denn jeder polnische Adlige, der ärmste Schlachzyz war berechtigt, bei der Krönungswahl seine Stimme abzugeben, und galt es wieder einmal, den Thron der Piasten zu besetzen, dann blieb sicher kein Wahlberechtigter zu Hause. Heute giebt es in Polen noch mehr als 300 000 Edelleute, trotzdem die Regierung nach dem letzten Aufstand sich angelegentlich mit der Prüfung der Ansprüche auf Führung des Adelstitels beschäftigt hat, wobei mancher ohne nachweisliche Berechtigung geführte erlosch. Danach kann man sich vorstellen, wie zahlreich und wie glänzend die Versammlung war, die sich mit der Königswahl beschäftigte. Man zeigt jetzt noch die Stelle, wo bei dem feierlichen Akt die einzelnen Woiwodschaften und der Adel aus den Herzogtümern vor dem Gebirge standen.

Das Feld ist jetzt zum Teil von dem evangelischen und dem kalvinischen Friedhof und Gebäuden der Vorstadt Wola bedeckt; etwa in der Mitte steht die neue katholische Kirche.

Im Westen der Wahlebene spielte sich der letzte Akt des blutigen Dramas von 1831 ab: dort wurden die letzten Trümmer der polnischen Armee von Paskewitsch zersprengt. Am heftigsten wütete der Kampf bei dem Friedhof von Wola, der hinter diesem Dorfe an der Chaussée liegt. Er ist jetzt Garnisonskirchhof und die Kirche in eine griechische Kapelle verwandelt, aber die Spuren des Kampfes vom 6. September 1831 sind noch nicht verwischt. Wall und Graben umgeben heute noch den Friedhof und verleihen ihm das Aussehen einer kleinen Festung. Erst wenn man das Gitterthor passiert hat und plötzlich sich unter mächtigen Kastanien befindet, erblickt man die Grabkreuze und Denkmäler, unter denen die gefallenen Krieger ruhen.

Doch wir wollen nicht länger bei der düstern Vergangenheit weilen! Wenden wir uns lieber den Stätten zu, an denen Handel und Industrie die Wunden zu heilen gesucht haben, welche der starre Widerstand gegen vollzogene Thatsachen dem Lande geschlagen.

Polen unterscheidet sich von dem übrigen Rußland auffallend durch die Menge Städte, die es besitzt. Besonders längs der deutschen Grenze, in der Nähe der industriereichen Distrikte Schlesiens, liegt auf polnischem Boden Stadt an Stadt. Dort finden wir auch den berühmtesten Wallfahrtsort Polens, das Kloster Tschenstochau (Częstochowa) bei der Stadt gleichen Namens. Unweit der alten Stadt, einem belebten Handelsplatz mit etwa 8000 Einwohnern, ist um das Kloster herum eine neue Stadt entstanden, von jener durch die Schienen der Eisenbahn getrennt, doch durch eine stattliche Allee mit ihr verbunden und heute ebenso volkreich wie die alte Stadt. Das Kloster war einst sehr reich — der 15. Teil der Güter Polens war sein Eigentum — und heute noch wird der Kirchenschatz alljährlich durch die 50 000 Pilger, welche hierher kommen, bereichert. Bis in unser Jahrhundert hat Tschenstochau auch als Festung eine wichtige Rolle gespielt, manchen Feind vor seinen Mauern gesehen, zweimal dem König Johann Kasimir als Zufluchtsort gedient, und erst im Jahre 1772 sah es zum ersten Mal Feinde auch innerhalb seiner Mauern, nachdem es sich nach tapferer Gegenwehr den Russen ergeben hatte. Der Prior war Kommandant der Festung, und daß die Mönche von Tschenstochau sich auch auf das Waffenhandwerk verstanden, beweist die glorreiche Verteidigung desselben durch den Prior Kordetz gegen die Schweden. Seinen Ruf verdankt Tschenstochau dem wunderthätigen Marienbild, das ein Werk des Evangelisten Lukas und früher im Besitz der griechischen Kaiserin Helena gewesen sein soll. Vor diesem, „die schwarze Madonna" genannten Bild liegen den ganzen Tag Andächtige, meist polnische Bauern, auf den Knieen. Die größten Pilgerscharen kommen im September zur Zeit des Marienfestes.

Dem Wallfahrtsort verdankt auch Alt-Tschenstochau seine Blüte. Wie überall an derartigen Stätten finden auch hier Märkte statt — 12 jährlich — die viel Volk heranziehen.

Die Eisenbahn verbindet Tschenstochau einerseits über Granica mit Preußisch-Schlesien und Krakau, andererseits über Piotrkow mit Warschau. Piotrkow (Petrikau) ist die Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements und zählt 18 000 Einwohner, ist aber heute nur ein Schatten von dem, was es einst gewesen. Eine der ältesten Städte Polens, sah Piotrkow schon im 15. Jahrhundert glänzende Reichstage innerhalb seiner Mauern abhalten, und später ist mancher polnische König hier gewählt worden. Heute erinnert nur noch das verfallene Schloß an die Zeit des frühern Glanzes. Die Vorstadt ist fast nur von Juden bewohnt. Wie ganz anders sieht es in dem nahen Lodz aus, das durch eine Zweigbahn mit der Warschauer Linie verbunden ist! Lodz kann man als deutsche Stadt bezeichnen, denn etwa drei Vierteile der 57 000 Einwohner sind Deutsche. Das deutsche Element hat sich in Polen, besonders in den Gouvernements am linken Weichselufer,

in den letzten Jahrzehnten so vermehrt, daß die der deutschen Einwanderung abholden Kreise in Rußland schon wiederholt und nicht ganz mit Unrecht darauf hingewiesen haben, Polen sei schon mehr germanisiert als die Ostseeprovinzen. Man braucht zwar nicht polnisch zu verstehen, wenn man in Polen reist, die deutsche Sprache genügt — aber das ist nicht ausschließlich die Folge der vielen deutschen Kolonieen, sondern zum großen Teil den Juden zu verdanken, welche ausnahmslos der deutschen Sprache mächtig sind. Spricht ja doch auch in Warschau fast die Hälfte der Bevölkerung deutsch, obwohl unter den 384 000 Einwohnern nur 20 000 Deutsche sind. Auf dem Lande, in den Dörfern, trifft man selten Deutsche; wie im Mittelalter ziehen auch jetzt noch hauptsächlich die Städte Einwanderer an sich, Handwerker, Kaufleute, Industrielle, und die Thatsache, daß die Industrie Polens zum großen Teil ein Werk deutscher Hände ist, läßt sich allerdings nicht mehr wegleugnen.

Lodz und seine ebenfalls überwiegend von Deutschen bewohnten Nachbarstädte, Zgierz, Ozorkow und Pabianice besitzen große Fabriken, welche viele Tausende von Arbeitern beschäftigen, so z. B. die Karl Schreibler'sche Baumwollenmanufaktur in Lodz mehr als 8000. Im Jahre 1821 zählte Lodz kaum 800 Einwohner, und heute ist es sowohl der Einwohnerzahl nach als auch durch seine Industrie die zweite Stadt Polens — allerdings eine Stadt, welche in ihrem Äußern nicht die geringste Ähnlichkeit mit den alten polnischen Städten hat, sondern auf den ersten Blick erkennen läßt, daß hier nur Fleiß und Arbeit geachtet und angesehen sind. Denkmäler und Prachtbauten hat Lodz nicht aufzuweisen, aber zu beiden Seiten der unübersehbaren Hauptstraße liegen zu hunderten die Fabriken und Werkstätten, dazwischen die Wohnungen der Arbeiter, denn Lodz liefert etwa sieben Achtel der Wollstoffe, welche ganz Polen erzeugt. Die meisten Etablissements sind von Deutschen errichtet.

Jenseits der Warschauer Bahn liegt an der Pilica noch eine solche deutsche Industriestadt, Tomaszow, und gegen Westen jenseits der Warta, am Grenzflüßchen Prosna finden wir gleichfalls eine zahlreiche deutsche Bevölkerung in dem alten Kalisch.

Auch in Kalisch sind die großen industriellen Unternehmungen fast sämtlich in deutschen Händen. Wir finden darunter eine Tuchfabrik mit 300 000 Rubel Jahresumsatz, eine Pianofabrik, eine Zwirnbandfabrik u. s. w. Im Jahre 1880 zählte Kalisch nahezu 18 000 Einwohner, darunter etwa 8000 Polen, 1600 Deutsche und fast 8000 Juden. Steingebäude überwiegen, doch sind noch sehr viele Holzhäuser vorhanden. Die Stadt ist eine der ältesten Polens. Man hat ihren Ursprung sogar bis in die Zeiten des Ptolemäus zurückzuleiten versucht und sie für das von diesem erwähnte Kalisia erklärt. Ihre Blütezeit erlebte sie nach dem Tode des Herzogs Boleslaw Krummaul als Hauptstadt eines Teilfürstentums. Später kam Kalisch so herab, daß es im Jahre 1719 weniger als 100 Einwohner zählte. Im Jahre 1813 wurde hier die Allianz zwischen Preußen und Rußland geschlossen, und 1835 war die Umgebung von Kalisch der Schauplatz der glänzenden Manöver der vereinigten preußischen und russischen Truppen bei Gelegenheit der Zusammenkunft Friedrich Wilhelm III. mit dem Kaiser Nikolaus. Ein Obelisk erinnert an diese außergewöhnliche Freundschaftskundgebung der beiden Nachbarreiche (siehe die Beilage Seite 272).

Längs der deutschen Grenze gegen Norden weiter wandernd, betreten wir nun wieder das industriereiche Gouvernement Warschau. Tuch- und Wollfabrikation sind da in Flor, und mehr noch als diese die Zuckerfabrikation. Das Gouvernement Warschau besitzt 20, meist große Zuckerfabriken, welche etwa 7 % der gesamten Zuckerproduktion Rußlands liefern. Große Zuckerfabriken befinden sich an der Thorn-Warschauer Bahn im Dorfe Ostrowy, in Guzow, Hermanow und Oryschew.

An der Thorn-Warschauer Bahn ist der erste bedeutende Ort jenseits der Grenze Wloclawsk, eine Stadt mit über 20 000 Einwohnern, inmitten einer viel Weizenbau treibenden Gegend an der Weichsel gelegen, und ein wichtiger Platz für den Getreidehandel; der Umsatz auf dem Markte von Wloclawsk beträgt etwa 8 Millionen Rubel jährlich. Von Wloclawsk führt uns die Bahn über Kutno (13 000 Einwohner) nach Lowitsch, wo sich viele Gerbereien und Leinwebereien befinden und große Pferdemärkte abgehalten werden. In der Nähe von Lowitsch liegen zwei prachtvolle Schlösser des Fürsten Leo Radziwill, „Arkadia" und „Nieborów", mit wertvollen Gemälden und Kunstsammlungen, echte Fürstensitze, die sowohl von dem Reichtum als dem Geschmack des Besitzers Zeugnis ablegen. Bei der Station Skierniewitz, einer Kreisstadt mit großen

Kleinrussischer Töpfer.

Tuchmachereien und lebhaftem Handel, liegt auch ein schönes Schloß, Eigentum der Familie Paskewitsch. Skierniewitz, einst Residenz des Gneſener Erzbischofs, erhielt vom Kaiser Alexander I. die Gräfin Johanna Grudzinska als Hochzeitsgeschenk bei ihrer Vermählung mit dem Großfürsten Konstantin Pawlowitsch, wobei ihr bekanntlich auch der Titel einer Fürstin von Lowitsch verliehen wurde.

Jenseits der Weichsel beginnt das Gouvernement Plozk. Die Gouvernementsstadt Plozk ist eine der ältesten Städte Polens (ihre Gründung wird in das Jahr 968 verlegt); sie war Residenz der Herzoge von Masovien, dann mehrerer polnischen Herzoge. Die Könige Wladislaw und Boleslaw III. sind in der Domkirche begraben. Plozk zählt jetzt 22 000 Einwohner, darunter viele Juden. Stromaufwärts liegt an der Mündung des Bug die schon erwähnte Festung Nowo-Georgiewsk, stromabwärts knapp an der Grenze das viel besuchte Soolbad Ciechocinek.

Jenseits der Weichsel gewinnt die Landschaft ein völlig anderes Aussehen. Das bebaute Land verschwindet, alte Waldungen, meist Tannen und Fichten, doch auch Eichen und Linden, dehnen sich vor uns aus. Dazwischen ziehen sich längs der Ufer des Bug und der Narew weite Ebenen hin, die mit Schilf und Gebüsch bewachsen sind. Die unwirtlichste Gegend ist das ehemalige Podlachien an der Narew und dem mittleren Bug, ein Teil des jetzt in die Gouvernements Lomza, Sedljez und Warschau geteilten Masoviens. Auch an der Muchawitza und dem Bobr trifft man weite Schilfflächen. In diesem Gebiet liegen die Städte Pultusk an der Narew (etwa 8000 Einwohner), wo 1703 Karl XII. ein sächsisches Heer gefangen nahm — Lomza am Bobr — und die Fabrikstadt Ostrolenka, bei welcher 1831 der russische General Diebitsch einen Sieg über die Polen erfocht. Nördlich von Lomza zieht sich ein schmaler Landstreifen zwischen Ostpreußen und den Gouvernements Kowno und Wilna dahin, der nördlichste Zipfel Polens, das Gouvernement Suwalki. Dort ist die Bevölkerung so gemischt wie in keinem andern Teil Polens; man trifft auf diesem kleinen Gebiet Polen, Litauer, Russen, Deutsche, Juden, Tataren und Zigeuner. Der Njemen bildet die Nord- und Ostgrenze des Gouvernements und fließt durch ebenes, häufig sumpfiges Land. Augustowo am gleichnamigen See (etwa 9000 Einwohner), das 1547 seinen Namen zu Ehren August I. erhielt, war früher Hauptort des Gouvernements und ist noch jetzt eine wohlhabende Fabrikstadt mit lebhaftem Holzhandel, der durch den Augustowoschen Kanal, welcher die Netta, den Abfluß des Sees, mit dem Njemen verbindet, sehr begünstigt wird. Gouvernementsstadt ist Suwalki, eine neue Stadt mit überwiegend jüdischer Bevölkerung. Auch die anderen Städte des Gouvernements, Kalwarya, Maryampol, Wilkowiszki, Wladislawow, Wysztyniec haben eine ansehnliche jüdische Bevölkerung; dagegen leben in dem Gouvernement auch sehr viele Raskolnjiki, deren Zahl jetzt etwa 12 000 betragen soll.

Einer der interessantesten Teile Polens ist der Südosten des Landes. Dort liegt die Gouvernementsstadt Lublin, vor dem raschen Aufblühen von Lodz die zweite Stadt Polens, die aber jetzt von 70 000 Einwohnern, die sie einst gezählt haben soll, auf etwa 27 000 gesunken ist. Die Stadt ist reich an alten Palästen des polnischen Adels. In der polnischen Geschichte hat sie eine wichtige Rolle gespielt: viele Reichstage wurden hier abgehalten und glänzende Feste in der Stadt gefeiert. Hier kam auch auf dem ein ganzes Jahr dauernden Reichstage von 1569 die Vereinigung Littauens mit Polen zu stande, jener Vertrag, der unter dem Namen der Lubliner Union bekannt ist. Schon unter den Jagellonen war Lublin eine reiche Handelsstadt, auf deren Märkte von weither Kaufleute kamen, und heute noch ist es dank seiner Lage in einer der fruchtbarsten Gegenden Polens ein Hauptplatz für den Getreidehandel und hat auch als Industriestadt, in der Tuchfabrikation, sich eine hervorragende Stellung errungen.

Das Gouvernement Lublin ist eine Kornkammer Polens. Unübersehbare Getreidefelder ziehen sich längs der Eisenbahn hin. An der Bahnlinie liegt gegen Osten die alte Stadt Chelm, der Sitz eines Bischofs der griechisch-unierten Kirche, die jetzt nach den vielen Übertritten zur Staatskirche kaum noch 200 000 Bekenner in ganz Polen zählen dürfte, und am linken Bugufer das kleine Dubienka, bekannt durch seine heldenmütige Verteidigung durch Sobiesky am 17. Juli 1792, der danach den Beinamen „der Held von Dubienka" erhielt. Die Südgrenze Polens gegen Galizien ist reich an Städten, die einst eine große Rolle gespielt: Zamosć, einst der Sitz der reichen Grafen Zamoiski, die hier sogar eine Akademie gründeten, Horodla am Bug, bekannt durch den Vertrag zwischen Polen und Littauen im Jahre 1413, im Gouvernement Radom die Stadt Sando-

mierz an der Weichsel, im 13. Jahrhundert Hauptstadt Polens und eine reiche Handelsstadt, die jetzt nur noch Holz- und Getreidehandel treibt, Wisliza, auch eine ehemalige königliche Residenz u. a. Längs des bis zu 20 Kilometer Breite sich hinziehenden Sandomirer Gebirges, aus welchem die ein altes Kloster tragende, 700 Meter hohe Łysa Góra aufsteigt, liegen viele Industriestädte: die Gouvernementsstadt Kielce (Zuckerfabriken, Eisenhütten), Chmielnik, Pinczow, Chencin (Marmorbrüche) u. s. w.

Der Boden ist am linken Weichselufer nicht so fruchtbar wie auf dem rechten, in der ehemaligen Woiwodschaft Lublin. Das zerklüftete Kalksteingebirge geht gegen Westen allmählich in niedrige bewaldete Hügelzüge über, die Weichsel aber fließt bis zur Mündung des Wieprz bei Iwangorod zwischen steilen, bewaldeten Ufern dahin. Die Verheerungen, welche dieser Fluß auf seinem $71\frac{1}{2}$ Meilen langen Lauf durch Polen anrichtet, sind geradezu schrecklich. Der Schlamm, der nach den Überschwemmungen auf den Feldern zurückbleibt, ist zwar ein vorzüglicher Dünger, aber dieser Nutzen steht in keinem Verhältnis zu dem Schaden, welchen die dreimal jährlich eintretenden Überschwemmungen verursachen. Kein Damm schützt gegen den reißenden Strom, der jede Schranke durchbricht, Meilen weit das Land überschwemmt und oft ganze Dörfer hinwegspült. Besonders die Gegenden in der Nähe von Mündungen der Nebenflüsse, so z. B. Iwangorod, haben viel zu leiden. Das Los der Bauernbevölkerung in solchen Gegenden ist selbstverständlich kein beneidenswertes, im allgemeinen aber steht sich der Bauer in Polen jetzt hundertmal besser als zur Zeit der polnischen Republik. Die Leibeigenschaft war im freien Polen viel drückender als in Rußland, wo das Verhältnis zwischen Herren und Leibeigenen in den meisten Fällen — Ausnahmen kommen ja überall vor — ein echt patriarchalisches war, und die Aufhebung der Leibeigenschaft im Jahre 1807 brachte keine Wendung zum Bessern, da der Bauer zwar frei wurde, aber keinen eigenen Grundbesitz erhielt. Seine jetzige bessere Lage verdankt der Bauer der russischen Regierung, welche ihm im Jahre 1864 gleich den Bauern Rußlands Land zu vollem Eigentum anwies — ein für die Befestigung der russischen Herrschaft hochwichtiger Schritt, welcher, wie sich schon bei dem letzten polnischen Aufstand gezeigt hat, die Sympathie der großen Masse der Landbevölkerung der Regierung sicherte und der Revolutionspartei den Anhang in den Kreisen derselben entzog.

Der Bauer ist im allgemeinen mäßig, aber auch nicht sehr arbeitsam; seine Frömmigkeit ist ebenso groß wie seine Sorglosigkeit. Heiter und lebenslustig, liebt er den Tanz über alles.

Man unterscheidet unter der Bauernbevölkerung heute noch mehrere Stämme, von denen die interessantesten die Masuren im Gouvernement Plozk, die Kujawzen im Norden des Gouvernements Warschau und die längs der Karpaten wohnenden Krakowiäken sind. In der Kleidung sowohl als im ganzen Äußern sind diese Stämme wesentlich einer vom andern verschieden. Während die Masuren das Haupthaar über der Stirn kurz scheren, sonst aber es lang herabfallen lassen und lang herabhängende Schnurrbärte tragen, findet man bei den durch ihr dunkles Haar von den anderen Polen sich unterscheidenden Krakowiäken niemals einen Bart. Die Masuren tragen gleich den Russen das Hemd über den Beinkleidern, durch einen wollenen Gürtel zusammengehalten, und darüber eine Art Kaftan von weißer oder schwarzer Farbe, den Sukman, und auf dem Kopfe eine niedrige Schaffellmütze, im Sommer wohl auch einen Strohhut. Die Krakowiäken dagegen tragen die bekannte polnische Mütze von viereckiger Form, die Konföderatka, ein weißes Hemd, das am Halse durch Bänder geschlossen wird, einen mit allerlei glänzenden Zieraten reich geschmückten breiten Gürtel und einen Kaftan von brauner, blauer, auch weißer Farbe, an dem sich eine Kapuze befindet. Die Absätze ihrer Stiefel sind mit Eisen beschlagen, denn es muß einen hellen Klang geben, wenn dieselben beim Tanz aneinander schlagen. Ihr spezieller Nationaltanz ist die Krakowiäka, während bei den Masuren die Masurka zu Hause ist. Die Krakowiäken und die Kujawzen kennzeichnet das polnische Sprichwort: „Die Krakowiäken und die Kujawzen sind gute Burschen: sechs Tage arbeiten sie, den siebenten bringen sie beim Tanz in der Schenke zu." Mit der Gutmütigkeit der Krakowiäken ist es übrigens nicht weit her: sie sind ungemein rachsüchtig. Den Krakowiäken sehr ähnlich sind die ihnen benachbarten Sandomirer, wogegen die sogenannten Podlächen ein Mischvolk sind, durch Vereinigung von Weißrussen und Polen entstanden.

Dem Edelmann begegnet der Bauer fast überall noch mit kriechender Höflichkeit. Selten wird er es unterlassen, durch sein stereotypes padam do nóg (ich falle zu Füßen) seine Unterwürfigkeit zu bezeigen. Das ist noch eine Angewohnheit aus den schlimmen Tagen der Leibeigenschaft, aus jener Zeit, in welcher der

1) Dorpat, vom Embach aus. 2) Die Ruinen des Domes und die Bibliothek. 3) Domruine (von [illegible]t. andern Seite). 4) Universität. 5) Steinerne Brücke über den Embach. 6) Rathaus. 7) Klinik.

Markt in einem kleinrussischen Dorfe.

„welmoschny Pan", der „hochvermögende Herr", den Bauer wie einen Hund behandelte und ihn mit dem Schimpfnamen Cham, dem Namen des von Noah verstoßenen Sohnes, rief, aber sobald der Herr ihm den Rücken gekehrt hat, ist die unterwürfige Miene des Bauern schnell verschwunden. Mit der sich bessernden materiellen Lage der Bauern und der wachsenden Selbständigkeit schwindet jedoch, wenn auch nur langsam, die erheuchelte ererbietige Scheu vor dem Edelmann.

In landwirtschaftlicher Beziehung könnten die zehn Weichselgouvernements den meisten anderen Rußlands als Muster und Vorbild dienen. So große Güter wie in Rußland sind in Polen selten; der kleine Adel (die Schlachta) und eingewanderte Deutsche bilden als Besitzer kleiner Landgüter einen zahlreichen Mittelstand zwischen dem Bauer und dem Großgrundbesitz, eine Übergangsstufe, die man in Rußland vermißt. Auf den meisten dieser kleinen Güter werden die Felder gut bestellt, auf vielen auch schon künstliche Düngmittel verwendet, und der Ertrag ist verhältnismäßig ein höherer als auf manchem großen Gute in Rußland. Polen deckt mit seiner Getreideernte nicht nur den Bedarf seiner Bevölkerung, sondern liefert auch noch beträchtliche Quantitäten zum Export. Der Durchschnittsertrag der Ernte ist z. B. höher als in den doch wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmten Gouvernements im Süden Rußlands, und nur die Ostseeprovinzen übertreffen Polen in den verschiedenen Getreidearten, bleiben jedoch im Kartoffelbau hinter ihm zurück. Der Aufschwung der Industrie in Polen hat zur Kultur vieler Fabrikpflanzen geführt, unter denen die Zuckerrübe obenan steht. Im Jahre 1879 bestanden in Polen 39 Zuckerfabriken, welche mehr als 16 000 Arbeiter beschäftigten und etwa $21^1/_2$ Millionen Pud Rüben verarbeiteten.

Gleich dem Ackerbau ist auch die Viehzucht in Polen in erfreulicher Weise entwickelt, besonders die Schafzucht, welche nicht nur die vielen einheimischen Fabriken mit Wolle versorgt, sondern auch noch solche zum Export liefert. Polen besitzt etwa 4 200 000 Schafe, davon mehr als die Hälfte Merinoschafe, also doppelt so viel Schafe als Rindvieh, welches letztere durch die vom Süden Rußlands häufig eingeschleppte Rinderpest sehr dezimiert wird. Einen bedeutenden Exportartikel, besonders nach Deutschland und Österreich, bilden Schweine, obwohl die Schweinezucht noch viel zu wünschen übrig läßt. Die polnischen Pferde, die trotz ihrer unansehnlichen Gestalt früher als Militärpferde einen Exportartikel bildeten, sind eine kräftige, ausdauernde Rasse, sowohl als Zug- wie als Reitpferde verwendbar. Ihre Zahl stellt sich auf etwa 750 000.

Von den landwirtschaftlichen Gewerben sind viele hoch entwickelt. Von den 155 Bierbrauereien befinden sich 77 in Dörfern und auf Gütern, die größten allerdings in den Gouvernementsstädten, besonders in Warschau, die Branntweinbrennereien dagegen befinden sich fast alle auf dem Lande. Im Jahre 1879 zählte man 738 Brennereien mit einer Produktion von 2 316 000 Wedro wasserfreien Spiritus.

Über die polnische Waldwirtschaft fehlen genaue Angaben. Wir wissen, daß viele Großgrundbesitzer ihre Waldkomplexe durch deutsches Forstpersonal bewirtschaften lassen und daß auf ihren Gütern die Waldwirtschaft eine zufriedenstellende ist; dagegen wissen wir aber auch, daß in Polen, wenn auch nicht so wie in Rußland, mit dem Waldbestand sehr leichtsinnig umgegangen wurde. Die berühmten und berüchtigten polnischen Wälder sind sehr gelichtet, und Tausende und aber Tausende schöner alter Stämme haben dank der rastlosen Thätigkeit der jüdischen Holzhändler auf der Weichsel und anderen Flüssen die Reise ins Ausland angetreten. Wie in Polen, ja noch viel mehr als in diesem, sind auch in Littauen die Wälder bedeutend gelichtet worden. Das heutige Littauen ist nicht mehr jenes unwirtbare Land, das es noch vor hundert Jahren war. Auch heute noch giebt es im Gouvernement Grodno viele Sümpfe und Wälder, aber von Jahr zu Jahr werden große Strecken Sumpfland der Kultur gewonnen, die Wälder immer mehr ausgerodet, und wo man früher nur einsame Meiler traf, dort findet man jetzt von Feld und Wiesen umgebene Dörfer und rasch wachsende Städte. Ein großer Waldkomplex, der letzte Rest der littauischen Urwälder, ist dort noch in dem Wald von Bjela Wescha (d. i. der weiße Turm) übrig geblieben, welcher den nördlichen Teil der etwa 22 □Meilen großen Bjeloweścher Heide einnimmt. Da stehen gewaltige Baumriesen, Nadel- und Laubholz, Fichten, Kiefern, Ahorn, Birken, Buchen, Erlen, Linden und Eichen von einer Größe, wie man sie wohl sonst nirgends mehr so häufig zu sehen bekommt. Epheu und wilder Hopfen schlingen sich von Baum zu Baum und umranken das unter den gewaltigen Stämmen emporgeschossene Unterholz, die Espen, Weiden und Haselnußsträucher, und unten ragen in dichten Büschen die Farnkräuter empor, und allerlei Schilf- und Grasgattungen,

die wie eine grüne Mauer jedem Eindringling den Weg versperren. Das sind aber noch keine ernsten Hindernisse für jenen, der sich einen Weg durch die Wildnis bahnen will. Da gilt es bald durch dicht verschlungenes Gestrüpp zu dringen, vor Alter morsch gewordene und gestürzte Riesenbäume, die zu Staub zerbröckeln, wenn man über sie hinwegsteigen will, hindern das Fortkommen, und plötzlich senkt sich oft der Boden unter den Füßen des Wanderers und das hervorquellende Wasser mahnt ihn zur Vorsicht. Rasch und behend über die sumpfige Stelle! Doch kaum ist das eine Hindernis überwunden, so türmen sich schon wieder andere auf, und unter endlosen Mühen und Anstrengungen wird der Marsch fortgesetzt. Der Anblick des herrlichen Waldes entschädigt aber reichlich für alle Beschwerden. Wie mannigfaltig ist die Tierwelt, die man da erblickt! Singvögel schmettern von den Bäumen herab, dort klopft der Specht an einem Baumstamm, Trappen und Birk- und Haselhühner scheuchen wir aus dem Grase auf, die Fläche der vielen kleinen Teiche beleben große Schwärme wilder Enten, am Ufer erblicken wir Bekassinen und Doppelschnepfen, und prächtige Schmetterlinge schweben über unserem Haupte dahin.

Seit dem Jahre 1860 hat die Axt des Holzfällers die heilige Ruhe des alten Waldes nicht mehr gestört. Die Regierung gestattete früher den Holzhändlern das Holzfällen ohne alle Entschädigung, nur gegen die Bedingung, daß alle Gebäude, welche von den Holzfällern errichtet wurden, Eigentum der Forstverwaltung werden sollten, und es wurden in manchem Jahr 10 000 und mehr Bäume gefällt, bis der Kaiser das Holzfällen verbot, weil er die Verminderung der Zahl der Wisente auf der Bjelowescher Heide dem Lärm zuschrieb, den die Arbeiter im Walde verursachten. Jetzt ist es sogar verboten, das Holz gestürzter Bäume fortzuführen; die Wisente, zu deren Schutz der Wald für unantastbar erklärt wurde, haben sich jedoch trotzdem nur wenig vermehrt. Am Anfang dieses Jahrhunderts zählte man in der Bjelowescher Heide noch 1000 Stück und 1851 sogar 1400, doch seitdem haben die Wölfe und der Mangel an Nahrung arg unter ihnen aufgeräumt, so daß jetzt nur noch etwa 500 vorhanden sind. Es ist streng untersagt, einen Wisent zu töten oder einzufangen; ihre Jagd ist so zu sagen Monopol des Kaisers. Die Exemplare, welche in Europa in zoologischen Gärten vorhanden sind, wurden diesen oder befreundeten Fürsten vom Kaiser überlassen, so dem zoologischen Garten in Berlin, dem Fürsten Pleß und anderen.

So wie jetzt noch im Norden der Bjelowescher Heide, so sah es einst in ganz Littauen aus. Unermeßliche Wälder bedeckten das Land, und wo der Wald aufhörte, begann der Sumpf. Auch hier hat vieles deutsche Arbeit geschaffen. Der zwischen die Ostseeprovinzen und die Grenze Ostpreußens sich hineindrängende Teil Littauens, das Gouvernement Kowno, hat bereits eine so bedeutende deutsche Bevölkerung, in deren Händen sich sehr viele große Güter befinden, daß auch in Bezug auf diesen Teil Rußlands in letzter Zeit wiederholt Stimmen in der Presse laut wurden, welche darauf hinwiesen, daß das Gouvernement immer mehr germanisiert werde und Rußland, wenn man der Einwanderung keine Schranken setze, bald vier deutsche Provinzen anstatt der bisherigen drei haben werde. In den Städten ist von einer solchen Germanisation nichts zu bemerken — man müßte denn die Juden, welche an manchen Orten die Hälfte der Bevölkerung bilden, für Germanisatoren erklären. In Littauen liegt der geistige Mittelpunkt des über die polnischen und littauischen Gouvernements zerstreuten jüdischen Volkes: die Stadt Wilna. Von den etwa 80 000 Einwohnern (incl. Garnison) sind 25 000 Juden, und die jüdische Litteratur wird alljährlich durch eine Menge hier gedruckter Bücher vermehrt, die teils in hebräischer, teils in deutscher Sprache erscheinen. Wilna war früher Hauptstadt von Littauen. In der heidnischen Zeit wurde hier ein heiliges Feuer unterhalten und der Gott Perkun, der Donnergott, besaß hier einen berühmten Tempel, dessen Stelle jetzt die schöne Kathedrale einnimmt. Gegenwärtig ist Wilna Gouvernementsstadt und Sitz eines katholischen Bischofs. Von den vielen einst berühmten wissenschaftlichen Anstalten Wilnas bestehen die meisten nicht mehr. Die im Jahre 1576 gegründete Universität wurde 1832 aufgehoben. Die Stadt besitzt noch ein Piaristenkollegium, ein Seminar, eine theologische Akademie, eine medizinisch-chirurgische Anstalt, die sogenannte Ritterakademie und eine Schifferschule. Die vielen Paläste polnischer Geschlechter, die großen Kirchen und alten Prachtbauten aller Art stechen seltsam ab gegen die unsauberen, engen, hügelauf hügelab führenden Straßen, bei deren Anblick man es unbegreiflich findet, wie eine solche Stadt den stolzen Beinamen „Klein-Paris" erhalten konnte.

Die Wilna nächste große Stadt ist die Gouvernementsstadt Kowno. Sie soll bereits im

Auszug zur Heuernte.
Nach einem Aquarell des Freiherrn C. von Binzer.

10. Jahrhundert gegründet worden sein, war vierhundert Jahre später schon ein wichtiger Handelsplatz und im 16. Jahrhundert im Getreidehandel eine gefährliche Rivalin Königsbergs; in den Kriegen des 17. Jahrhunderts verlor aber Kowno alle Bedeutung und verarmte, so daß es nach der französischen Occupation von 1812, während welcher es viel zu leiden hatte, kaum 200 Häuser zählte. Jetzt hat durch die Eisenbahnen der Getreidehandel einen neuen Aufschwung erhalten und Kowno ist durch seine Leinwebereien auch in die Reihe der Fabrikstädte eingetreten. Außerdem wird von hier aus in großen Massen Honig versandt, welcher aus dem Gouvernement Suwalki kommt, wo das kühne Jägervolk der Kurpie, die als gute Schützen bekannt sind, neben der Jagd auch der Bienenzucht obliegt. Große Brauereien in Kowno bereiten aus diesem Honig einen Meth, welcher unter dem Namen Lippitz bekannt und sehr geschätzt ist. Die Stadt zählt jetzt 42 000 Einwohner, darunter, was man schon nach den vielen Synagogen vermutet, etwa 20 000 Juden.

Zwischen Wilna und Kowno liegt in einem kleinen See, auf einem Inselchen, welches durch zwei Brücken mit dem Ufer verbunden ist, Neu-Troki, eine Niederlassung aus der Krym eingewanderter Karaiten.

Südwestlich von Wilna treffen wir am Njemen die Gouvernementsstadt Grodno, eine reiche Fabrik- und Handelsstadt. Getreide ist auch hier der Haupthandelsartikel; die Industrie ist vorzüglich durch die in Polen viel verbreitete Tuchfabrikation vertreten, doch außerdem werden noch Gewehre, Baumwolle, Seide u. s. w. geliefert. Die Stadt zählt etwa 35 000 Einwohner, wovon drei Vierteile Juden sind; 1880 hat man begonnen, sie zu befestigen. Von Grodno aus führt die Eisenbahn durch einen blühenden Industriebezirk, dessen Mittelpunkt das 24 000 Einwohner zählende Bialystock ist, zur Bjeloweścher Heide und nach der schon erwähnten Festung Brest-Litewski (siehe Seite 267). An der Grenze Wolhyniens beginnen die Pripetsümpfe, südlich von welchen viele größere Städte, aber auch zwischen dem Styr und Goryn zahlreiche deutsche Kolonieen liegen. Wladimir-Wolynski, eine alte Stadt, die schon von Nestor erwähnt wird, hat überwiegend jüdische Bevölkerung und ist der Ausgangspunkt eines lebhaften Schmuggels über die österreichische Grenze. Dann folgen Luzk, einst Hauptstadt eines Fürstentums — Dubno und das alte Kremenetz, dessen Lyceum nach Kijew verlegt wurde, wo aus demselben später die jetzige Universität entstand — ferner Ostrog, früher Hauptstadt eines Fürstentums, auch dadurch bemerkenswert, daß hier eine der ersten Druckereien der ostslavischen Länder bestand, in welcher 1581 eine Bibel gedruckt wurde — Saslawl u. s. w. In allen diesen Städten bilden Juden einen bedeutenden Bruchteil der Bevölkerung; Dubno ist fast ausschließlich von ihnen bewohnt. Die Eisenbahn berührt diese Orte nicht, trotzdem in allen mehr oder minder lebhafter Handelsverkehr herrscht und die Städte Kowel und Rowno, welche Eisenbahnstationen wurden, verhältnismäßig ziemlich unbedeutend sind. Die jüdische Stadt Staro-Konstantinow treibt lebhaften Handel mit Getreide, Pferden und Schweinen über Tarnopol mit Österreich und ist Salz-Depot für die Umgegend. Im Osten Wolhyniens liegen die Städte Schitomir, Nowograd-Wolinski, in dessen Nähe sich deutsche Kolonieen befinden, und Owrutsch an der Norina. Das Flüßchen Slutsch bildete früher die Grenze des Kosakenlandes, denn zum eigentlichen Wolhynien gehört das östlich von ihm gelegene Land nicht; es ist erst später mit dem Gouvernement Wolhynien vereinigt worden. In grauer Vorzeit wohnten hier die Derewier, durch welche der Großfürst Igor erschlagen wurde, worauf seine Gemahlin Olga, wie Nestor uns ausführlich schildert, an dem armen Volk furchtbare Rache nahm.

Nördliche Nachbaren der Derewier waren die Kriwitschen, die in dem jetzigen Gouvernement Minsk wohnten, das heute noch an Wäldern und Sümpfen reich ist. Inmitten der Pripetsümpfe liegt die Stadt Pinsk in ungesunder, von Fiebern heimgesuchter Gegend. Der Pripet, der durch die Sümpfe dem Dniepr zufließt, tritt häufig aus seinen Ufern und überschwemmt weithin das ganze Land. Die Bevölkerung ist arm, die Dörfer sind klein; meist trifft man nur einsame Gehöfte zwischen Wald und Sumpf. Die weißrussische Bevölkerung dieser Gegenden hat gleich ihren Stammverwandten in den jetzigen Gouvernements Grodno, Kowno, Wilna, Witebsk u. s. w. schwer unter der polnischen Herrschaft gelitten und war unter derselben geistig und körperlich verkommen. Hier ist die Heimat des Weichselzopfs (des Koltun, Plica polonica), von dem besonders in dem sogenannten Polesie selten ein Bauer frei ist.

Die Gouvernementsstadt Minsk zählt 44 000 Einwohner, darunter ein Drittel Juden und einige hundert Tataren, die Nachkommen von Gefangenen, welche einst aus der Krym hierher gebracht wurden. Die Stadt treibt bedeutenden Handel, macht aber trotz ihrer freundlichen Lage keinen günstigen Eindruck, da

die Straßen eng und unregelmäßig angelegt sind und Holzhäuser noch überwiegen. Die Eisenbahn überschreitet die Beresina bei Borisow, in dessen Nähe sich der Brückenkopf befindet, den am 20. November 1812 die Russen nach mehrstündigem Kampfe erstürmten, um der heranziehenden „großen Armee" den Übergang zu verwehren. Napoleon, der fünf Tage später an der Beresina eintraf, wußte bekanntlich die Russen zu täuschen, und während man einen Übergangsversuch südlich von Borisow erwartete, ließ er nördlich von demselben bei dem Dorfe Studzianka zwei Brücken über den mit Treibeis bedeckten Fluß schlagen und überschritt diesen am 26. und 27. November mit dem größern Teile seiner Armee. Am 28. November erfolgte dann auf beiden Flußufern der Angriff auf die Franzosen, den diese anfangs siegreich abwehrten. Als sich jedoch die Nachricht verbreitete, daß die russische Hauptarmee unter Kutusow in ihrem Rücken heranziehe, lösten sich in der französischen Armee alle Bande der Ordnung, und es begann jene wilde Flucht über die Brücken, bei welcher Tausende in den eisigen Fluten ihr Grab fanden. Von der großen Armee, welche gegen Moskau gezogen, war am 29. November nur noch ein ungeordneter Haufe von 40 000 Mann übrig, der von den Russen verfolgt gegen Wilna floh, und doch waren nur wenige Monate verflossen, seitdem die gewaltigen Heeressäulen des Korsen voll Siegeszuversicht über Minsk nach Osten gezogen waren. Jenseits der Beresina beginnt jene Straße, auf welcher Bagration und Barclay de Tolly dem eindringenden Feind so zu sagen jeden Fuß breit streitig machten und dieser schon durch die blutigen Kämpfe bei Smolensk, Lubina, Borodino (Schlacht an der Moskwa) und Moshaisk eine Ahnung von der Widerstandsfähigkeit Rußlands gewinnen konnte.

Die Stadt Smolensk, um deren Besitz damals zwei Tage lang (17. und 18. August) gekämpft wurde, ist eine der ältesten russischen Städte; Nestor berichtet, daß sie Oleg, der Nachfolger Ruriks, auf seinem Zuge gegen Kijew eroberte. Nachdem sie eine Zeit lang mit Kijew vereinigt gewesen, wechselte die Stadt in der traurigen Periode der Zersplitterung Rußlands in die Teilfürstentümer sehr oft ihren Herrscher und wurde schließlich mit Littauen vereinigt. Die Blütezeit von Smolensk fällt in das 16. Jahrhundert; damals stand es noch unter littauischer Herrschaft und soll 200 000 Einwohner gezählt haben. Seit 1667 mit Rußland vereinigt, wurde Smolensk unter Peter dem Großen stark befestigt, und noch heute ist es ein strategisch wichtiger Platz mit einer Citadelle und mehreren Außenwerken. Noch steht die alte, unter Boris Godunoff erbaute, bis 15 Meter hohe und 6 Meter dicke Mauer, welche von 36 Türmen flankiert war. Die hier mündenden Eisenbahnen (Moskau-Brest und Witebsk-Orel) haben Handel und Industrie zur Blüte gebracht und die drei Tage dauernde Messe von Smolensk wird von weither besucht. Die Stadt ist Sitz eines Civil-Gouverneurs und zählt etwa 24 000 Einwohner. An die blutigen Augusttage des Jahres 1812 erinnert eine Pyramide aus Gußeisen (siehe Seite 268), welche am Jahrestage derselben 1838 enthüllt wurde. In der Kathedrale hängt das angeblich vom Evangelisten Lukas gemalte Bild der Mutter Gottes von Smolensk, vom Volke hoch verehrt als Palladium der Stadt, welche im Vertrauen auf den oft bewährten Schutz noch jetzt mit Stolz den Beinamen „Schlüssel und Thor Rußlands" führt.

Kleinrußland.

Wie Tag und Nacht stehen sich die beiden russischen Hauptstämme, die Groß- und Kleinrussen gegenüber — in Gestalt, Charakter und Lebensweise, in Sitten und Gebräuchen, kurz in allem so verschieden, daß es schwer hält, unter der Masse der Gegensätze das beiden Gemeinsame herauszufinden. Während der unvertilgbare Hang zum Nomadentum den Großrussen rast- und ruhelos in dem ganzen weiten Gebiet zwischen der deutschen und der persischen und chinesischen Grenze herumtreibt, trennt sich der Kleinrusse nur schwer und höchst selten für lange Zeit von dem ihm teuern Boden, auf dem er geboren ist. Er hat auch kein Verständnis für jene Unterordnung der Individualität des Einzelnen unter die Gesamtheit, welche den Großrussen kennzeichnet. Der Großrusse muß immer einen Führer, ein Oberhaupt haben, das für ihn denkt und handelt, ihm den Weg vorzeichnet, den er zu gehen hat: in der Gemeinde den Staroſta, in der Familie den Vater, dessen Stelle, wenn er stirbt, sofort der älteste Sohn einnimmt. Der Tod des Vaters löst da nicht die Familienbande; nach wie vor bleibt die Familie beisammen, einer arbeitet für alle und alle für einen, und die auf dem Artélwesen ruhende gemeinsame Arbeit sichert dem Faulen denselben Gewinnanteil wie dem Fleißigen. Dergleichen ist aber nicht nach dem Geschmack des Kleinrussen. Die Söhne gründen schon bei Lebzeiten des Vaters ihren eigenen, selbständigen Hausstand, niemals wohnen die Familien mehrerer Brüder unter einem Dache, und von einem Vorrecht des ältesten Bruders den jüngeren gegenüber kann bei der den Kleinrussen charakterisierenden Liebe zur Unabhängigkeit keine Rede sein. Am allerwenigsten aber vermöchte er eine solche Bevormundung zu ertragen, wie sie in der Einrichtung des Mir bei den Großrussen vorhanden ist. In ihm steckt trotz seines phlegmatischen Wesens noch etwas von der Ungebundenheit der Saporogen in der Sétscha, die auch niemand wider seinen Willen zurückhielten, wenn er nicht länger in ihrer Mitte bleiben wollte.

Der Großrusse, anstellig zu jeder Arbeit und jeden Handgriff, jede Kunstfertigkeit schnell sich aneignend, unternimmt auch zehnerlei auf einmal. Er könnte noch zwei Hände brauchen, um alle Arbeit zu vollbringen, die er gleichzeitig übernehmen möchte, und während er fleißig die Hände regt, kann er nicht still sein, er muß entweder ein Lied singen oder etwas erzählen, kurz gesagt: er muß neben der Hauptbeschäftigung noch eine Nebenbeschäftigung haben. Der Sanguiniker regt sich in ihm und läßt ihn nicht zur Ruhe kommen. Wie ganz anders dagegen der phlegmatische Kleinrusse! Vorsichtig und bedächtig geht er ans Werk, überlegt alles wohl, und nie beginnt er eine Arbeit ohne die früher begonnene vollendet zu haben. Er ist ein schweigsamer Arbeiter, der seine ganze Aufmerksamkeit auf die Arbeit konzentriert.

Der Großrusse blickt mit einer gewissen souveränen Geringschätzung auf den Kleinrussen herab, dessen Gutmütigkeit er verspottet und von dessen Naivetät er eine Menge Anekdoten zu erzählen weiß, ebenso wie man in Deutschland die „Schwabenstreiche" einem gleich schlichten, biedern und ehrlichen Volksstamm angedichtet hat. Doch umgekehrt hat auch der Kleinrusse keine hohe Meinung von dem Großrussen oder dem „Moskal" (Moskowiter), wie er ihn nennt. Er vermißt bei ihm den strengen Rechtlichkeitssinn, der den Grundzug seines eigenen Wesens bildet. Diebstahl ist bei den Kleinrussen etwas Unerhörtes, sie haben gar kein Wort dafür, das dem russischen „Wor" (Dieb) entspräche, sondern nennen den Dieb einfach „Übelthäter". Früher pflegte man Diebe mit der gestohlenen Sache lebendig zu begraben, und es ist noch gar nicht lange her, daß in Kleinrußland die Häuser unverschlossen blieben, während die Bewohner auf dem Felde arbeiteten.

Gleiche Unterschiede wie im Alltagsleben findet man in der Poesie der beiden Stämme. Der Großrusse findet Gefallen an der Schilderung kühner Thaten, überirdische Mächte spielen eine große Rolle in seinen Heldenliedern, sie stehen dem auf Abenteuer ausziehenden Bogatýr entweder als gute Geister, als milde Feen schützend zur Seite oder werden als böse Geister von ihm bekämpft, gleich den Drachen, Riesen und Unholden aller Art, an denen er die Kraft seines Armes und die Schärfe seines Schwertes erprobt. Von den Frauen weiß das großrussische Lied nur die bestrickende Schönheit zu preisen; andere, geistige Vorzüge werden nie erwähnt. Der Kleinrusse dagegen schätzt an der Frau die geistigen Eigenschaften, die Sanftmut, die Herzensgüte unendlich mehr als ihre körperliche Schönheit. Auch er sieht die Welt, die ihn umgiebt, belebt von einem Heer guter und böser Geister, von dem im Hause rumorenden Domowoi (Hausgeist) bis zu den im Krystallpalast unter der Wasserfläche wohnenden Russalki (Nymphen), aber für ihn gewinnt die Natur noch in ganz anderer Weise Leben: alles ringsum ist belebt; die Blume in der Steppe, der Baum am Wege, die murmelnde Quelle empfindet mit ihm Freud und Leid, die Tiere sprechen mit ihm, im Brausen des Sturmes hört er eine Stimme, die zu ihm spricht, und Sonne, Mond und Sterne sind ihm traute Gefährten, denen er seine Hoffnungen anvertraut, die er in die geheimsten Tiefen seines Herzens blicken läßt. Dadurch gewinnt das kleinrussische Lied einen eigenartigen poetischen Reiz, wie er keinem der anderen slavischen Volkslieder eigen ist. Auch die Großthaten der Vorfahren, von denen die Geschichte des Kosakentums und Kleinrußlands gar viel zu berichten weiß, verherrlicht das Volkslied, aber die kleinrussischen Barden umgeben ihre Helden nicht nach dem Vorbilde der Großrussen mit dem Nimbus des Wunderbaren und Überirdischen, sondern schildern uns Menschen und Ereignisse mit historischer Treue, so zu sagen mit der Gewissenhaftigkeit des Chronisten. Man merkt es diesen Liedern an, daß sie unter dem frischen Eindruck der Ereignisse, welche sie schildern, entstanden sind, daß der Dichter den Helden, den er besingt, gekannt hat, daß er selbst Erlebtes, selbst Gesehenes verherrlicht.

Die epische Poesie der Kleinrussen hängt eng mit dem Kosakentum zusammen, dessen Kämpfe mit Tataren, Türken und Polen geschildert werden. Diese „Dumy" genannten Lieder sind eine Geschichte des Kosakentums in poetischer Form. Man kann drei große Kreise unterscheiden, innerhalb deren sich das Epos bewegt. Der erste umfaßt die Thaten der Kosaken in ihren Kämpfen mit Tataren und Türken; der Schauplatz der Handlung ist die Steppe oder das Ufer des Schwarzen Meeres, und die Helden sind Dimitrij Bajda, Serpjaha, Samoilo Kuschka, die drei Brüder von Asoff u. s. w. Der zweite Kreis führt uns die Kämpfe der Kosaken mit den Polen vor, deren Schilderung sich an die Namen Loboda, Naliwaiko, Chmelnizky u. a. anschließt. Die herrliche Dichtung „Der Zug gegen die Polen" gehört in diesen Cyklus. Der dritte Kreis endlich besteht aus den Liedern, welche sich auf das Verhältnis der Kosaken zu Rußland seit dem Ende des 17. Jahrhunderts beziehen, und hier sind Doroschenko, Palei, Maseppa die Hauptfiguren.

Unter „Duma" versteht der Slave gewöhnlich einen düstern Klagesang, eine Elegie; die kleinrussischen Dumy jedoch sind meist Lieder mit historischem Hintergrund, und sie unterscheiden sich von den anderen Dichtungen auch durch den Versbau, die abwechselnd aus 4 bis 20 und mehr Silben bestehenden Verse, welche meist gereimt sind, aber oft auch mit bloßen Assonanzen endigen. Noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden Dumy, welche den älteren an Wert nicht nachstehen. Die kühnen Züge der Haidamaken und der ukrainische Aufstand von 1768 boten noch reichlichen Stoff. Seitdem hat mit dem allmählichen Schwinden der nationalen Eigentümlichkeiten auch das Volkslied viel von seinem Feuer und Farbenreichtum verloren, und die neueren Schöpfungen der Volkspoesie bleiben hinter den alten weit zurück.

Wir lassen den bereits früher (Band I Seite 282 u. f.) mitgeteilten Liedern noch zwei folgen:

Die Winde heulen, es wogt das Gras.
Übersetzung von Fr. Bodenstedt.

Die Winde heulen, es wogt das Gras,
Der arme Kosak liegt tot und blaß;
Auf schwankendem Sträuchlein ruht sein Haupt,
Die Augen von grünen Blättern umlaubt.
Ist zur Erde gefallen sein blank' Geschoß,
Steht ihm zu Füßen sein schwarzes Roß;
Doch ihm zu Haupte, im hohen Gras,
Ein taubenfarbiger Adler saß.
Und er pflegt den Kosaken, bringt Trost ihm dar,
Hüpft um sein Haupt mit dem Lockenhaar . . .
Und der Kosak spricht dem Adler zu:
Sei, grauer Adler, mein Bruder Du!
Und wenn Du anfängst, Bruder Aar,
Mir auszuhacken mein Augenpaar:
Fliege, fliege zu meiner Mutter hin.
Bring' der Mutter, der vor Gram sich verzehrenden,
Kunde vom Sohne, dem nimmerkehrenden;
Aber wisse, Bruder Aar, eh' Du zu ihr fliegst,
Was Du, wenn sie Dich fragt, ihr zur Antwort sprichst:
Sag' der Mutter: Dein Sohn im Dienste stand
Bei dem Khane der Krym, im Tatarenland,
Hat durch den Dienst gewonnen eine Königsmaid,
Eine Totengrube auf kahler Haid'!

Des Kosaken Abschied von der Heimat.
Nach A. Mauritius.

Noch einmal küßt mein thränenfeuchtes Auge,
Du teure Mutter, Dich, die mich gebar,
Daß es der Wollust Zauber aus Dir sauge,
Der einstens ihm des Lebens Balsam war.
Jetzt lebe wohl, Du Land mit Deinen Söhnen,
Mit Deiner reinen Lüfte trübem Heer,
Wirst mir des Lebens Abend nicht verschönen;
Mich trägt zum Feinde hin das weite Meer.
Du traute Steppe, die mein Roß durchjagte,
Du Tannenwipfel, der mein Lied gestöhnt,
Du leiser Bach, der meine Liebe klagte,
Du weiches Moos, das mich im Schlaf versöhnt!
Lebt alle wohl, ich zieh' in enge Räume,
In düst're Kerkermauern kehr' ich ein;
Dort schweben nicht mehr um mich Freiheitsträume,
Dort muß ein Sklave ich der Sklaven sein.
Nicht locken Reichtum, Prunk und Kostbarkeiten,
Die unersättlich häuft der Orient,
Wonach die rauhen Horden ewig streiten,
Wonach der Völker Bande sie getrennt.
Uns g'nügt der Fisch am klaren Wasserspiegel,
Des Waldes Tier, so in das Garn uns sprang,
Der Lüfte scharweis' flatterndes Geflügel
Und unsrer Steppe gold'ner Schwanensang.
Geleitet mich, Ihr sanften Trauerklänge,
Flieht nicht von mir, Ihr seid mein Ein, mein All,
Seid in der Kerkerwand mein Grabgepränge,
Scheucht mir die Finsternis durch süßen Schall.
Und Du auch, Christengott, geleite mich hinüber,
Denn Allah zürnt und donnert ewig nur.
Dein Wort ist sanft — doch jenes Blick ist trüber —
Er steigt nie freundlich ab in die Natur.
So lebt denn wohl, Ihr seligen Gestade!
Es letzt den Blick mir Eure letzte Spur,
Ich wandle fortan nur noch Dornenpfade —
Doch nein — es wandelt mein Gedanke nur.

Die kleinrussische Poesie ist ebenso reich als mannigfaltig. Neben den epischen Dichtungen, welche die Thaten der Vorfahren schildern, finden wir reizende Liebeslieder, in denen die reinste Zärtlichkeit mit glühender Empfindung, mit einer Kraft des Ausdrucks und so farbenreicher Sprache gepaart ist, wie man ihnen in Volksliedern selten begegnet, und dann wieder jene melancholischen Weisen, welche von den Leiden des Volkes unter der Herrschaft der polnischen Pane berichten und dem Sänger wie dem Hörer Thränen in die Augen locken. Blinde Greise ziehen, von Knaben geführt, von Dorf zu Dorf, von einem Jahrmarkt zum andern, und singen die alten Lieder zu den Klängen der nationalen Instrumente, der Kobsa oder Bandure, einer Art Mandoline, oder einer Leier. Das sind die Kobsary, die Banduristen, die Lyrnjiki (siehe Seite 269), und wenn sie zu ihrer Bandure zu singen beginnen, „da sehen die Burschen und Mädchen einander mit freudestrahlenden Blicken an, die Alten verjüngen sich und erheben ihre gebückten Köpfe." In früherer Zeit zogen die Banduristen mit den Saporogen in den Krieg, um sie gleich den Skalden der nordischen Völker mit ihren Gesängen zum Kampf und zu ruhmvollen Thaten anzufeuern. „Leider," schreibt ein Besucher der Ukraine,

„verschwinden die Überlieferungen der ältern Zeit mit jedem Jahre mehr in Kleinrußland. Die berühmten Namen: Naliwaiko, Agaidatschni, Doroschenko, Morosenko, Chmelnizki bewegen schon nicht mehr die Herzen des Volkes. Sie haben sich wohl in den alten ukrainischen Liedern und Ideen erhalten, aber die Ukrainer selbst singen neue Lieder, in denen man nicht mehr die Namen der berühmten Helden des Kosakentums hört. In dem zweiten und dritten Jahrzehnt des jetzigen Jahrhunderts konnte man noch in der Ukraine alten Männern begegnen, die von Dorf zu Dorf wanderten und durch ihr Spiel auf der Bandure, durch Erzählungen

Alter Bettler. Nach einem Aquarell des Freiherrn C. von Binzer.

aus der Vergangenheit und durch den Gesang von alten Liedern das Volk anzogen. Man begegnet auch jetzt noch solchen Banduristen, aber ihre Erzählungen werden mehr und mehr verworren."

Die Sänger der Heldenthaten des Kosakentums werden bald ebenso von der Erde verschwunden sein wie die Sétscha (siehe Band I S. 279) fast spurlos verschwunden ist. Das Dorf Pokrowskoje nimmt jetzt die Stelle ein, an welcher einst die letzte Sétscha der Dnjepr-Kosaken stand, die auf Befehl Katarinas II. 1775 durch General Tekóli zerstört wurde. Kaum erkennt man noch die Spuren der ehemaligen Befestigungen, und

Die Universität in Kijew.

auch die alte Kirche der Saporogen ist verschwunden. Wie viel Pracht und Reichtum war in dieser Kirche der von den Kosaken hochverehrten Gottesmutter vereint! Man glaubt die Schilderung einer Schatzkammer aus „Tausend und eine Nacht" vor sich zu haben, wenn man das Verzeichnis der Kostbarkeiten liest, welche die Kosakenkirche enthielt, viele Zentner Gold und Silber, Kreuze, Lampen und andern Kirchenschmuck, mit Perlen und Edelsteinen besetzte Evangelien, Bilder und Gefäße, gegen hundert kostbare Kirchengewänder u. s. w. Das ist nun alles unwiederbringlich dahin.

Im Aussterben ist auch noch ein anderer Überrest aus alter Zeit, der Tschumak, ein Repräsentant des Nomadentums im kleinrussischen Volke. Gegenüber den Eisenbahnen und Dampfschiffen hat er einen schweren Stand, und die Grenzen des Gebietes, in welchem er noch konkurrenzlos seine Thätigkeit entfalten kann, werden von Jahr zu Jahr enger. Wo jedoch der Pfiff der Lokomotive noch nicht ertönt, dort ist der Tschumak eine hochwichtige Persönlichkeit. Wenn im Frühjahr der Ruf: „Die Tschumaki sind da!" ertönt, stürzt alt und jung aus den Häusern und eilt den sehnsüchtig Erwarteten entgegen. Dort erscheint schon die Spitze, die Avantgarde des langen Zuges hinter einem der Kurgane, mit denen die Steppe besät ist. Langsam und bedächtig schreiten die kräftigen Gestalten mit den hohen Schaffellmützen neben ihrem Ochsengespann einher; schon von weitem hört man das Knarren der Räder und den monotonen Gesang der Tschumaki, dann und wann unterbrochen von lauten Zurufen, mit welchen sie, ihre Stäbe schwingend, die trägen Tiere zu rascherem Gang antreiben. Nun hat der Zug das Städtchen erreicht und macht vor demselben Halt. Die Ochsen werden ausgespannt und lagern sich alsbald neben den Wagen, wo Futter für sie ausgebreitet wird; Feuer werden angezündet und große Kessel über dieselben gehängt, in denen das Leibgericht des Kleinrussen, die gefüllten Mehlklöße, die Galuschki zubereitet wird, und um das Feuer herum sitzen und liegen die Tschumaki, die kurze Pfeife im Munde, ohne welche man selten einen Kleinrussen sieht, für dessen Erscheinung sie ebenso charakteristisch ist wie seine hohe Lammfellmütze. Einige begeben sich vielleicht ins Städtchen oder Dorf, um Bekannte zu besuchen oder im Basar nachzusehen, ob sich Käufer für ihre Waren finden. Der Tschumak treibt nämlich zweierlei Gewerbe. Wie schon sein Name andeutet, der von Tschuma (Post) abgeleitet wird, ist er zunächst Fuhrmann; er vermittelt den Transport der in den Häfen des Schwarzen Meeres ankommenden Waren nach den Gegenden im Innern des Landes. Außerdem kauft aber der Tschumak in den Hafenorten noch für eigene Rechnung allerlei Waren, besonders Salz, auf, für welche die Bevölkerung des Binnenlandes jederzeit Bedarf hat, so daß er auf seinem Zuge leicht für sie Käufer findet. Daher die Aufregung, welche das Erscheinen der Tschumaki in Orten hervorbringt, die abseits von den modernen Verkehrsstraßen liegen und für welche der Tschumak so zu sagen der einzige Vermittler des Verkehrs mit der Außenwelt ist!

Obwohl der Tschumak das Los der Postillons und Postkutschen teilt und überall dort verschwindet, wo die Eisenbahn die Güterbeförderung übernimmt, so hat doch die Neuzeit auch in jenen Gegenden, in denen er noch konkurrenzlos dasteht, schon einen wesentlichen Einfluß auf ihn ausgeübt; zwar nicht auf seine äußere Erscheinung — denn die Lammfellmütze und die mit Teer beschmierten weiten Beinkleider wird er nie ablegen — wohl aber auf die Art und Weise des Warentransportes. Früher — und das ist noch gar nicht lange her — ging es dabei recht patriarchalisch zu. Bei Berislaw, wo die Wagenkolonnen, die vom Süden durch die Steppe gezogen kamen, den Dnjepr zu überschreiten pflegten, war eine Überfuhr eingerichtet. Die Regierung unterhielt dort für den Salztransport zehn große Fähren (paróm; Prahm) und außerdem standen noch etwa 70 solcher schwerfälligen Fahrzeuge, die Eigentum der Uferbewohner waren, bereit. Was vermochte aber diese kleine Flotille gegenüber einem Andrang von Tausenden von Wagen, die sich bei Berislaw einfanden! Oft standen 10000 Wagen am Ufer, und die schwerbeladenen Prahme vermochten wegen widriger Winde die Fahrt über den Strom nur einmal im Laufe des Tages zurückzulegen. Da harrten denn manche Tschumaki Wochen lang, ja länger als einen Monat, bis die Reihe an sie kam, und sie mußten noch froh sein, wenn die Besitzer der Überfuhr, die ihr Monopol rücksichtslos ausbeuteten, nur einen Rubel für den Wagen verlangten. Das Geschäft der Fährenbesitzer war so einträglich, daß viele Einwohner von Berislaw ihre Felder verkauften und sich ausschließlich der Überfuhr der Tschumaki widmeten, die ihnen im Sommer so viel abwarf, daß sie im Winter nicht zu arbeiten brauchten. Das Arbeiten war überhaupt ihre Sache nicht; sie sahen nur darauf, daß die Wagen auf der Fähre so dicht gestellt wurden, daß möglichst viele darauf Platz fanden —

das Hinüberrudern mußten die Tschumaki für ihr Geld noch selbst besorgen. Zur Zeit des Hochwassers war der Fluß vier Werst breit und die Fähren wurden durch die Strömung oft weit abwärts getrieben. Da änderte sich plötzlich das ganze Verhältnis. Ein unternehmender Gutsbesitzer ließ aus England einen kleinen Dampfer kommen und bot den Tschumaki seine Dienste an — für 30 Kopeken für jeden Wagen. Die Fährenbesitzer lachten und spotteten anfangs — sie hielten sich für unentbehrlich, und da schon früher einmal ein von Cherson heraufgekommener kleiner Schleppdampfer sich als unbrauchbar erwiesen und die von ihm geschleppten Fähren mitten im Fluß hatte loslassen müssen, glaubten sie auch jetzt nicht an ein Gelingen des Unternehmens. Doch siehe da — es gelang! Vergebens überboten sich nun die Fährenbesitzer in geringeren Angeboten, vergebens strengten sie schließlich sogar eine Klage wegen Gewerbsstörung gegen den Eigentümer

Fahrt durch die Steppe.

des Dampfers an — der Kampf gegen die Neuerung war von kurzer Dauer. Die Regierung gab die von ihr mit großen Kosten bisher erhaltene Überfuhr auf, und bald folgten die Fährenbesitzer ihrem Beispiel, um sich wieder dem Ackerbau zu widmen. Für Berislaw jedoch war die neue Einrichtung ein harter Schlag. Die Tschumaki, welche bisher Wochen lang bei dem Orte warten mußten, in dieser Zeit viel Geld in den Schenken und im Basar ausgaben, setzten nun, wenn sie zum Dnjepr kamen, sofort auf das andere Ufer über und machten erst bei dem gegenüberliegenden kleinen Orte Kachowka Halt, wo ihnen der Besitzer des Dampfbootes ein Stück Steppe zu unentgeltlicher Benutzung als Weide eingeräumt hatte. Leider sind jedoch solche Änderungen auch für die Tschumaki selbst, obwohl sie ihnen momentan Vorteil brachten, nicht erfreulich, denn sie sind ein Anzeichen, daß sich die Kultur den Gebieten naht, die bisher von ihnen durchzogen wurden, und neben dem das Land durchbrausenden Dampfroß kann nun einmal das langsame Gefährt der Tschumaki nicht

bestehen. Die Zeit ist wohl nicht fern, in der ein kleinrussischer Dichter den letzten Tschumak wird besingen können und wieder ein Stück Steppen-Romantik zu Grabe getragen wird.

Viele der poetischen Reize, welche einst die Steppe umgaben, leben schon heute nur in der Erinnerung, und allein den Schöpfungen der Dichter Kleinrußlands verdanken wir es, daß sie nicht auch schon aus dieser entschwunden sind. Die kleinrussische Litteratur ist ein echtes und rechtes Kind der Steppe. Wie die Steppenblume niemand hegt und pflegt, und dieselbe trotz Dürre und Sonnenglut und trotz der über sie hinbrausenden Stürme gedeiht, so hat sich auch die Litteratur der Kleinrussen entfaltet. Sie hat lange und schwer unter dem Mißtrauen zu leiden gehabt, mit dem die Regierung nach der Vernichtung des freien Kosakentums jede

Reste der Irenenkirche in Kijew.

Regung im frühern Kosakenlande verfolgte. Man sah es nicht gern, daß die Sprache des zweitgrößten russischen Volksstammes, die von mehr als 10 Millionen gesprochen wurde, sich zur Schriftsprache ausbildete. Die kleinrussische Kunstpoesie bleibt zwar im großen und ganzen hinter den großartigen Schöpfungen der Volkspoesie zurück, jedoch auch sie hat schon so manches geschaffen, was ihr ein Anrecht auf Beachtung auch außerhalb russischer Kreise verleiht. Der Vater der kleinrussischen Poesie ist Iwan Petrowitsch Kotlarewsky, geboren 1769 in Poltawa. Er schrieb eine Parodie der Virgilschen Aeneide. Ob er eine der Parodieen seiner Vorgänger Blumauer und Scarron gelesen, ist nicht bekannt, aber sein in der Gestalt eines Ukraine-Vagabonden auftretender Trojanerheld fand großen Beifall. Außerdem schrieb Kotlarewsky zwei Stücke für die Bühne

des Fürsten Repnin und viele Lieder, von denen manche Volkslieder geworden sind. Durch ihn angeregt, schrieb Artemowsky gleichfalls eine Parodie der Aeneide, welcher die sehr beliebt gewordene Fabel „der Herr und der Hund", Übersetzungen aus Goethe, Mickiewicz (Pan Twardowski), Horaz u. a. folgten. Osnowjanjenko (1778 bis 1843) sammelte die kleinrussischen Sagen. Er wurde in den dreißiger Jahren der Mittelpunkt eines ungemein fruchtbaren Dichterkreises, der neben Übersetzungen manches Originalwerk lieferte: der Balladendichter Borowikowsky, Eugen Hrebinka, der Puschkins „Poltawa" übersetzte, Bodjansky, Metlinsky u. a. Als den ersten Dichter der Kleinrussen kann man Taras Grigorjewitsch Schewtschenko bezeichnen, 1814 im Gouvernement Kijew als Sohn eines Leibeigenen geboren. Der großrussische Dichter Shukowsky kaufte ihn frei, und er kam bald darauf auf die Akademie nach Petersburg, wo er ein Lieblingsschüler Brüloffs, des Altmeisters der russischen Malerei, wurde. Seine erste Liedersammlung erschien 1840 in St. Petersburg, und durch seinen dieser bald folgenden „Kobsar" erwarb er sich einen Ehrenplatz unter allen Dichtern der slavischen Welt und wurde mit einem Schlage der populärste Dichter Kleinrußlands. „Sein Lied," sagt Kostomaroff, „ist an und für sich ein Volkslied, nur ein neues, welches das ganze Volk singen könnte." Seine „Katarina" kursierte seiner Zeit in vielen Tausend Abschriften in Kleinrußland, und seine „Haidamaken" und andere kleinere Dichtungen sind heute noch sehr beliebt und zum Teil in aller Munde.

Schewtschenko zunächst steht Nikolai Iwanowitsch Kostomaroff, 1817 im Gouvernement Woronesh geboren. Einem Drama „Sawa Tschaly", mit dem er 1838 an die Öffentlichkeit trat, folgten im nächsten Jahre seine „Ukrainischen Balladen" und 1840 eine Sammlung Gedichte, später die Tragödie „Eine Nacht in Perejaslaw" und eine Übersetzung der „Hebräischen Melodieen" von Byron. Mehr als auf seinen poetischen Schöpfungen beruht jedoch seine Bedeutung auf seinen historischen Forschungen, denen er sich nach seiner Berufung auf einen Lehrstuhl der russischen Geschichte in Kijew vorzüglich widmete. Durch seine Werke über die Zeit des Bogdan Chmelnicki wurde Kostomaroff einer der bedeutendsten und verdienstvollsten Geschichtschreiber Rußlands. Er veröffentlichte unter anderem „Der Kampf der ukrainischen Kosaken mit Polen vor Bogdan Chmelnicki", „Bogdan Chmelnicki", „Der Aufstand des Stenka Rasin", „Südrußland am Ende des 16. Jahrhunderts" u. s. w.

Der fruchtbarste unter den kleinrussischen Dichtern ist Kulisch, der sich auch große Verdienste um die kleinrussische Grammatik und Rechtschreibung erwarb. Er veröffentlichte viele Romane, Erzählungen aus dem Volksleben und Gedichte. In jüngster Zeit macht sich unter den Kleinrussen eine rege litterarische Thätigkeit bemerkbar, und das aus dem unerschöpflichen Born des Volkslebens schöpfende junge Litteratentum berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. Der talentvollste der neueren Schriftsteller ist Marko Wowtschok (Pseudonym), Kleinrußlands bester Erzähler, von dessen Erzählungen Turgenjew viele ins Russische übersetzt hat.

Das geistige Leben Kleinrußlands fand viel Anregung und Förderung durch die litterarische Thätigkeit im österreichischen Galizien, wo seit dem Beginn derselben in den dreißiger Jahren einige hundert Bücher erschienen sind und mehrere gediegene Zeitschriften einen großen Kreis tüchtiger Mitarbeiter um sich versammelt haben. Der Mittelpunkt des geistigen Lebens der Kleinrussen bleibt aber doch Kijew, „das alte", „die Mutter der russischen Städte".

Kijew ist eine der ältesten russischen Städte. Der Annalist Nestor erzählt, daß drei Brüder, Kij, Schtschek und Choriw, die Oberhäupter der Polänen, am Dnjepr sich niederließen und eine Stadt gründeten, welche nach dem ältesten der Brüder Kijew benannt wurde. Über den Ursprung keiner andern russischen Stadt ist seitdem von Chronisten so viel gefabelt worden wie über jenen von Kijew, und auch für den Namen der Stadt hat man bis in die neueste Zeit die verschiedenartigsten Deutungen versucht. So erklärt Tatischtschew, das Wort Kijew sei sarmatischen Ursprungs und bedeute Berge; Schtscherbatow bringt den Namen mit den Hunnen, Baier bringt ihn mit den Goten in Verbindung; Boltin sucht nachzuweisen, daß der Name arabischen Ursprungs und die Stadt von den Arabern erbaut worden sei. In den ältesten Werken, in denen Kijews Erwähnung geschieht, kommt der Name korrumpiert und in einer Menge von Varianten vor: Dithmar von Merseburg schreibt Cuieuwa, Kitana und Kitawa, Adam von Bremen Chive, Helmold Chue, Otto von Freising Chios, Konstantin Porphyrogeneta Kioava und Kiavos, Matheus Parisiensis Cleva, und bei morgenländischen Schriftstellern heißt die Stadt Kujavah und Kuah. Auf den slavischen Ursprung weisen jedoch die vielen ähn-

lichen Ortsnamen hin, die sowohl in Rußland als in anderen Slavenländern vorkommen: viele Dörfer in Rußland heißen Kijewo, im Gouvernement Archángelsk ist ein Flüßchen Kija und im Gouvernement Kaluga ein Flüßchen Kijewka, in Böhmen giebt es ein Kijow, in Posen Kiewel u. s. w.

Nach der Erzählung Nestors kamen im Jahre 864 Askold und Dir, Waffengefährten Ruriks, den Dnjepr hinab, fanden dort eine Stadt, welche Kijew hieß, und machten sich zu Herren derselben. Zwanzig Jahre später wurden sie von Oleg, der mit dem jungen Igor Rurikowitsch in diese Gegend kam, in eine Falle gelockt und erschlagen. Ein Hügel am Dnjeprufer führt noch jetzt den Namen „Askolds Grab". Oleg aber erhob Kijew zur Hauptstadt des Reiches und sprach: „Es soll die Mutter aller russischen Städte werden!"

Dieser Wunsch, den Nestor dem Warägerfürsten in den Mund legt, ging in Erfüllung. Nowgorod war die Wiege des russischen Staatswesens gewesen — Kijew wurde die Wiege der russischen Kirche. Wladjimir der Große (980 bis 1014) zwang den griechischen Kaiser, ihm die Prinzessin Anna zur Gemahlin zu geben, und diese Heirat hatte die Einführung des Christentums zur Folge. Die heidnischen Götzentempel verschwanden und christliche Kirchen entstanden an ihrer Stelle. Wo früher der Götze Perun stand, erbaute der Fürst eine Kirche des heiligen Basilius, die jetzige Dreiprälatenkirche; an einer andern Stelle, wo einst ein christlicher Waräger als Opfer für die heidnischen Götter geschlachtet worden sein soll, erhob sich eine Kirche der Gottesmutter, 989 von Griechen erbaut. Die letztere erhielt den Namen „Zehntenkirche", weil der Großfürst ihr den zehnten Teil seines Einkommens überwies. Die jetzige Zehntenkirche wurde an Stelle der alten 1828 zu bauen begonnen und 1842 eingeweiht. Der heilige Wladjimir liegt in ihr begraben. Als im Jahre 1240 Mangy, ein Feldherr des Khans Batu, Kijew eroberte, war die Zehntenkirche der Schauplatz erbitterter Kämpfe: der Bojar Dmitri hatte sich mit einer Handvoll Krieger in die Kirche geworfen und verteidigte sie einen ganzen Tag lang. Die Menschenmasse, die sich in die Kirche geflüchtet hatte, war so groß, daß der überlastete Chor einstürzte. Endlich erlagen die Verteidiger der Übermacht und die Kirche teilte das Schicksal der Stadt, sie wurde in einen Schutthaufen verwandelt. In einer Anwandlung von Großmut, die Tapferkeit auch beim Feinde ehrend, schenkte Batu dem verwundet in seine Hände gefallenen Bojaren Dmitri Leben und Freiheit, während die anderen Kijewer, die sich nicht durch Flucht in die Wälder gerettet hatten, schonungslos niedergemetzelt wurden.

Erst nach Jahren begann man die Stadt wieder aufzubauen, aber wiederholte Verwüstungen und Brandschatzungen durch Littauer, Polen und Tataren ließen sie nicht emporkommen. Schließlich wurde Kijew mit Polen vereinigt. Unter polnischer Herrschaft erholte es sich rasch, da ihm die Könige viele Privilegien verliehen und sich eifrig bemühten, den Handel zu beleben; trotzdem fühlte die Bevölkerung unter polnischer Herrschaft sich nicht wohl, weil die orthodoxe Kirche bedrückt, der Bau neuer Kirchen sowie das Ausbessern der alten verhindert und überhaupt mit allen Mitteln dahin gestrebt wurde, Kijew nicht nur in eine polnische, sondern auch in eine katholische Stadt zu verwandeln. In blutigen Kämpfen löste endlich Kijew und mit ihm ganz Kleinrußland seine Verbindung mit Polen und schloß sich an das Zarenreich an, mit dem es seitdem vereint blieb.

Das heutige Kijew ist eine neue, moderne Stadt mit stattlichen Gebäuden und schönen Anlagen, denn die engen Straßen mit den alten Gebäuden hat der große Brand im Jahre 1811 vernichtet. Kijew ist Hauptort des gleichnamigen Gouvernements und Sitz eines Gouverneurs, es ist eine ziemlich bedeutende Handelsstadt, als Festung ein sehr wichtiger Platz — aber alles dies tritt weit in den Hintergrund zurück vor seiner religiösen Bedeutung. Kaiser Nikolaus I. nannte die Stadt in dem Ukas, durch welchen er die Errichtung einer Universität anordnete, „die Wiege des heiligen Glaubens unserer Vorfahren", und Alexander II. gab ihr in einem Reskript an den Metropoliten von Kijew (26. August 1856) den Beinamen „Jerusalem der russischen Lande". Diese beiden Aussprüche kennzeichnen die Bedeutung Kijews. Das Petscherskische Kloster oder die Petscherskische Lawra ist das älteste Kloster und eine der verehrtesten heiligen Stätten in ganz Rußland, und zahllose Pilgerscharen strömen hier alljährlich aus dem ganzen Reiche zusammen.

Im Jahre 1013 — so berichtet die Überlieferung — kam ein Mönch des Athosklosters nach Kijew und ließ sich als Einsiedler in einer Höhle des jetzigen Klosterberges nieder, in welcher der Sage nach einst Waräger hausten und ihre Beute zu verbergen pflegten. Der Ruf seiner Frömmigkeit zog bald gleichgesinnte

fromme Männer heran, welche die Höhle erweiterten und schließlich eine Kirche erbauten, um welche herum immer mehr Höhlenwohnungen von den Mönchen aus dem Felsen ausgehauen wurden. Höhle heißt im russischen Petschora — und das bei Kijew entstehende Kloster erhielt daher den Namen Petschersky monastyr oder Höhlenkloster. Auch der Name Lawra bezeichnet eine Höhle. Man nannte im Orient Lauren die Höhlen, in welche sich mehrere fromme Männer zu gemeinschaftlichem beschaulichen Leben zurückzuziehen pflegten. Von dieser ältesten Art des Klosterlebens ging der Name Lawra auf die berühmtesten Klöster Rußlands über, auf die Troitzko-Sergiewskaja Lawra bei Moskau (siehe Band I Seite 95), auf die Swjato-Troitzko Alexandro-Newskaja Lawra in Petersburg (siehe Band II Seite 98) und auf das Kijewer Kloster. Das letztere bildet so zu sagen eine Stadt für sich; es gehören zu demselben nicht weniger als 16 Kirchen, und eine Menge Gebäude steht zur Beherbergung fremder Pilger bereit, in denen jedermann Aufnahme findet, die Armen unentgeltlich, Wohlhabende gegen Zahlung eines Betrages, dessen Höhe ganz ihrem Gutdünken überlassen ist. Viele arme Pilger bleiben den ganzen Winter über im Kloster und erhalten unentgeltlich Wohnung und Kost, wenn bei

Façade der Lawra in Kijew.

ihrer Ankunft die Jahreszeit schon so weit vorgeschritten ist, daß Schnee und Winterstürme ihre Rückreise in die ferne Heimat erschweren würden. In dem Klosterrestaurant ist alles auf Massenbewirtung eingerichtet, und die Speisekarte weist Jahr aus Jahr ein dieselben einfachen Gerichte auf, deren Hauptbestandteile immer und immer wieder Fisch, Kartoffeln und Gemüse sind. Als Getränk wird Kwas in Flaschen verabreicht. In der Nähe des Restaurants ist ein Theehaus eingerichtet, in welchem ein Samowar von so riesigen Dimensionen steht, daß er an Größe wohl kaum seines gleichen in ganz Rußland finden dürfte. Eine Menge Hähne rings um denselben ermöglicht das Abzapfen des warmen Wassers, das einzige, was von den Besuchern des Theehauses außer einem Glas beansprucht wird, denn Thee und Zucker führt jeder Pilger mit sich.

Die meisten Pilger kommen im Juli. Dann spielt sich in den Klosterhöfen ein sehenswertes Schauspiel ab. Von den Türmen erklingen die Glocken, dicht gedrängte Menschenmassen füllen die Höfe, eine Pilgerschar nach der andern kommt singend angezogen, und beim Klosterthor und bei den Eingängen der Kirchen schreien und wehklagen die Bettler, die Lahmen und Blinden — den Ankömmling empfängt ein betäubender Lärm, an den

Stromschnellen des Dnjepr.

man sich erst gewöhnen muß. Manche Pilger kommen weit her: von Finnland, aus der Krym, vom Kaukasus, ja sogar aus dem fernen Kamtschatka. Man trifft unter ihnen gut gekleidete Leute, deren Äußeres auf Wohlhabenheit schließen läßt (siehe die Schlußvignette dieses Kapitels), aber viele sind in erbärmliche Lumpen gehüllt, tragen am Gürtel befestigt eine kupferne Schale und einen Samowar, auf dem Rücken einen kleinen Lederranzen, in welchem sich alles befindet, was sie auf die Reise mitnahmen und unterwegs kauften oder geschenkt erhielten. Krüppel aller Art befinden sich unter ihnen. Namentlich die Blinden sind zahlreich vertreten, aber auch eine der abstoßendsten Erscheinungen unter den Tausenden, die man hier an seinem Blick vorüberziehen sieht. Die langen Haare flattern wirr um das entblößte Haupt, ein struppiger, ungepflegter Bart reicht bis auf die Brust herab, aus dem sonnverbrannten, ausdruckslosen Gesicht glotzen uns die der Sehkraft beraubten Augen entgegen — man muß solche Gestalten sehen, beschreiben lassen sie sich nicht. Unter den Pilgern sind solche, die ihr ganzes Leben auf Pilgerfahrten zubringen, sehr zahlreich vertreten. Mancher, der sich vor den Heiligtümern der Lawra verneigt und bekreuzt, kommt vielleicht hierher von Solowetzk am fernen Weißen Meer, dessen Heiligtümern er einen Besuch abgestattet, und gedenkt weiter nach Süden zu wandern, nach Palästina, nach Jerusalem, denn wer eine Wallfahrt in das gelobte Land vollbracht, der hat die sicherste Anwartschaft auf ein Plätzchen im Himmel. Scharenweise durchwandern die Pilger zu Fuße, den Stab in der Hand, die weiten Ebenen Rußlands, und wenn sie nach Jahren heimkehren, findet gar mancher die Seinigen tot oder fortgezogen . . .

Schwindler sind unter den Pilgern keine seltene Erscheinung. Im Pilgerkleide ziehen sie umher, wissen gar viel von den Gefahren zu erzählen, die sie auf ihren Wanderungen zu bestehen hatten, und bieten dem leichtgläubigen Landvolk allerlei Reliquien und Andenken an berühmte Wallfahrtsorte zum Kaufe an: Rosenkränze, Kreuze, Heiligenbilder, Steine aus Nazareth, Wasser aus dem Jordan — mancher ist sogar glücklicher Besitzer eines Stückes echten Holzes vom Kreuze Christi oder eines Fetzens von einem Kleide, das die Jungfrau Maria getragen . . .

Bahnen wir uns einen Weg durch die Menschenmenge und steigen wir hinab zu der größten Sehenswürdigkeit des Klosters, zu den Katakomben! Krüppel und Blinde strecken uns die Hände entgegen — Bettler und nichts als Bettler auf allen Stufen der Treppe, die wir hinabsteigen! Der Pinsel eines Hogarth fände hier reiche Ausbeute. Der russische Bettler ist eine Spezialität, mit der nur das Bettelvolk Asiens einige Ähnlichkeit hat. Da ist keine Spur von dem Stolz des spanischen Bettlers — in den Zügen dieser Leute prägt sich stille Resignation aus oder sie scheinen abgestumpft gegen alles Leid, das sie noch treffen kann. Das schmutzige, zerfetzte Obergewand um die Hüften durch einen Gürtel zusammengehalten, die Beine mit Riemen umwunden, die Füße in Schuhen aus Birkenrinde steckend, erwecken aber diese Gestalten doch, namentlich wenn man sie zum ersten Mal sieht, ein ungewöhnliches Interesse.

Durch die Reihen der Bettler die Treppe hinabsteigend, gelangen wir bald zu einer kleinen unterirdischen Kapelle, in welcher mehrere Mönche Kerzen verkaufen. Hinter derselben beginnen die Katakomben. Dieselben enthalten drei kleine Kirchen, mehrere Kapellen und eine Menge Nischen und Zellen, in welchen die Überreste der Heiligen und Märtyrer in offenen Särgen ruhen. Da vor allen Altären und Heiligenbildern große Wachskerzen oder Öllampen brennen, auch jeder Pilger, bevor er sich in die Katakomben begiebt, eine Wachskerze kauft und anzündet, ist der unterirdische Raum genügend erleuchtet, aber die Luft in demselben ist so geschwängert von Wachsgeruch und dem Dampf der Lampen, daß das Atmen erschwert wird — wie in der Grabkapelle in Jerusalem oder der Geburtsgrotte in Bethlehem. Die Leichen in den Särgen sind eingehüllt und eingeschnürt wie die ägyptischen Mumien, die Hände über der Brust gefaltet, das Gesicht verhüllt; nur am Feste des betreffenden Heiligen wird die Hülle vom Gesicht entfernt. Überall liegen Andächtige auf den Knieen oder beugen sich über die Särge, küssen die Leichen und legen dann eine Gabe auf den auf dem Sarge stehenden Teller. Man sieht auch vor vermauerten Nischen Andächtige sich verbeugen. Dort ruhen die Überreste von Mönchen, welche sich lebend einmauern ließen (Stolbowije, Säulenheilige); Speise und Trank wurde ihnen durch eine kleine Öffnung gereicht, die man zumauerte, sobald sie es verlangten. In einer Kapelle stehen die Särge der zwölf griechischen Baumeister, welche die Lawra erbaut haben. Die Kapelle war nicht groß genug, um zwölf Särge aufzunehmen; man hat also den zwölften auf die anderen gestellt.

Die Namen der Heiligen in den Katakomben sind uns fremd, und von ihren Thaten haben wir nichts gehört. Wer kennt einen Heiligen Ephrem, Agapit, Nektarij, Pimin, Alipij, Spiridon, Onufrij, Makarij und so weiter? In Rußland aber, wo sie gelebt und gewirkt haben, werden sie hoch verehrt. Bischöfe und Fürsten sind unter diesen Heiligen: Nikolaus, Fürst von Tschernigow; Merkurij, Bischof von Smolensk; Ephrem, Bischof von Perejaslaw; Simon, Bischof von Susdal u. a. Das weibliche Geschlecht ist durch die fürstliche Jungfrau Julianija vertreten. Man zeigt ferner die Leiche Nestors, des ältesten russischen Annalisten, der schon im Jünglingsalter als Mönch in das Kloster eintrat. Die Leiche ruht in einem silbernen Sarge, und über demselben verkündet den Namen des hier Ruhenden eine vergoldete Tafel, welche die Gesellschaft für russische Geschichte und Altertümer 1826 gewidmet hat. Eine etwas befremdende Erscheinung in dieser heiligen Gesellschaft ist der Held Ilja Murometz, der Herkules der russischen Sage, dessen Gebeine ebenfalls hier ruhen.

Das sind die sogenannten „näheren Katakomben"; eine tiefe Schlucht trennt diese von den „entfernteren". Auf dem Wege zu denselben kommt man an zwei heiligen Brunnen und einem heiligen Baum vorbei, welcher

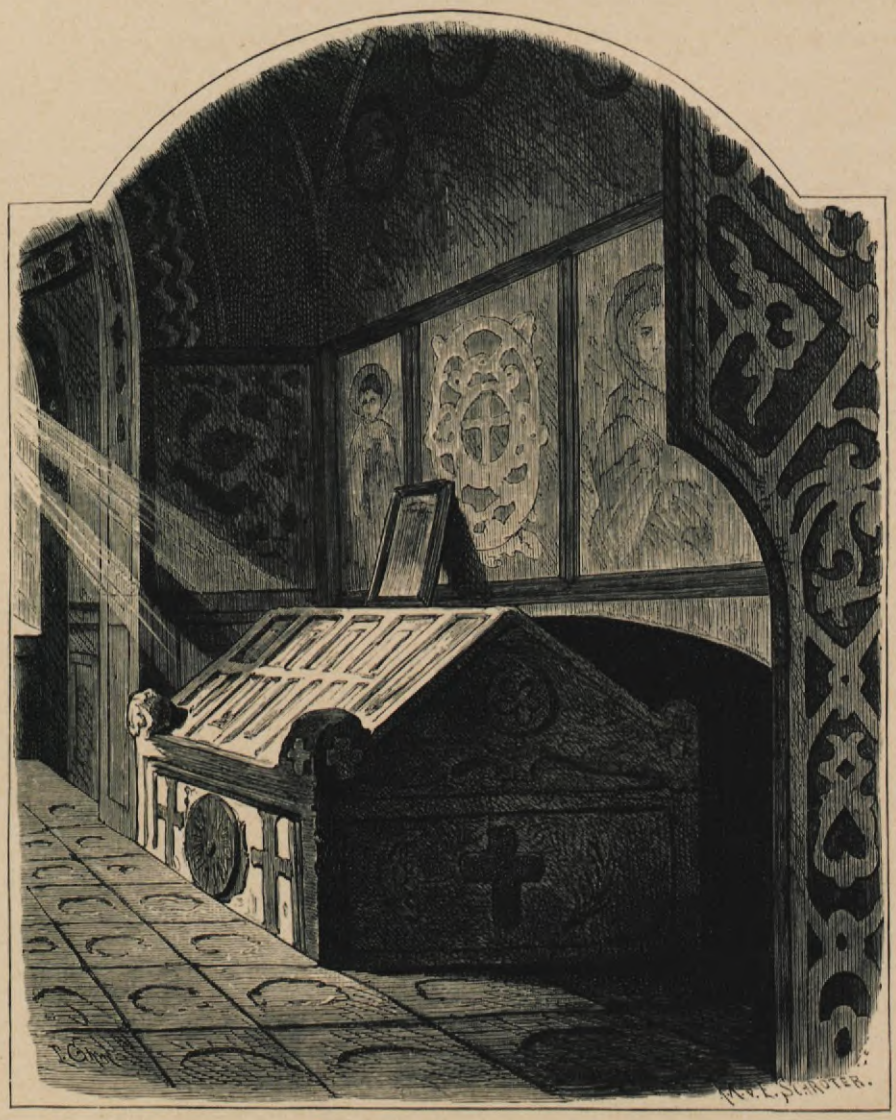
Eingang zu den Katakomben.

von dem heiligen Antonius, dem eigentlichen Gründer der Lawra gepflanzt worden sein soll. Unter der Sucht der Pilger, ein Andenken an die Pilgerfahrt heimzubringen, hat der Baum schwer zu leiden, denn alle erreichbaren Äste und Zweige werden abgebrochen, die Rinde mit den Zähnen abgenagt. Wehe aber demjenigen, der sich an den Reliquien in den Katakomben vergreifen wollte! Das wäre Kirchenraub, das entsetzlichste Verbrechen, das der Russe sich zu denken vermag. Man erzählt, daß einst eine kranke Frau glaubte, gesund zu werden, wenn sie den Körper eines der Heiligen in den Katakomben berühren könnte. Ihr Mann ging hin, beugte sich über eine Leiche, als ob er ihr die Hand küssen wollte, und biß ihr einen Finger ab, den er der Kranken brachte. Die That blieb nicht verschwiegen, und der willfährige Gatte wurde alsbald nach Sibirien verschickt.

In den „entfernteren" Katakomben sind die größten Heiligtümer die sogenannten „myrofließenden Häupter", die Schädel von dreißig Heiligen, aus denen das wunderthätige Myro, das heilige Salböl fließt, welches bei der Taufe und bei Verabreichung der Sterbesakramente gebraucht wird. Die Namen der Heiligen,

deren Schädel solche Wunderkraft innewohnt, sind unbekannt. Das heilige Öl wird auch in kleinen Flaschen verkauft und soll sich namentlich bei Augenkrankheiten als vorzügliches Heilmittel bewähren.

Die „entfernteren" Katakomben gleichen völlig den näheren. In den düsteren Gängen schreitet man an den offenen Särgen einer Menge Mönche, Igumens, Archimandriten, Bischöfe u. s. w. vorbei. Diese Katakomben waren ursprünglich Zellen der Einsiedler, die sich hier niedergelassen hatten. Als die Tataren im Lande hausten, mögen sie wohl oft den Bewohnern der Umgegend als Zufluchtsstätte gedient haben, wie die Katakomben Roms den Christen zur Zeit der Verfolgungen. Stätten der Toten sind jetzt die Katakomben



Grabdenkmal Jaroslaws.

Kijews und Roms, aber in den letzteren empfindet man trotz allem Moderduft doch nicht jenes beklemmende Gefühl, das in den Kijewer Peschtschery die Brust beengt, und es läßt jeden erleichtert aufatmen, wenn ihm wieder ein frischer Luftzug entgegenweht und statt der rauchgeschwärzten Felswände der blaue Himmel über ihm sich wölbt. Dort unten ruhen nicht nur Tote, auch lebendig Begrabene harren der Stunde, in welcher der Todesengel sie abruft — nicht wie in den Zeiten eines finstern Wahns zum Hungertode verurteilt, sondern religiöse Schwärmer, die in ihrer Zelle in den Katakomben bei Wasser und Brot, betend und fastend ihr Leben verbringen, nie den kleinen Raum verlassend, in den sie sich einmal aus der sündhaften Welt geflüchtet haben.

Trotzdem ist die Totenstadt des Petscherskischen Klosters der größte Stolz Kijews. Ihr verdankt die Stadt ein gleiches Ansehen, wie es Rom in der katholischen Welt genießt. Durch die vielen Gaben, welche die Tausende von Pilgern hier zurücklassen, ist die Lawra von Petschersk eines der reichsten Klöster Rußlands geworden und ist es auch heute noch, obwohl der jetzige Reichtum des Klosters nur noch ein Schatten jenes ist, dessen es sich vor hundert Jahren erfreute. Bis zum Jahre 1786 gehörten dem Kloster in drei Gouvernements nicht weniger als 138 Städtchen und Dörfer, in denen nach der Revision des Jahres 1785 eine Bevölkerung von 55900 Seelen, 28510 männlichen und 29390 weiblichen Geschlechtes vorhanden war. Diese Güter verlor das Kloster, als durch kaiserlichen Ukas vom 10. April 1786 auch in Kleinrußland das unbewegliche Kirchengut eingezogen und eine bestimmte Summe (etwa 260000 Rubel) für den Unterhalt der Mönche angewiesen wurde. Jetzt leben in dem Kloster etwa 110 Mönche und 300 dienende Brüder, ferner etwa 100 Menschen, welche in der Buchdruckerei, Buchbinderei und anderen Werkstätten beschäftigt sind, und gegen 50 alte Leute, Diener, kranke Pilger u. s. w.

Unter den Kirchen, welche zu dem Kloster gehören, ist die Himmelfahrtskirche mit ihren sieben vergoldeten Kuppeln die bemerkenswerteste; sie ist berühmt durch ihren Reichtum an kostbaren Meßgewändern, Gefäßen und Heiligenbildern und besitzt eine Menge hochverehrter Reliquien, darunter den Kopf des heiligen Wladjimir, der in einem goldnen Schrein verwahrt wird. Sie rühmt sich auch des Besitzes des ältesten Heiligenbildes Rußlands, welches die Verklärung Mariä darstellt und etwa um das Jahr 1070 aus Griechenland nach Kijew gebracht sein soll.

Eine tiefe Schlucht trennt die Stadt der Toten von der Stadt der Lebenden, das alte Kloster von der modernen Stadt Kijew. Diese erstreckt sich über einen Flächenraum von nahezu 50 □Kilometer, aber in diesem Raum befinden sich so viele riesige unbebaute Plätze, daß die Bevölkerung sich zum mindesten verdreifachen könnte, ohne daß eine Erweiterung des jetzigen Stadtumfangs eintreten müßte. Um die alte Stadt, deren Mauern niedergerissen wurden, ist eine neue entstanden, mit hübschen Häusern und breiten Straßen, und die vielen Pappelbäume, die überall über die Dächer der Häuser emporragen, bilden eine herrliche Staffage zu den vielen im Sonnenlicht funkelnden vergoldeten Kirchenkuppeln. Zwischen den beiden Bergen, auf denen das alte Kjew und die Lawra mit der Petscherskischen Festung liegt, breitet sich im Thal am Ufer des Dnjepr entlang die Unterstadt „Podol" aus, ein Häusermeer, aus dem die zahlreichen Gärten wie Inseln hervortreten und das mit seinen byzantinischen Kuppeln und dem Mastenwald am Dnjeprufer schon Anlaß zu manchem begeisterten Vergleich der Stadt mit Konstantinopel gegeben hat. In der That verleihen der bunte Anstrich der Häusermauern, die grünen Dächer, die goldenen Kirchenkuppeln, die silbernen Turmspitzen, die Terrassen und Gärten der Stadt ein Aussehen, das lebhaft an die Farbenpracht des Orients erinnert. Großartig ist das Bild, das man vor seinen Blicken sich entrollen sieht, wenn man von der zwei Werst langen Nikolajewschen Brücke im Zickzack den Petscherskischen Berg emporsteigt und Kijew aus der Vogelperspektive betrachtet. Dort unten zieht sich die breite Hauptstraße hin, der Kreschtschatik, der Newsky-Prospekt von Kijew, wo sich die größten Hotels und die elegantesten Magazine befinden.

Mehr als dieser vornehme Stadtteil und mehr als das geschäftige Treiben in der Handelsstadt Podol zieht den Fremden Alt-Kijew an, das an Sehenswürdigkeiten der Lawra nicht nachsteht. Die bedeutendsten derselben, welche zu besuchen gewiß kein Fremder unterläßt, sind das Goldene Thor, die Sophien- und die Andreas-Kirche. Das Goldene Thor entspricht nun allerdings nicht der Vorstellung, welche sein Name erweckt. Die Tataren haben dafür gesorgt, daß von demselben nichts auf uns gekommen ist als einige verwitterte Mauerreste, die durch eiserne Stangen gestützt sind. Für den Altertumsfreund sind trotzdem diese mühsam vor dem Einsturz bewahrten Mauern von hohem Interesse, weil sie eines der ältesten Bauwerke Rußlands sind. Die eigentliche goldene Pforte soll jedoch bei der Zerstörung der Stadt durch die Tataren gerettet worden sein, da sie ein gewisser Michailo, ein russischer Samson, aushob und auf seinen Schultern davon trug. So berichtet wenigstens die Sage.

Ein ebenso altes Bauwerk wie das Goldene Thor sollen die Reste der Irenenkirche sein (siehe Seite 297). Man scheint aber noch nicht völlig im Klaren darüber zu sein, ob die Mauerreste, welche im Jahre 1833 bei Nachgrabungen an der Stelle des alten Stadtwalles entdeckt wurden und die man seitdem gegen weiteren

Verfall geschützt hat, wirklich der Irenenkirche angehören, welche der Großfürst Jaroslaw zugleich mit einer dem heiligen Georg geweihten Kirche in der Nähe der Sophienkirche erbauen ließ.

Unweit des goldenen Thores erhebt sich die imposante Sophienkirche. Gleich San Marco in Venedig sollte sie eine Rivalin der Sophienkirche in Konstantinopel werden, deren Namen sie auch trägt. Hier ruht jener Großfürst Jaroslaw, unter dessen Regierung Kijew zur Großstadt heranwuchs, abendländische Bildung im Lande Eingang fand und der Süden Rußlands aller Segnungen der Civilisation teilhaftig wurde, so daß das Fürstentum Jaroslaws mit weit mehr Berechtigung sich einen europäischen Staat nennen konnte als fünf hundert Jahre später das Rußland Peter des Großen. Die Zahl der Kirchen in dieser „Wiege des russischen Glaubens" soll damals gegen 400 betragen haben; einige Chronisten sprechen sogar von 700.

Ein reich verzierter Sarkophag von weißem Marmor (siehe Seite 305) umschließt die Überreste des verdienstvollen Fürsten, den man durch ein Grab in der Hauptkirche Kijews geehrt hat. Die Sitte, in der Kirche zu begraben, war damals noch nicht allgemein und galt als hohe Auszeichnung. Im 11. Jahrhundert wurden nur Fürsten und solche Personen, die sich um die Kirche besonders verdient gemacht hatten, innerhalb derselben begraben; erst im 12. Jahrhundert wurden die Erbbegräbnisse in den Kirchen allgemein gebräuchlich.

Jaroslaw erbaute die Kirche nach einem großen Siege über die Petschenegen und ließ sie nach griechischer Weise reich mit Freskomalereien und Mosaikarbeiten ausschmücken. Sie hat in der Folgezeit, auch bei dem Einfall der Tataren, weniger gelitten als die anderen Kirchen Kijews, und von den alten Mosaiken, die wie in der Aja Sophia aus kleinen, farbigen Glasstücken hergestellt wurden, sind noch viele erhalten. Unter polnischer Herrschaft wurde die Sophienkirche den Unierten ausgeliefert, aber später den Griechisch-Orthodoxen wieder eingeräumt. Die Spuren mehrfacher Umbauten, die damals vorgenommen wurden, sind deutlich erkennbar. „Wenn man in die alte Kirche eintritt," schildert Victor Tissot den Eindruck, den sie auf ihn hervorgebracht, „glaubt man, in einen gotischen Dom einzutreten. In Halbdunkel gehüllt ist das Labyrinth von Säulen und breiten Pfeilern, die dicht beisammen stehen wie Eichen in einem alten Wald. Von oben durch die Kuppel dringt nur wenig Licht herein, matt und fahl, wie zur Zeit der Morgendämmerung, und in dem mystischen Dunkel der Kapellen funkeln die goldenen Lampen wie strahlende Lilien. Doch die Illusion schwindet rasch, wenn man weiter geht und die Ikonostás vor sich erblickt, die hohe, in Goldglanz strahlende Wand, bedeckt mit Heiligenbildern und goldenen und silbernen Relief-Verzierungen." Die Treppe, welche zu den oberen Kirchenräumen emporführt, ist mit alten Freskogemälden geschmückt, welche erst 1843 unter dem sie bedeckenden Anwurf entdeckt wurden. Man meint, daß diese Treppe ursprünglich zu einem benachbarten Palast Jaroslaws gehörte, und die Scenen, welche man an den Wänden erblickt, sind allerdings derart, daß sie sich besser für einen Palast als für eine Kirche eignen: da sind Wagenrennen im Hyppodrom dargestellt, Tänzerinnen und Musiker, auf Bäumen sitzen seltsam gestaltete Vögel, wie sie nur die Mythe und Fabel kennt, Jäger kämpfen mit Bären und Drachen u. s. w. Alle hier dargestellten Männer und Frauen tragen byzantinische Kleidung. Die Wände der Gallerie bedecken geflügelte Engelköpfe. Großartig ist der Anblick, den man von derselben aus genießt, von dem säulengeschmückten untern Raum bis hinauf zu der gewaltigen Kuppel, deren Größe man erst in dieser Höhe richtig schätzen kann.

Der zweite Prachtbau, den Alt-Kijew umschließt, die Andreaskirche, eine Mischung von Renaissance und byzantinischem Stil, steht der Sopienkirche nicht nach, ja übertrifft dieselbe noch an Schönheit. Der berühmte Rastrelli war ihr Erbauer. Die Terrasse vor dieser Kirche gehört zu den schönsten Aussichtspunkten der Erde: hoch über dem Dnjepr gelegen, gewährt sie einen Überblick über die ganze Stadt und das schöne Thal, durch welches der Dnjepr dahinfließt, bedeckt mit Schiffen aller Größen, von der kleinen Fischerbarke bis zum großen Dampfer, und an klaren Sommertagen, wenn ein tiefblauer Himmel sich über der in allen Farben prangenden Landschaft wölbt, vermag sich der Beschauer nur schwer von dem entzückenden Panorama zu trennen. Nicht ohne Grund blickt der Russe mit freudigem Stolz auf sein altes Kijew, denn es ist nicht nur eine der ältesten, sondern es ist auch seiner Lage nach die schönste Stadt Rußlands.

Eines großen Ansehens beim Volke erfreut sich auch das Kloster der heiligen Barbara (Warwara), auch Sankt Michaelskloster genannt. Tausende besuchen täglich die in der Klosterkirche ausgestellten Reliquien der heiligen Barbara, und keiner der vielen Wallfahrer verläßt das Kloster, ohne geweihtes Wasser, Öl vom

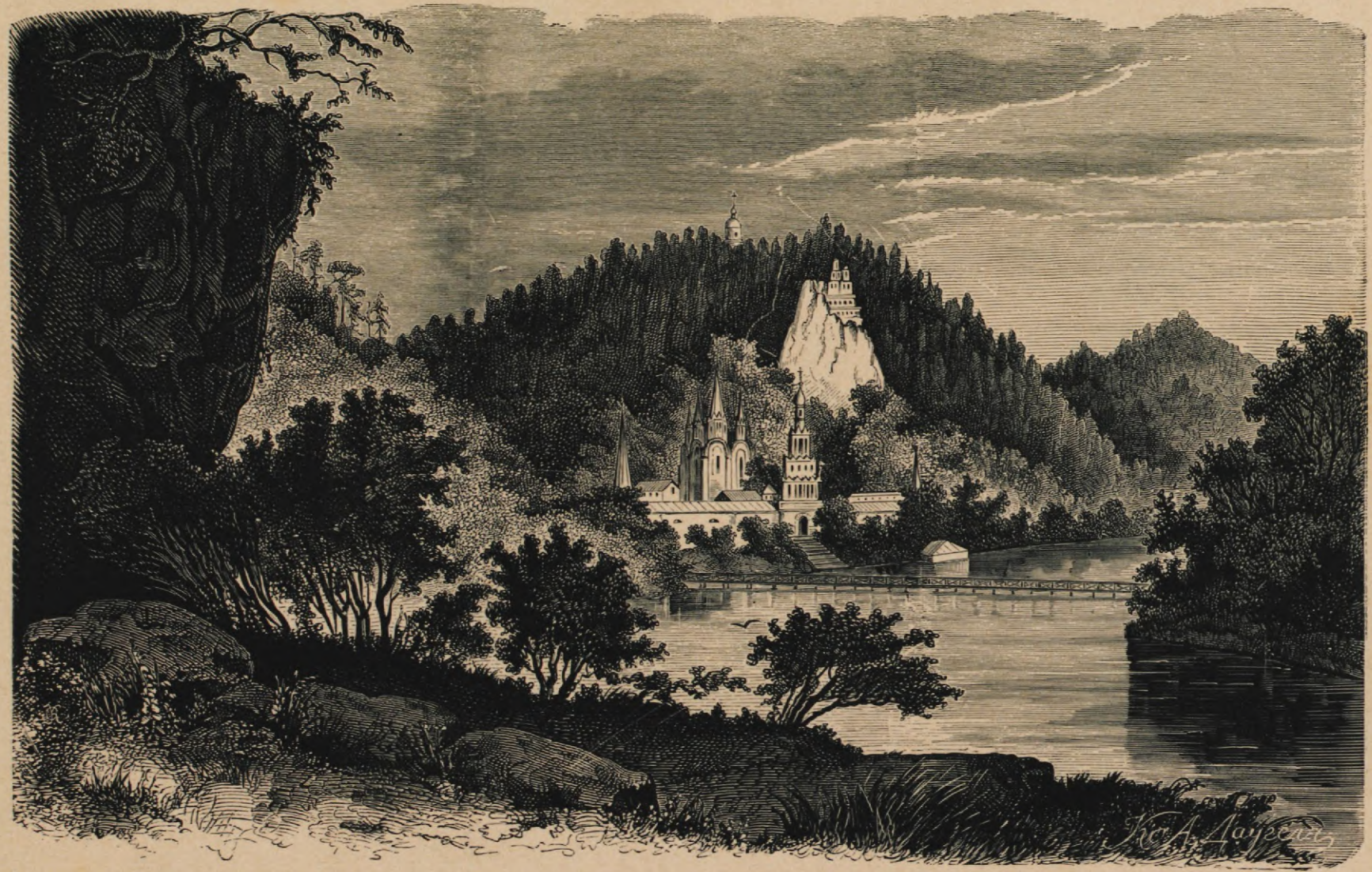
Grabe der Heiligen, kleine Kreuze, Bilder oder Ringe als Andenken mitzunehmen. Noch lange nach Sonnenuntergang trifft man in der Kirche Andächtige auf den Knieen. Das Kloster ist uralt. Als der erste Metropolit Kijews, Michael, mit dem heiligen Wladjimir von Cherson zurückkam und die Taufe der Kijewer Bevölkerung vollzogen war, ließ er an der Stelle, welche jetzt das Michaelskloster einnimmt, eine Kirche zu Ehren seines Schutzpatrons, des heiligen Michael, erbauen.

Doch Kirchen und Klöster, so zahlreich und so prachtvoll sie auch sein mögen, sind doch nicht die einzige Sehenswürdigkeit Kijews. Die ereignisreiche Geschichte der Stadt, die ja durch lange Zeit mit jener des russischen Reiches identisch ist, wird uns durch große Denkmäler vorgeführt. Da ist zunächst die mit dem

Die Börse in Charkow.

Piedestal 22 Meter hohe Statue des Großfürsten Wladjimir, des „Heiligen", des „Apostelgleichen", des „Großen". Auf dem sogenannten Andrejewskischen Abhang, wo einst das alte Kijew des Kij sich ausbreitete, wurde die Bronzestatue, ein Werk des Barons Klodt, im Jahre 1853 an einer steilen Stelle über dem Dnjepr aufgestellt. In hoch erhobener Rechten hält der Großfürst das Kreuz, das Symbol der neuen Religion, zu der er sein Volk bekehrt. Die Taufe des zusammengeströmten Volkes ist eben vollzogen, und der Großfürst spricht nun, das Kreuz erhebend, ein Gebet — das ist die Scene, welche der Künster meisterhaft dargestellt hat.

Der heilige Wladjimir ist unstreitig einer der größten Fürsten, welche über Rußland geherrscht — ein Peter der Große des 10. Jahrhunderts. Die Vereinigung aller russischen Fürstentümer und die Einführung des Christentums sind jedes für sich allein schon Thaten, die ihm ein ehrendes Angedenken bei den Nachkommen



Uspenskaja pustynja im Gouvernement Charkow.

sichern würden, aber wir sehen ihn auch noch auf anderen Gebieten eine reformatorische Thätigkeit entwickeln, welche seine Ähnlichkeit mit dem russischen Reformator des 18. Jahrhunderts besonders scharf hervortreten läßt. Kirchen und Klöster entstanden überall im Lande, Künstler und Gelehrte wurden aus dem Auslande herangezogen, junge Russen zu ihrer Ausbildung nach Griechenland geschickt, Handel und Verkehr mächtig gefördert und eine Justizpflege eingeführt, deren Grundzug strenge Gerechtigkeit war. Mag der Geschichtschreiber an dem Menschen auch manches zu tadeln finden, so steht doch der Fürst im hellsten Strahlenkranz des Ruhmes da, und die Schatten, die auf seinen Charakter fallen, muß man füglich der rohen Zeit zur Last legen, in welcher er lebte. Man hat ihn auch häufig mit Karl dem Großen verglichen, ihn den „russischen Karl den Großen" genannt, doch ist die Ähnlichkeit bei weitem nicht so groß, wie bei Peter dem Großen. Eine Unmasse von Sagen knüpft sich an den Namen des heiligen Wladjimir und die Helden, welche seine Umgebung bildeten. Die Versuchung lag nahe, diese Heldenschar mit der Tafelrunde des Königs Artus zu vergleichen, aber die Heldentafelrunde der „hellen Sonne" (krasnoje solnetschko), wie der Großfürst im Volksliede genannt wird, hat mit jener des Königs Artus nicht das Geringste gemein. In Ilja von Murom, Dobrynja Nikititsch, Aleoscha Popowitsch und den anderen russischen Helden ist die rohe Kraft personifiziert; wir vermissen in den Erzählungen ihrer Thaten das höhere ethische Motiv, welches alle Thaten eines Lanzelot, Parzival, Tristan u. s. w. so zu sagen verklärend umgiebt. Die zwölf Hüter des heiligen Grals, die sich, um in diesem engern Kreis der Artusritter Aufnahme zu finden, nicht nur durch Tapferkeit, sondern auch durch Weisheit, Frömmigkeit und Treue gegen den König ausgezeichnet haben mußten, sahen auch eine ihrer ersten Aufgaben im Schutz und in der Verehrung der Frauen, welche letztere namentlich der russischen Tafelrunde völlig fremd ist. Der religiösen Schwärmerei und idealen Weltauffassung der Artusritter steht bei den Wladjimirschen Helden nur die Lust an Abenteuern gegenüber. Für die Kenntnis des russischen Altertums sind jedoch diese alten Lieder von unschätzbarem Wert. Obzwar die geschilderten Begebenheiten nur Schöpfungen dichterischer Phantasie sind und nur wenig streng genommen Historisches in ihnen sich findet, so tragen doch alle das Kolorit der damaligen Zeit, und dadurch sind sie eine unerschöpfliche Fundgrube für das Studium der Sitten und der Denkungsart der alten Russen.

In der Gegend, in welcher jetzt das Denkmal Wladjimirs errichtet ist, stand einst der steinerne Terem des Fürsten von Kijew, und in dessen Hofe befand sich die Eichentafel, an welcher die Kijewer Tafelrunde sich zu ihren Zechgelagen zu versammeln pflegte. An Sonntagen strömten dort die Armen der Stadt zusammen, um auf Kosten des freigebigen Großfürsten bewirtet zu werden, aber auch Fremde waren sicher, dort jederzeit gastfreundliche Aufnahme zu finden. Seinen Waffengefährten gegenüber kannte die Freigebigkeit des Fürsten keine Grenzen. Ein ihn in dieser Beziehung kennzeichnender Vorfall wird von einem Chronisten erzählt: Als einst die Helden der Tafelrunde darüber murrten, daß man ihnen bei Tische hölzerne Löffel vorgelegt hatte, befahl der Großfürst sofort, silberne Löffel zu bringen, und sagte: „Silber und Gold kann mir meine treuen Krieger nicht ersetzen, wohl aber kann ich mit deren Hilfe jederzeit Silber und Gold erwerben."

Zu dem Denkmal Wladjimirs gesellt sich als würdiges Seitenstück die von uns bereits im I. Bande (siehe Seite 286 und die Kunstbeilage) erwähnte Reiterstatue des Bogdan Chmelnizki. Dieser Mann, dessen Andenken Kleinrußland durch jenes kühn entworfene, imposante Denkmal verewigt, ist so viel gepriesen und zugleich so viel verketzert worden, daß wir einen Augenblick bei ihm verweilen müssen, um den wichtigsten Abschnitt der Geschichte Kleinrußlands, welcher unlösbar mit seinem Namen verbunden ist, im richtigen Lichte zu betrachten. Der freundliche Leser begleite uns deshalb auf einem kurzen Abstecher in jenes Gebiet, welches der Ausgangspunkt der Umwälzungen war, die mit dem Namen Chmelnizki zusammenhängen — den Dnjepr abwärts zum Stammsitz des Kosakentums.

Etwa 7 Werst unterhalb Jekaterinoslaw bildet der Fluß die berühmten Stromschnellen, welche 65 Werst lang sind und sich bis zur deutschen Kolonie Kitschkas erstrecken (siehe Seite 301). Diese Stromschnellen waren schon den Alten bekannt; Herodot erwähnt sie, und Konstantin Porphyrogeneta nennt nicht nur, allerdings korrumpiert, die slavischen Namen der einzelnen Fälle, sondern erzählt auch, wie die Russen dieselben zu durchschiffen pflegen. Wenn man es nicht gesehen hat, hält man es nicht für möglich, daß ein Boot die reißende Strömung passieren könne, ohne an einem der tausende von Felsblöcken, die teils über das Wasser hervorragen, teils

unter demselben verborgen sind, zu zerschellen. Gefährlich ist die Fahrt allerdings, und manches Boot, manches Menschenleben ist schon bei derselben zu Grunde gegangen, aber die Leute, welche den Dnjepr befahren, sind mit allen Tücken ihres Stromes wohl vertraut und steuern sicher und kaltblütig ihr Fahrzeug an den gefährlichen Stellen vorbei. Sie haben sich andächtig bekreuzt, als sie ihr Boot bestiegen, und jedesmal, wenn eine der heftigsten Strömungen überwunden ist, stürzen sie auf die Kniee und machen das Zeichen des Kreuzes. Erfüllt von Vertrauen auf höhern Schutz, schwimmen sie der nächsten Gefahr entgegen.

Auf der Strecke von Jekaterinoslaw bis Kitschkas befinden sich neun Stromschnellen oder richtiger gesagt Wasserfälle. Mehrere Meter hohe Felsblöcke ziehen sich quer durch den Fluß von einem Ufer zum andern; dazwischen liegen niedrigere, vom Wasser bedeckte, und zahlreiche Strudel und Untiefen. Das Wasser staut sich an den Felsblöcken, weißer Schaum spritzt auf, und pfeilschnell schießt das Wasser durch die schmale Öffnung zwischen je zwei solcher Blöcke hinab. An manchen Stellen beträgt die Höhe, von der es herabstürzt,

Kutscher in Kijew.

bis zwei Meter. Der gefährlichste der Fälle ist der Nenassitjez, welcher die ganze Breite des Flusses bedeckt und aus 12 Steinreihen besteht, die wirr durch einander liegen. Eine Stelle, an welcher die Wellen besonders wild tosen, wird „die Hölle" genannt, und ein auf sie bezügliches Sprichwort lautet: „Wer in die Hölle gerät, dem wirds kalt und heiß zugleich." Die Felsbänke des Nenassitjez sind die einzigen, welche immer über das Wasser ragen, während alle anderen beim Frühjahrswasser unter den Wellen verschwinden. Wie gefährlich hier die Schiffahrt ist, kann man am besten im Sommer ersehen, wenn bei niedrigem Wasserstand hunderte von Blöcken zum Vorschein kommen, die sonst vom Wasser bedeckt sind. Die Regierung hat bereits Millionen aufgewendet, um die der Schiffahrt entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen, man hat große Sprengungen vorgenommen, eine Art Kanal geschaffen, aber gefahrvoll ist die Fahrt durch die Stromschnellen trotzdem geblieben. Sobald ein Boot in die Strömung geraten ist, werden die Ruder eingezogen, und alle Mann stürzen sich auf das Steuerruder, einen gewaltigen Mastbaum von etwa 60 Meter Länge, von dessen sicherer und gewandter Führung ihr Leben abhängt. Bei der sogenannten Ziegeninsel oberhalb des Nenassitjez wird gewöhnlich angehalten, um auszuruhen und zu dem letzten schweren Kampf Kräfte zu sammeln. Unterhalb

der Fälle sind auch stets Rettungsboote bereit, welche sofort zu Hilfe eilen, wenn ein Schiff bei der Durchfahrt verunglückt, und die Lotsen, welche diese Rettungsboote lenken, sind wegen ihres Mutes und ihrer Kaltblütigkeit berühmt.

Sobald die Wasserfälle überwunden sind, hat man die Insel vor sich, die einst als Mittelpunkt des Kosakentums eine so große Rolle gespielt hat: Cortiza, wo die Sétscha sich befand. Von der Lage derselben hinter den Fällen haben die Kosaken ihren Namen Saporoger erhalten — „sa" heißt im Russischen hinter, und „Parógi" heißen die Stromschnellen oder Fälle.

Mädchen zur Erntezeit.

Das Leben und Treiben der Kosaken in der Setscha haben wir bereits im ersten Bande (Seite 278 u. f.) geschildert. Als später Kleinrußland mit Polen vereinigt wurde, bildeten die Inseln unterhalb der Wasserfälle den Zufluchtsort, wohin die bedrückten Kosaken der Ukraine sich vor ihren Peinigern retteten, und sie wurden auch der Ausgangspunkt des Befreiungskrieges, als das Maß der Unbilden, die das Kosakentum zu ertragen hatte, endlich voll war. Der Zeitraum von 1592 bis 1639 ist ausgefüllt mit Empörungen der Kosaken, die alle mit blutiger Strenge von den Polen unterdrückt wurden. Das spätere barbarische Wüten der Kosaken bei ihrem letzten und erfolgreichen Aufstand unter Chmelnicki findet mehr als eine Erklärung in der unmensch-

lichen Grausamkeit, mit welcher ihre früheren Befreiungsversuche bestraft wurden. So hatten die Polen den Kosakenhetman Pawljuk in Ketten nach Warschau geschleppt, setzten ihn dort auf einen glühend gemachten eisernen Thron, drückten ihm eine glühende Eisenkrone auf das Haupt, gaben ihm ein glühendes Scepter in die Hand und zündeten dann unter seinem Sitze Feuer an. Unter entsetzlichen Qualen fand dieser Märtyrer für die Freiheit seines Volkes den Tod. Solche Hinrichtungen betrachtete der Adel Warschaus als ein Schauspiel. Damen und Herren sahen, Tokayer trinkend, der Blutarbeit der Henker zu, und lustige Tanzmusik übertönte das Stöhnen der armen Opfer. Das Kosakentum vergalt einige Jahre später nur gleiches mit gleichem — es that nur das, was es von seinen Herren gelernt hatte. Wie die Polen, so haben auch die Juden das furchtbare Strafgericht verdient, das unter Chmelnicki über sie hereinbrach. Welche Stellung die Juden im Kosakenlande sich errungen hatten, geht aus den Worten des Rabbi Neta hervor, welcher erzählt, daß die in der ganzen Welt unterdrückten Juden über die Kosaken herrschen. Dieser Ausspruch enthält keine Übertreibung. Die Branntweinbrennerei, die Bier- und Metherzeugung, der Ausschank dieser Getränke und noch vieles andere war im Kosakenlande Monopol der Juden. Außerdem übten sie auch noch die niedere Gerichtsbarkeit aus, hatten die Steuern gepachtet und erhoben solche willkürlich bei den verschiedensten Gelegenheiten, wie bei Taufen, Trauungen und Begräbnissen, kurz, sie quälten die Kosaken auf alle mögliche Art und sogen die arme Bevölkerung immer mehr aus. In der letzten Zeit war ihr Auftreten ein besonders herausforderndes geworden, da sie, auf ihr Kabbalabuch gestützt, im Jahre 1648 dem Erscheinen des Messias entgegensahen. Jüdische Schriftsteller berichten, daß in den Aufständen unter Chmelnicki mehr als 250 000 jüdische Familien in der Ukraine, in Littauen und Polen teils durch das Schwert der Kosaken, teils durch Hunger und Krankheiten umgekommen seien. Die letzteren mögen dabei allerdings mehr gewütet haben als das erstere, da die Juden sich meist rechtzeitig vor den anrückenden Kosaken flüchteten, aber die oben angegebene Zahl zeigt doch, wie zahlreich damals auch in der Ukraine ein Bevölkerungselement vertreten gewesen sein muß, das in dem noch auf niedriger Kulturstufe stehenden Lande keine wirtschaftliche Berechtigung hatte und, abgesehen von allem anderen, schon durch seine Handelsthätigkeit eine drückende Last für die übrige Bevölkerung sein mußte.

Aus den Greuelthaten, die von damaliger Kriegsführung unzertrennlich waren und auf beiden Seiten, von Polen wie von Kosaken verübt wurden, leuchtet hell der Name Chmelnicki hervor. Glänzende Waffenthaten knüpfen sich an diesen Namen. 180 000 Kosaken unter Chmelnicki trafen einst mit einem noch stärkern polnischen Heer bei Pilawce zusammen. Zwei Tage dauerte der Kampf, und die Polen waren am Abend des zweiten Tages siegreich. Als aber während einer 24 stündigen Waffenruhe die Nachricht sich verbreitete, daß 100 000 — in Wirklichkeit waren es nur 30 000 — Tataren den Kosaken zu Hilfe gekommen seien, da ergriffen im Dunkel der Nacht alle polnischen Führer und Edelleute die Flucht, und als die Soldaten am Morgen sich verlassen sahen, flohen auch sie, das ganze verschanzte Lager mit allen Vorräten dem Feinde ohne Schwertstreich überlassend. Die ganze polnische Geschichte hat keine zweite, so schimpfliche Flucht einer Armee aufzuweisen, wie die von Tatarenfurcht veranlaßte Flucht bei Pilawce. Lemberg, das bald darauf von Chmelnicki belagert wurde, erkaufte, bereits dem Fall nahe, den Abzug der Feinde noch durch ein schweres Lösegeld. Niemals aber hat sich Chmelnickis bedeutendes organisatorisches Talent so glänzend bewährt, wie nach der für die Kosaken unglücklichen Schlacht bei Sokal. In kurzer Zeit hatte er nach seiner Rückkehr vom Hofe des Tatarenchans, der ihn, erzürnt über die Niederlage, gefangen gehalten haben soll, wieder ein Heer von 50 000 Mann gesammelt, und bald darauf stand er auf dem Gipfel seiner Macht. In seinem schlichten Wohnhause zu Tschigirin sah er Gesandte der Könige von Polen und von Schweden, des Sultans, des Czaren, ja sogar des deutschen Kaisers erscheinen.

Blind gegen die Schreckensscenen, deren Schauplatz erst kurz vorher während des dreißigjährigen Krieges Deutschland gewesen war, gefallen gegnerische Geschichtschreiber sich darin, Chmelnicki für alles verantwortlich zu machen, was die von ihm geführten wilden Scharen sich zu schulden kommen ließen, weil er, als ein Gebildeter, die Masse hätte im Zaum halten sollen. Sie vergessen oder verschweigen dabei, daß mit Chmelnickis Heeren gar manche Raubbande in Polen und Littauen eindrang, über welche er gar keine Macht besaß. Der unparteiische Geschichtschreiber jedoch wird anerkennen, daß er ein bedeutender Feldherr und ein nicht minder gewandter Politiker war, und wird auch nicht unterlassen, der Bescheidenheit zu gedenken, durch

die er auch nach den größten Erfolgen sich auszeichnete. Das Volk der Ukraine aber hat nicht vergessen, daß es ihm die Befreiung aus einer entwürdigenden Knechtschaft verdankt, und sein Denkmal in Kijew ist ein Beweis dafür, daß sein Wirken nicht aus dem Gedächtnis der Urenkel seiner Kampfgenossen geschwunden ist.

Jetzt sind die Tage der Kämpfe und Unruhen für Kleinrußland längst vorbei. Handel und Industrie sind zur Blüte gelangt, und wo früher nur die rohe Kraft geschätzt war, dort hat jetzt auch die Wissenschaft eine Stätte gefunden. Kijew, das heute etwa 75 000 Einwohner zählt, nimmt unter den Handelsstädten des Reiches eine hervorragende Stellung ein. Es verdankt seinen Aufschwung in erster Reihe der Petersburg mit dem Schwarzen Meer verbindenden Eisenbahn, deren von dem Engländer Deviniol erbaute, 17 Meter breite und 2 Werst lange eiserne Brücke über den Dnjepr (1830 vollendet) zu den bedeutendsten Eisenbahnbauten Europas gehört. Auch eine Pflanzstätte der Wissenschaft wurde Kijew, als im Jahre 1834 die Universität von Wilna hierher verlegt und deren Sammlungen mit jenen anderer Anstalten vereinigt wurden.

In neuerer Zeit hat Kijew eine Konkurrentin an dem viel jüngern Charkow gefunden, welches durch Eisenbahnen mit Warschau-Petersburg, Odessa, der Krym, mit dem Asowschen Meer und dem Dongebiet verbunden ist. Unter der Regierung des Zaren Alexei Michailowitsch entstanden, wurde die Stadt 1780 Sitz des Gouverneurs der Ukraine und ist jetzt der Einwohnerzahl nach (etwa 60 000) die vierte Provinzialstadt Rußlands. Wie man Kijew wegen seiner geschichtlichen Vergangenheit und seiner alten Denkmäler mit Moskau vergleichen kann, so fordert der ganze Charakter Charkows zum Ziehen einer Parallele mit Petersburg heraus. Die Vorstädte bestehen zwar noch meist aus armseligen Lehmhütten, aber die ungemein malerisch am hohen Flußufer gelegene Stadt hat breite, gerade Straßen mit stattlichen, bis vier Stockwerke hohen Steingebäuden, und keine andere russische Provinzialstadt bietet so angenehme Geselligkeit und entfaltet ein so reges geistiges Leben wie Charkow. Dasselbe ist eine Folge der vielen Lehranstalten, unter denen namentlich die Universität sich eines ehrenvollen Rufes erfreut. Außer ihr besitzt Charkow zwei Gymnasien, eine an alten Handschriften reiche öffentliche Bibliothek, ein naturwissenschaftliches und ein physikalisches Kabinet, einen botanischen Garten und eine Menge, zum Teil vorzüglicher Privatunterrichtsanstalten. Viel Leben, besonders im Winter, bringen in die Stadt die großen Messen, die hier abgehalten werden. Zu alledem gesellt sich dann noch eine schöne Umgegend. Der Donez ist überreich an landschaftlich schönen Flußpartieen, deren eine, das alte Kloster Uspenskaja pustinja (Einsiedelei Mariä Himmelfahrt), unsere Abbildung (siehe Seite 309) zeigt. Auch die Steppe ist nah. Seitdem die Dampfwolken der Lokomotive über sie hinwegziehen, hat sie zwar viel von ihrem poetischen Reiz eingebüßt, aber jenem, der im leichten Tarantaß (siehe Seite 296) fernab von der Landstraße über den harten Steppenboden dahin fährt, präsentiert sie sich noch im alten Gewande, in aller Farbenpracht, mit ihrem mannigfachen Pflanzen- und Tierleben. Nur wenn die Mittagssonne ihre Strahlen herabsendet, scheint alles Leben erstorben. Schon im März wird hier die Sonne dem Reisenden lästig, in den Sommermonaten aber, wenn die Steppe, soweit das Auge zu sehen vermag, mit einem bunten Blumenteppich bedeckt ist, liegt eine erstickend heiße Luftschicht über dem dichten Grase. Die tiefe Stille, die ringsum herrscht, ladet zum Träumen ein. Vor unserem Blick tauchen aus dem Nebeldunst all die Gestalten auf, mit denen die Phantasie des Kleinrussen Land und Wasser belebt. Die Phantasiegebilde der Kleinrussen sind viel mannigfaltiger als jene der Großrussen. In den Gebüschen am Flusse sind die mit Schilf bekränzten Russalki (Wassernymphen) verborgen, die auf die jungen Mädchen lauern, welche Wasser holen kommen. Kommt eine unvorsichtig der Russalka zu nahe, so kitzelt sie diese zu Tode und zieht sie hinab in die Tiefe. Im Hause halten sich Hausgeister auf, gute und böse, die häufig menschliche Gestalt annehmen. Der gute Hausgeist sorgt für Vermehrung des Wohlstandes der Familie, und besonders die Haustochter erfreut sich seiner freundlichen Zuneigung, die er auch dadurch bethätigt, daß er ihr einen schönen und reichen Freier zuführt. Der böse Geist dagegen stört die Nachtruhe der Hausbewohner durch sein Gepolter und legt sich als beklemmender Alp auf ihre Brust. Schlimmer noch ist der Vampyr (upir), der als Sohn des Teufels und einer Hexe seinen Mitmenschen alles Böse zuzufügen sucht, nach seinem Tode aber keine Ruhe im Grabe findet, nicht verwesen kann, und bei Nacht hervorsteigt, um den Schlafenden das Blut auszusaugen. Der Hexenglaube ist stark verbreitet. Bei Kijew liegt der Blocksberg der Hexen Kleinrußlands, der Kahlenberg, wohin sie in der Johannisnacht auf Besenstielen oder Ofengabeln reiten. Das ganze Reich Satans mit seiner Legion von Hexen, Teufeln und

bösen Geistern aller Art lernt der Schatzgräber kennen. Um Mitternacht vom 23. zum 24. Juni öffnet sich eine feuerrote Blüte, welche die Fähigkeit besitzt, alle verborgenen Schätze ans Tageslicht zu ziehen, aber dem Glücklichen, der die Blüte fand, wird die Schatzhebung doch nicht leicht, denn das ganze Geisterreich macht ihm seinen Fund streitig, und der geringste Verstoß gegen die Regeln der Schatzgräberei hat seinen Tod zur Folge. Das Volk weiß eine Menge Geschichten zu erzählen, in denen Geister die Hauptrolle spielen, und an langen Winterabenden, wenn alt und jung in der Wohnstube beisammen sitzt, bilden sie den Unterhaltungsstoff. In der traulichen hellen Stube lauscht es sich so gut den Erzählungen. Wie nämlich der ganze Charakter des Kleinrussen einen Gegensatz zu jenem des Großrussen bildet, so auch sein Wohnhaus. Da giebt es keine schwarzen, verräucherten Stuben wie in Großrußland; die Wände sind weiß getüncht, der mit festgestampftem Lehm bedeckte Boden sauber gefegt. Alles im Hause — die blank gescheuerten Tische, der weißgetünchte mächtige Ofen neben der Thür, das hoch aufgetürmte Bett, der Glasschrank mit den hübsch arrangierten Gläsern und Tassen u. s. w. — verrät den Ordnungs- und Reinlichkeitssinn des Kleinrussen. Das ganze Dorf, der Chutor, sieht freundlich und sauber aus. Meist liegen die Dörfer an einem Bach und die Strohdächer blicken aus den Gebüschen hervor, welche jede Cháta (Bauernhaus) umgeben, denn der Kleinrusse baut, trotzdem es Dörfer mit 2 bis 3000 Einwohnern giebt, seine Häuser nicht wie der Großrusse in langer Doppelreihe längs der Straße, sondern regellos sind die weißen Häuschen über den Bergabhang verteilt. Jeder hat sich angebaut, wo es ihm am besten gefiel, aber bei keinem Hause fehlt ein Gärtchen, von Hollundersträuchen eingefaßt, in welchem die goldenen Sonnenblumen ihre schweren Häupter wiegen und der hellrote Mohn ganze Beete füllt. Oasen gleich sind diese Niederlassungen über die baumlose Steppe zerstreut, in deren Einförmigkeit nur die Kurgane, die Grabhügel aus grauer Vorzeit, einige Abwechslung bringen.

Zu diesen alten Hügeln, unter denen so manches Heldengeschlecht ruhen mag, ist in neuerer Zeit ein 20 Meter hoher Hügel hinzugekommen, in der Nähe der freundlichen Gouvernementsstadt Poltawa (30 000 Einwohner), auf dem berühmten Schlachtfeld, auf welchem Karl XII. siegverwöhnte Truppen am 27. Juni 1709 den gering geschätzten Russen erlagen. Unter dem Hügel ruhen die in der Schlacht gefallenen Russen — kein Kreuz, kein Stein aber bezeichnet das Grab des im fernen Auslande gestorbenen Verräters Maseppa. Unter den mächtigen Fittichen des Kaiseradlers, zu dessen Untergang sich jener einst verschworen, ist Kleinrußland emporgeblüht, und in langer Friedenszeit ist das einst unruhigste Gebiet Rußlands ein Land der friedlichen Arbeit, ein Land voll Wohlstand geworden. An die stürmische Vergangenheit wird bald nichts mahnen als der Fluch, den am Fest der Rechtgläubigkeit der Archidiakon ausspricht und den die Menge tausendstimmig wiederholt — der Fluch über Maseppa, den Landesverräter! . . .

Register.

Aberglaube
bei den Esthen II 201
„ „ Russen I 159, 162
in Kleinrußland II 315
Abó II 139
Achtuba I 263
Adel, polnischer, II 255
Alekſejew, Fedor Jakowlewitſch, II 31
Alma I 315, 320
Altgläubigen, Verfolgungen der, II 184
Alupka I 314
Aluſchta I 314
Anthrazit, ſ. Kohlenlager
Archángelsk II 167
Arensburg II 219
Artél I 100, II 18, II 155
Askolds Grab II 299
Aſoff I 297, 299
Aſtrachan I 271
Auguſtowo II 279
Awaſakſa II 140

Bachtſchi-Sarai I 330
Badeſtuben, I 107
Bahnhöfe I 224
Balaganji II 66
Balaklawa I 315
Banduriſten II 291
Baskaken, I 31, 92
Bauernhäuſer
in Finnland II 119
ruſſiſche I 106 II 316
Bauske II 218
Bender I 348
Bergbau, I 255, 296, II 176
Bereſina II 288
Beriſlaw II 295
Bespopówſchtſchina I 140
Beſſarabien I 346
Beſteuerung der Bauern I 126
Bettler I 120, II 303
Bevölkerungszahl
der Esthen II 199
Finnlands II 126
der Lappen II 147
der Letten II 196
der Oſtſeeprovinzen II 188, 195
der Samojeden II 147
Bialyſtok II 287
Bierbrauerei II 76, 283
Birons Sarg II 217
Bjeloweſcher Haide II 283
Björneborg II 140
Bobruisk II 268
Börſen Rußlands II 18
Bogoljuboff II 33
Bogorodskoje I 111
Boriſow II 288
Borowikowsky II 298
Brände, auf dem Lande, I 119
in Petersburg, II 104
Braheſtadt II 140
Brand von Moskau I 47
Branntweinbrennerei II 76, 283
Branntwein-Strike II 252
Breſt-Litewski II 267
Brjuloff, Karl, II 28
Bruni, T. A., II 28
Burlaki I 179
Burun I 267, 275
Butterwoche I 164

Cavos II 167
Chanceller II 167
Charkow II 315
Chencin II 280
Cherſones I 316
Chmelnicki Bogdan I 286, II 311, 314
Chocim I 348
Cholmogori II 167, 169
Cholui, I 112
Chotoſchichin I 178
Chriſtianiſierung Rußlands I 97
Churul I 268
Chutors I 346, II 316
Ciechocinek II 279

Dagö II 219
Datſchen II 105
Demblin ſ. Iwangorod
Demetrius-Muſeum I 202
Demidoff II 176
Derewier II 287
Deutſche Kolonieen
am Dnjepr u. Dnjeſtr I 339
in Littauen II 284, 287
in Moskau I 75
bei Pawlowsk II 108
in Polen II 276
im Gouv. Taurien I 337
an der Wolga I 259
Deutſche Koloniſten, Zahl der, I 338
Deutſche Orden II 190
Deutſchtum i. d. Oſtſeeprovinzen II 226
Dichte der Bevölkerung
in Livland II 219
im Norden II 143
Dmitri, Bojar, II 299
Dnjeprfälle II 311
Dörfer der Lappen II 143
der Ruſſen I 106, II 316
Domesnäs II 219
Domowoi I 159
Donez I 291, II 315
Donſche Steppe I 287
Dorpat, Geſchichte, II 191, 195, 220
Dorpat, Univerſität, II 223
Drjagil-Artéle II 18
Dumy I 282
Düna II 210
Dünaburg II 271
Dünadelta II 217
Dwina II 168, 185
Dwornjik I 23

Einwanderung I 259
Eis, Beluſtigungen auf dem, II 73
Eisverkauf II 72
Eiſen I 297 II 180
Eiſenbahnen I 219
Eiſenbahnunfälle I 231
Eiſenhandel, I 207
Elton-See I 264
Embach II 220
Engländer im weißen Meer II 167
Ephrim I 180
Esthen II 199
Eſthniſche Poeſie II 201
Eſthniſche Sprache II 200
Export Rußlands II 211

Familienleben I 127
Farmaſſónji I 147
Fellin II 224
Feodoſia I 307
Feſt der Rechtgläubigkeit II 96
Feſte, ländliche, I 160, 162
Feſtungen II 266
Feuerwehr in Petersburg II 104
Findelhäuſer I 79, II 80
Finniſches Recht II 138
Finniſche Sprache II 135
Finnland II 116
Fiſchfang
bei Aſtrachan I 271
bei Balaklawa I 315
in der Wolga I 195
an der Eismeerküſte II 155
im Weißen Meer II 160
Fiſchfang-Artéle II 155
Flachsausfuhr II 212
Flachsinduſtrie I 250
Flotte, die ruſſiſche, II 63
Frauen, Stellung der
bis zum 18. Jahrhundert I 40
auf dem Lande, I 130
im Norden II 183
Friedrichſtadt II 218
Füchſe II 182

Gamla Karleby II 140
Gatſchina II 107
Geflügelzucht I 239
Geiſtlichkeit, lamaitiſche, I 268
Geiſtlichkeit, ſchwarze, I 80
Gemeinweſen, altruſſiſches, I 98, 126
General-Gouvernements II 271
Georgskloſter b. Sewaſtópol I 320
Georgstag ſ. Jurjew Den
Geſellſchaften, muſikaliſche, II 90
Geſellſchaft, Philharmoniſche, II 87
Geſellſchaft, ruſſiſche muſikaliſche, II 89
Getreidebau
am Don I 295
in den Oſtſeeprovinzen II 203
an der Wolga I 255
Getreideexport II 211

Glaubensvereinte Kirche I 144
Glaubensverfolgungen in Polen II 259
Glinka, M. J., II 88
Godunoffs, Grabstätte der, I 96
Götzen, samojedische, II 151
Goldingen II 218
Goldwäschereien II 179
Gorbatoff, Kreis, I 250
Gostjinny dwor
in Moskau I 65
in Petersburg II 51
Grodno II 287
Großgrundbesitzer, Typen der, I 148
Groß-Nowgorod II 228
Gruschowka I 297

Häringsfang II 159, 160
Handel (s. Export, Import)
Libaus II 219
Moskaus I 66
Odessas I 340, 346
Pernaus II 224
Revals II 225
Rigas II 210
Hangö II 139
Hapsal II 224
Hasenpoth II 218
Hausindustrie
in Bogorodskoje I 111
im Gouv. Jaroslawl I 207
im Gouv. Njishny-Nowgorod I 115
in Wjatka u. Perm I 247
im Gouv. Wladjimir I 112
Heer, das russische, II 271
Heiligenbilder-, Malerei u. Handel I 18, 112
Helsingfors II 138
Herrenhuter I 261
Hirvinsala, Insel, II 139
Hochzeitsfeier
der Esthen II 201
der Mordwinen I 240
der russischen Bauern I 167
Hofleben
im 18. Jahrhundert II 44
unter der Kaiserin Anna II 73
Holzhandel II 168, 169, 210
Holzhauer I 192
Holzmangel I 346
Horde s. Kirgisen
Horodla II 279
Hrebinka, Eugen, II 298

Imandra-See II 185
Imatrafall II 127
Import, russischer, II 215
Industrie, Moskaus, I 66
Petersburgs II 74
Inkjerman I 323
Irmel-Tau II 175
Isba, tschórnaja u. bjélaja, I 106, 107
Iswóstschik I 19, II 47
Iwánowo, I 112
Iwangorod II 267
Jacobi, Prof. W. J., II 32
Jagd
im Norden, II 154
i. d. Steppe I 287
Jagd-Artéle II 155
Jaila-Dagh I 307
Jakobstadt II 140
Jakobstadt II 218
Jalta I 307, 309
Jaroslawl I 204
Jedikejew, Fedor, II 28
Jekaterinenburg II 168
Jeltowodsk, Kloster, I 208
Jenikale I 327, 337
Johannisfeier II 123
Jordan I 163
Juchtenleder II 75
Juden
in Kurland II 195
in Odessa I 339
in Polen II 248
Jüdische Feste II 254
Jurjew Den I 160
Jurodjiwy I 162
Jurten I 274

Kaffa, s. Feodosia
Kaissak-Kirgisen I 273
Kaldun I 25
Kalewala II 130
Kalewi poeg II 201
Kalgujew II 169
Kalisch II 276
Kalmyken I 268
Kama I 247
Kanäle
Don-Wolga I 263
zwischen Kaspisee und Ostsee I 195
Kanin II 160
Kara, Fluß, II 185
Karabelnaja I 316
Karaim s. Karaiten
Karaiten I 335
Karamsin, Denkmal I 252
Karasee II 170
Karéta II 48
Kasan I 243
Kasan, Reich, I 244
Kasanka I 244
Kaspisee-Flotte I 272
Katakomben in Kijew II 299
Katschkanar II 175
Kattunfabrikation I 112
Kaufmannschaft
im Dongebiet I 297
in Moskau I 68
in Petersburg II 26
Kaviar I 272
Kekholm II 112
Kem II 168
Kem, Fluß II 185
Kemmern II 218
Kertsch I 327
Kielce II 280
Kijew, Festung, II 268
Kijew, Stadt, II 298
Kirchengesang II 92
Kirgisen I 273
Kirgisensteppe I 275
Kischinew I 348
Kiwatsch-Fall II 185
Kiwschenko, A. D., II 32
Kleinrußland II 289
Klever, Prof. J. J., II 32
Klubbs II 80
Kobsary II 291
Kohlenlager I 296, II 181
Kola II 147, 160, 169
Koleda I 164
Konewez, Kloster, II 111
Korsunsche Pforten II 240
Kosak, Bedeutung d. Wortes, I 276
Kosaken
astrachansche I 273
Dnjepr- I 278, II 313
Donsche I 276, 287
Kosakenlieder I 282
Kosakenwohnung am Don I 291
Kosaken, Zahl der, I 299
Kosmodemjansk I 243
Kosmus und Damian, Fest I 162
Kostomaroff, N. J., II 298
Kostromá I 207
Kotlarewsky, J. P., II 297
Kotzebue, Alexander, II 32
Kowd, See, II 185
Kowno II 284
Krakowiäken II 280
Krasnoje Selo II 107
Kremenetz II 287
Kreml in Moskau I 26
Krewinnen II 196
Krewitschen s. Krewinnen
Kristinestadt II 140
Kriwitschen II 287
Krönung der Zaren I 35
Kronstadt II 105
Krym I 300
Krymkrieg I 319
Kuindshi, A. J., II 33
Kujawzen II 280
Kulisch II 298
Kumysheilanstalten I 256
Kupferbergwerke II 180
Kuren II 196
Kurgane
in Kleinrußland II 316
an der Wolga I 255
Kurische „Könige" II 196
Kurisches Sibirien II 218
Kurland, Geschichte, II 194
Kurpie II 287
Kutno-See II 185
Kyrtym II 176

Ladoga-See II 110
Lagorio, Prof. L. F., II 32
Lamaismus I 268
Landleben I 97
Landwirtschaft
in den Ostseeprovinzen II 205
in Polen II 283
Lappen II 143
Lawra II 300
Lazarew, Armenier, II 52
Leal II 224
Lederfabrikation I 247, 111, II 75
Leibeigenschaft I 123
Leihkassen I 251

Leinwandfabrikation I 207
Letten II 196
Lettische Litteratur II 199
Libau II 218
Lippitz II 287
Littauen II 283
Litteratur
finnische II 135
kleinrussische II 297
lettische II 199
Livadia I 304
Liven II 196
Livländische Schweiz II 220
Lodz II 275
Lomza II 279
Lublin II 279
Luzk II 287
Lyrnjiki II 291
Lysa Gora II 280

Maanselkö II 119
Makariew I 215
Makowsky, Prof. W. E., II 32
Malachoff I 327, 328
Malakanji I 147
Malerei, Geschichte der, II 27
Maria Feodorowna, Kaiserin, mildthätiges Wirken der, II 81, 82, 83
Mariengilde in Riga II 209
Marien-Kanal-System I 203
Marine s. Flotte
Máslenjitza
auf dem Lande I 164
in Petersburg II 65
Masuren II 280
Matotschkin Scharr II 170
Medwedjitza I 291
Mennoniten I 259
Mesen, Fluß, II 186
Mesen, Stadt, II 169
Meschtschersky, Prof. A. J., II 33
Militärbezirke II 271
Minin, Grab I 216
Minin u. Posharski, Denkmal in Moskau I 62, N.-Nowgorod I 215
Minsk II 287
Mir, Organisation des, I 128
Mitau II 217
Mobilisierung II 271
Modlin s. Nowo-Georgiewsk
Mönche s. Geistlichkeit, schwarze
Mohn, Insel, II 219
Moldauer I 347
Mokschany I 199
Monrepos, Schloß, II 129
Mordwinen I 239
Moskau I 11
Murmanskische Küste II 160
Musik, Geschichte der, s. Oper
Mutter Gottes, Kasansche I 245
Mythologie der Lappen II 144

Naphta II 181
Napoleoniſten I 147
Neujahrsnacht, Erforschen der Zukunft, I 162
Newa II 215
Newa-Inseln II 15
Newka II 15
Nikolaistadt II 140
Nikon, Patriarch, I 138
Njishny-Nowgorod I 208
Njishny Nowgorod, Messe, I 208
Nomadenleben der Bauern I 104
Nöteburg s. Schlüsselburg
Nowo-Georgiewsk II 267
Nowaja Semlija II 170
Nowo-Tscherkask I 297, 299
Nystadt II 140

Odessa I 339
Oesel II 219
Onega II 168
Oper, russische II 83
Oranienbaum II 107
Orechowetz s. Schlüsselburg
Orenburg I 274
Orianda I 303
Orkapu s. Perekop
Orloff, Diamant, II 36
Orloff-Pferde I 290
Ortsheiligen, Fest des, I 164
Osnowjanjenko II 298
Ostrog II 287
Ostrolenka II 279
Ostseeprovinzen II 185
Ozorkow II 276

Pabianice II 276
Paëchoi-Gebirge II 175
Päw, See II 185
Palmsonntag-Prozession in Moskau I 63
Pastoren, finnische, II 124
Pawlowo I 114
Pawlowsk II 108
Perekaty I 184
Perekop I 338
Pereswp I 339, 346
Perm II 168
Pernau II 224
Peterhof II 106
Petersburg II 1
Deutsche in II 7
Gemäldesammlungen II 27, 34, 35, 39, 40
Gründung von II 1
Mortalität II 2
Museen II 34
Wassernetz II 25
Wassily-Ostrow II 26
Petersburger Schweiz II 116
Petscherski-Kloster II 299
Petschora II 186
Pferdezucht I 289 II 283
Phylorera I 312
Pilger II 300
Pinsk II 287
Piotrkow II 275
Platina II 179
Plettenberg, Walter von, II 190
Plozk II 279
Pobótschnja I 184
Podscherem II 186
Poesie, kleinrussische, II 290
Pokrowskoje, Dorf, II 292
Pokrowsky Sobor s. Wassily Blashenny
Polen II 247
Polizei in Petersburg II 49
Polnische Juden II 248
Polnischer Adel II 255
Poltawa II 316
Pope I 130
Popentöchter I 135
Popowa Gora II 243
Popówschtschina d. Altgl. I 140
Praga II 272
Prásdnjiky Spassa I 163
Prawda, rußkaja, II 231
Presse I 342
Pripet II 287
Pskow II 243
Pugatscheff I 258
Pultusk II 279

Quarantäne I 345

Raskól, Geschichte des, I 138
Raskolnjiky I 138, 147
Raschiwy I 199
Renntiere II 144, 154
Restaurants in Petersburg II 79
Reval II 224
Revision I 126
Riga II 204
Rindviehzucht
an der Wolga I 257
am Don I 291
in Polen II 283
Rjady s. Moskau
Rostoff am Don I 297, 299
Rublew, Andreas, II 28
Rubinstein, Anton, II 89
Rußkijal, Steinbrüche bei, II 115
Rußalki I 159, II 315
Russen, Ursprung der, II 231
Rybinsk I 199, 203

Sachodjinzi I 120
Säulenheilige II 303
Saima-Kanal II 119
Saima-See II 127
Salzbergwerke im Gouv. Simbirsk I 255
Salzkonsum Rußlands I 312
Salz-Seeen I 264, 311
Samara I 255
Samojeden II 147
Samoskwarétschje s. Moskau
Sandomierz II 279
Sanitäre Verhältnisse in Petersburg II 49
Sapera I 291
Saporogen I 278, II
Sarai, Ruinen, I 267
Saratoff I 258
Sarepta I 261
Sarpa I 261
Sarti, Giuseppe, II 84
Schadrinsk II 168
Schafzucht
am Don I 291
in Polen II 283
Schewtschenko, T. G., II 298
Schischkin, J. N., II 32
Schlock II 218
Schlüsselburg II 115
Schuhwaren I 249

Schulen
der Tataren I 242
der Kosaken am Don I 298
in Kostromá I 207
Schuwalowo II 116
Schwarzes Meer I 300
Schwarzhäupter II 208, 225
Schweinezucht II 283
Schwertbrüder II 189
Seebäder
i. d. Krym I 307, 309, 314
a. d. Ostsee II 219, 225
Seehundfang II 159
Seg-Ozero II 185
Sekten I 138, 143, 147
Semik I 160
Sétscha I 279, II 292
Sewastópol I 316
Shegulewskische Berge I 255
Silberbergwerke II 179
Simbirsk I 252
Simferopol I 337
Sirjänen II 153
Sjeroff, A. N., II 90
Skierniewitz II 276
Skopzi I 143
Snáchar I 163
Solombala II 168
Solowetzky-Kloster II 160
Sopelki I 180
Sopljas, Steinbrüche am, 186
Soshigátjely I 143, 144
Sparkassen I 251
Sperlingsberge s. Worobjewy gory
Spielkarten II 80
Stahlwarenfabrikation I 250, 114
Staraja Russa II 241
Staro-Konstantinow II 287
Staro-Tscherkask I 299
Stenka Rasin I 258
Steppen
am Don I 287
in Kleinrußland II 315
Nogaier- I 338
b. Odessa I 346
Steppenbrand I 275
Stiftungen, milde, II 80, 81, 82, 83
Störfang I 271
Stránjiky I 143, 182, 195
Straßen I 111
Strelzi, Vernichtung der, I 60
Strjelna, Lustschloß, II 106
Stroganoff, Gregor, I 215
Sudkowsky, N. G., II 33
Susanjin, Denkmal I 207
Suwalki II 279, 287
Swacha I 130, 167
Swat I 167
Sweaborg II 138
Swertschkoff, N. F., II 33
Synod, der heilige, II 58
Syssran I 257

Tabun I 288
Taganai II 176
Taganrog I 297, 299
Tamerfors II 139
Tatar als Kleiderhändler I 20
Tataren i. d. Krym I 310, 338
im Gouv. Kasan I 242
Tataren, Auswanderung der, I 339
Taurien I 300
Tavastehus II 139
Temperatur in Petersburg II 50
Theater I 88, II 91
deutsches im Kreml I 88
erstes in Rußland I 207
Türme, schiefe, I 243
Toksowo II 116
Toleranz, religiöse, I 17
Tolpas, Berg, II 186
Tomaszow II 276
Top-Ozero II 185
Torneå II 140
Torne-Elf II 140
Totenfeier auf dem Friedhofe I 172
Totenklagen, russische, 184
Totma II 168
Traubenkur i. d. Krym I 313
Trisna s. Totenfeier.
Troika II 48
Troitzky Kloster b. Moskau I 95
Trunksucht I 121, II 79
Trutowsky, K. A., II 32
Tschebokssary I 243
Tschenstochau II 275
Tscheremissen I 232
Tscheskaja-Bai II 169
Tschudof Monastyr s. Kreml.
Tschufut-Kale I 335
Tschumak II 295
Tschuwaschen I 233
Tundras II 182
Twer I 199

Uglitsch I 202
Uleåborg II 140
Uleå-Elf II 140
Universitäten I 79, II 264
Ural II 171
Usolje I 255
Utschan-Su I 307

Verfassung Finnlands II 137
Viehausfuhr II 211
Volkscharakter, russischer, I 2
kleinrussischer II 289
Volkspoesie II 130, 153, 290

Wäinämöinen II 130
Wagenbauer I 247
Wahlebene b. Warschau II 272
Waigatsch II 151
Walaam, Kloster, 111
Walck II 220
Waldai-Höhen II 242
Waldbrände I 187
Walddevastation I 186
Waldkultur I 189, II 283
Walroßfang II 159
Waräger II 231
Warschau II 260
Wasa s. Nikolaistadt
Wasserweihe II 39
Wassily Blashenny s. Moskau
Watagi II 155
Wataman II 155
Weichsel II 280
Weichselufer II 272
Weichselzopf II 287
Weinbau I 296, I 312
Weinhandel I 312
Welikoje I 207
Weliky Ustjug II 168
Weltgeistlichkeit s. Pope.
Wenden, Stadt, II 220
Wereschtschagin, W. W., II 31
Wikulin, Danilo Philipoff, II 184
Wilna II 284
Windau II 219
Winter in Petersburg II 50
Wirtz-See II 224
Wisent II 284
Wisliza II 280
Wjatka, Stadt, II 168
Wjerstowsky, A. N., II 88
Wjeschi I 159
Wladimir Wolynski II 287
Wladjimirs Tafelrunde II 311
Wloclawsk II 276
Wodnoi I 159
Wohnhaus am Don I 291
d. krym. Tataren I 311
d. Tataren a. d. Wolga I 242
Wola II 272
Wolchow II 111
Wolchowsky-Wald II 243
Wolfsjagd I 194
Wolga 175
Wolgabrücke b. Syssran I 257
Wolgadampfer I 183
Wolgadelta I 271
Wolgaquellen I 178
Wolga-Schleusen I 178
Wolgaüberschwemmung I 184
Wolmar II 220
Wologda II 168
Worobjewo I 55
Worobjewy gory I 55
Worsmá I 115
Wosnessensky Possad I 114
Wowtschok, Marko, II 298
Wuoxa II 127
Wyborg II 128
Wygorjetzky-Kloster II 184
Wyg-See II 185
Wym II 185

Zamosć II 279
Zarenkinder, frühere Erziehung I 46
Zarew I 267
Zárew Bugor I 255
Zarinnen, Leben der, I 43
Zarizyn I 263
Zarskoje Selo II 107
Zeitungen s. Presse
Zgierz II 276
Zigeuner i. d. Krym I 336
Zuckerfabriken II 276, 283

Knjižnica Univerzitetna Ljubljana